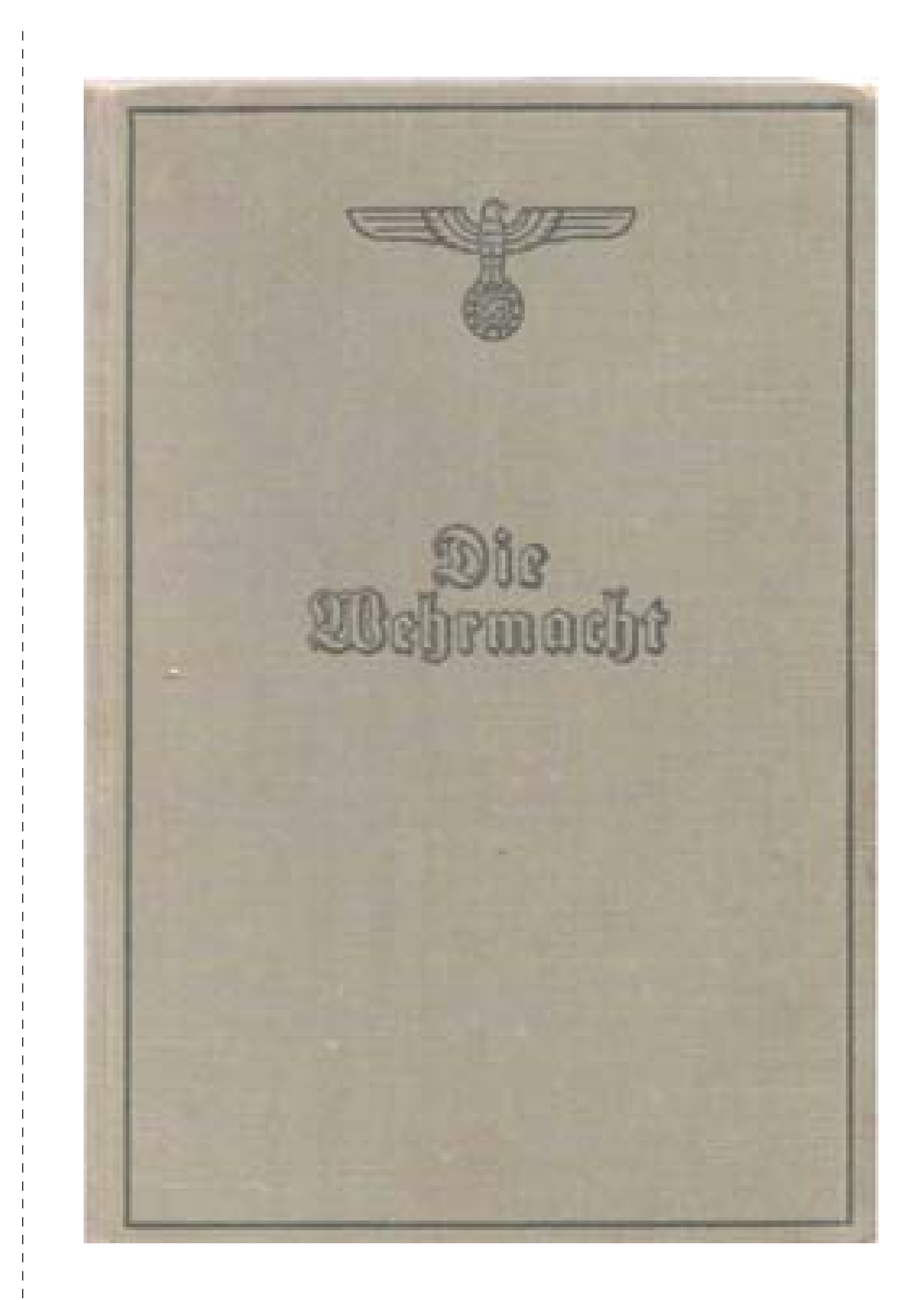

Die
Wehrmacht

DIE WEHRMACHT

Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes



Adolf Hitler
Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht

DIE WEHRMACHT

Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht

Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes

19 4 0 VERLAG »DIE WEHRMACHT« BERLIN

DIE WEHRMACHT
1940

Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes
Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht
bearbeitet von Karl Fischer
Schutzumschlag: Theo Matejko

Inhaltsverzeichnis

III. KAPITEL: Vor den Bunkern

IV. KAPITEL: Feldgraue Nordlandfahrt

V.KAPITEL: Die Stunde des entscheidendsten Kampfes

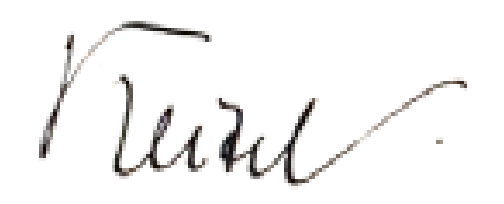
„Von hier und von heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, daß Ihr dabei gewesen seid", schrieb Goethe während der Kanonade von Valmy im Jahre 1792.

Goethe hat den Verfall jener neuen Epoche der Weltgeschichte nicht erlebt. Das wahre neue Zeitalter ist heute angebrochen, und wir sind glücklich, daß wir dabei gewesen sind.

Es ist ein Mann, ein einziger, der das alte Zeitalter stürzte und das neue schuf, der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, der Mann, der in dem historischen Tagesbefehl vom 10. Mai 1940 seinen Soldaten zurief: „Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten 1000 Jahre."

Eine spätere Zeit wird erst ganz ermessen und würdigen können, was Deutschland, sein Führer und seine Soldaten seit dem 1. September 1939 geleistet haben. Was sie erreicht haben, das wissen wir jedoch schon heute —

das ewige freie Großdeutschland.



Einführung

von Oberst d. G. v. Wedel.

Ein Jahr Krieg hat durch das Genie des Führers der Wehrmacht des Großdeutschen Reiches einzigartige militärische Erfolge gebracht. Nicht „ordinäre Siege“ wurden errungen, sondern Vernichtungsschlachten in einem bisher unvorstellbaren Ausmaß sind geschlagen worden. Der Sieg der deutschen Waffen beruht auf der Einheit der politischen und militärischen Führung, in der höchsten Spitze verkörpert durch die Person des Führers, und auf dem Zusammenwirken der Wehrmachtteile und Waffengattungen.

Dieser Zusammenklang von Führung und Truppe, der Wehrmachtteile untereinander, von Front und Heimat bildet den Pulsschlag des gesamten gewaltigen Geschehens unserer Tage.

Das Bewußtsein dieser Einheit des Handelns und Denkens gibt dem gesamten Volk immer wieder neue Kraft, festigt den Glauben an den Endsieg.

Halten wir uns diese Tatsachen immer wieder vor Augen.

Die vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegebene Zeitschrift „Die Wehrmacht“ hat sich seit ihrer Gründung in den Dienst der Wehrmacht und der Wehrhafterhaltung des ganzen Volkes gestellt. In Wort und Bild war sie ein getreuer Spiegel der von Jahr zu Jahr wachsenden deutschen Rüstung; schon im Frieden und ganz besonders im Kriege legte sie Zeugnis ab von der Wucht des Gesamtgeschehens, besonders aber von dem Zusammenwirken der Wehrmachtteile unter der genialen Führung ihres Obersten Befehlshabers.

So entstand eine gewaltige Sammlung von Stoff, von richtungweisenden Aufsätzen und Bildern von zum Teil einzigartigem Wert, und es ergab sich ganz von selbst der Gedanke, die wertvollsten und dokumentarischsten Beiträge in Buchform zusammenzufassen.

Der erste Band umfaßt die Zeit vom 1. September 1939 bis 31. August 1940. Seit dem vorigen Jahr hat sich die Perspektive immer weiter geöffnet, so daß dieses Buch, das erste in einer Reihe alljährlich erscheinender Werke, auch in rückschauender Betrachtung das glänzendste Kapitel der deutschen Kriegsgeschichte, ja der Kriegsgeschichte schlechthin, in seinem Inhalt widerspiegelt.

I. KAPITEL

18 Tage Weltgeschichte

1. September 1939

Von Karl Fischer

Streift uns auch jetzt, in diesen letzten Tagen des August 1939, wieder nur der Krieg mit der Spitze seines Flügels, wie damals, als die Ostmark sich dem Reich anschloß, als die Sudetendeutschen an die Pforten des Reiches klopften, als die damalige Tschechei das Reich um seinen Schutz bat?

Monate ist die deutsch-polnische Spannung alt. Seit Monaten haben jenseits unserer östlichen Grenzen die Fanatiker eines „größeren Polens“ die Oder als polnische Grenze verlangt, seit Monaten haben sie bekämpft, mißhandelt, verschleppt, erniedrigt, gefoltert, getötet jene Deutschen, die das Diktat von Versailles vor zwanzig Jahren den Polen in die Arme jagte, seit Monaten zieht man drüben, jenseits der Grenze, einen Jahrgang nach dem anderen ein, denn — man hat ja die Garantien Englands und Frankreichs gegen Deutschland in der Tasche, und was ist schon Deutschland gegen ein Polen, das England und Frankreich — „die Welt“ — zu seinen Verbündeten zählen darf?

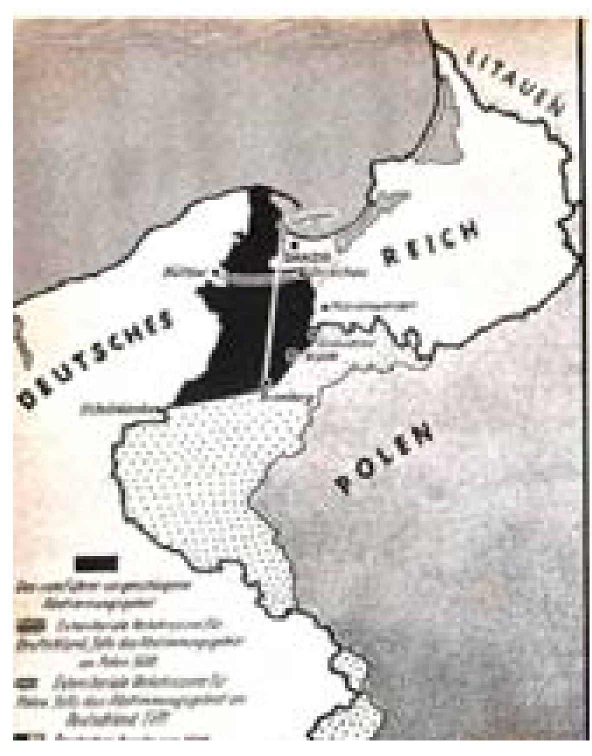
Zwischenfälle in Danzig, Verfrachtung polnischer Soldaten, Beamter, sogenannter Zivilpersonen auf die den Polen vorbehaltenen Gelände und Gebäude der Freien Stadt, Mißhandlung von Volksdeutschen — 38 Fälle sadistischer Roheit zeichnet ein Beamter des Auswärtigen Amts allein am 20. August auf —, „Erntefest mit blanken Messern“ als polnische Parole für den 28. August, Transporte von Infanterie aus Graudenz, Thorn und anderen Garnisonen nach Dirschau, in Zivil natürlich, damit wir nicht zu früh bemerken, was sich drüben abspielt. . .

Das ist die Situation im August, und sie nimmt schroffste Formen an, als polnische Flugzeuge die Grenze überfliegen, polnische Flak auf Hela und in Gdingen deutsche Verkehrsmaschinen unter Feuer nimmt, 70.000 Volksdeutsche über die Grenzen Polens in das Reich fliehen.

So sieht es aus, als Wehrmacht und Volk des Großdeutschen Reiches sich anschicken, auf Ostpreußens Schicksalsboden die 25jährige Wiederkehr der Schlacht von Tannenberg zu feiern.

Diese Feier findet nicht statt, verlassen bleiben die Lager und die Tribünen, die für den Gedenktag errichtet wurden; Deutschland hat andere Sorgen, die feierlich geschmückten Felder und das Ehrenmal von Tannenberg warten vergeblich auf ihre Gäste; man begegnet nur feldgrauen Soldaten, jungen und alten . . .

Die Bewährungsprobe für Wehrmacht und Volk beginnt.



Das schlug der Führer Polen vor: Rückgabe Danzigs an das Reich, Volksabstimmung im Korridor außer in Gdingen, exterritoriale Bahnen und Autostraßen je nach dem Ausfall der Abstimmung.

„Seit einer Stunde ist in Polen durch Anschlag die allgemeine Mobilmachung befohlen worden. Erster Mobilmachungstag ist der 31. August ...“ telephoniert am 30. August, nachmittags um 17 Uhr 30, der deutsche Geschäftsträger in Warschau an seine Regie rung.

Sechseinhalb Stunden später überreicht der britische Botschafter Hen-derson dem Reichsminister des Äußeren ein Memorandum der britischen Regierung. Darin heißt es, die Heuchelei wird hinter allen Rissen der diplomatischen Tünche sichtbar, daß es Englands Wunsch sei, den Frieden zu bewahren:

„. . . die Regierung Seiner Britischen Majestät erkennt voll an, daß bei der Aufnahme der Verhandlungen (zwischen Deutschland und Polen) Eile geboten ist, und teilt die Befürchtungen des Herrn Reichsministers, die sich aus dem Umstand ergeben, daß zwei mobilisierte Armeen sich in allernächster Nähe gegenüberstehen . . .“

Deutschland hat nicht mobilisiert, sondern durch Verstärkung seiner jungen Wehrmacht lediglich dafür gesorgt, daß der polnische Größenwahn nicht ungestraft an die deutsche Grenze rühren kann.

Die deutsche Regierung wünscht den Frieden. Sie hat sich trotz der wachsenden Spannung des deutsch-polnischen Verhältnisses bereit erklärt, bis zum Abend des 30. August einen bevollmächtigten Beauftragten der polnischen Regierung zu empfangen.

In der Wilhelmstraße wartet man vergeblich, der polnische Vertreter bleibt aus. Dafür trifft um diese Zeit die Nachricht von der polnischen Mobilmachung ein.

Die Würfel sind gefallen ...

*

Es ist der 31. August, abends 21 Uhr. Der Wagen des Botschafters Seiner Britischen Majestät fährt in den Ehrenhof der Reichskanzlei ein, Die Regierung des Deutschen Reiches hat keine Veranlassung mehr, dem Vertreter der Britischen Regierung irgendwelche Mitteilungen zu machen, da Verhandlungsgrundlagen zwischen

Der britische Botschafter Sir Neville Henderson verläßt die Reichskanzlei nach seiner letzten Unterredung mit Außenminister von Ribbentrop. Er kennt jetzt die deutschen Vorschläge, aber indem er sie nicht weitergibt, wird er zum Mitschuldigen am Krieg.

Deutschland und Polen nicht mehr vorhanden sind.

Trotzdem wird zu später Stunde dem britischen Botschafter noch einmal Gelegenheit gegeben, die Vorschläge kennenzulernen, die Deutschland Polen zu machen gedacht hat. Sir Neville Henderson nimmt sie zur Kenntnis und erfährt, daß sich bis zum vorletzten Abend vor dem Beginn des Krieges kein polnischer Unterhändler gemeldet hat.

Die Unterredung ist zu Ende.

Sein Wagen setzt sich in Bewegung und rollt der britischen Botschaft an der Ecke Wilhelmstraße und Unter den Linden zu. Noch hat der Botschafter die Möglichkeit, den Frieden zu retten und eine Minute vor zwölf Polen zur Umkehr zu bewegen. Er tut es nicht, weil „ihm die deutschen Vorschläge zu schnell vorgelesen seien, als daß er sie ganz hätte verstehen können“.

Drei Tage später wird er Berlin verlassen haben und in London um schweres Geld seine Erlebnisse in Nazi-



So stellte sich Polen das künftige Deutschland vor: Eine in Polen zu vielen Tausenden verbreitete Hetzskizze. die das deutsche Volk auf eine kleine „Reservation” im äußersten Westen Deutschlands beschränkt wissen wollte

Der Mann –



der Europas Frieden sichern wollte . . .

Deutschland an einen englisch-amerikanischen Verlag verkaufen, und darin wird man lesen können, daß er sehr wohl verstanden hat, was Deutschland damals, am Vorabend des Krieges, Polen vorschlug.

Es ist das letztemal, daß der Vertreter des Hauptschuldigen am Kriege sich mit einem Mitglied der Deutschen Reichsregierung im letzten Atemhauch des Friedens unterhalten konnte.

Eine Woche zuvor, am 23. August 1939, durfte dieser selbe Sir Neville Henderson auf dem Obersalzberg vor dem Führer des Großdeutschen Reiches stehen. Er durfte hören, daß er, der Führer, bei dem geringsten polnischen Versuch, noch weiterhin gegen Deutsche oder gegen Danzig vorzugehen, sofort eingreifen werde und daß eine Mobilmachung im Westen mit einer deutschen Mobilmachung beantwortet werden würde.

Henderson: „Ist das eine Drohung?“

Der Führer: „Nein, eine Schutzmaßnahme!“

In dieser Schicksalswoche Europas also wußte Henderson, worum es ging, und ebenso wußte es Polen. Aber Henderson reiste aus Deutschland ab, um seine Memoiren zu schreiben, statt den Frieden zu retten. -

Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Unter stillschweigender Duldung Englands und Frankreichs gibt die Führung der polnischen Soldateska die letzten Hemmungen auf — die deutsche Grenze wird verletzt. In der Nacht zum 1. September schießen polnische Soldaten zum erstenmal auf deutschem Boden gegen deutsche Soldaten.

Vor dem deutschen Reichstag vom 1. September 1939 spricht der Führer. Er schildert die Entwicklung der letzten vier Monate, er erinnert an die Warnungen, die er immer und immer wieder an die Adresse Polens und dessen „garantierende Freunde“, an die Kriegshetzer und Einkreiser gerichtet hat.

Er erinnert an die Friedensvorschläge, die am Tag zuvor durch eine amtliche deutsche Mitteilung dem deutschen Volk bekannt geworden sind: eine Abstimmung im sogenannten Korridor unter der Aufsicht der vier Mächte England, Frankreich, Italien und der Sowjetunion, Anschluß Danzigs an das Reich, Belassung Gdingens bei Polen ohne Rücksicht auf die Abstimmung, Schaffung exterritorialer Straßen und Bahnen nach Ostpreußen oder Gdingen je nach dem Ausfall der Volks-abstimmung . . .

Es sind Vorschläge, großzügig genug, um dem deutschen Volk den Atem zu nehmen.

Polen hat nicht gewollt, England und Frankreich haben nicht gewollt - sie haben den Krieg gewählt.

Ganz Deutschland, das Volk und seine Wehrmacht, ganz Europa, die Welt sitzen an diesem geschichtlichen 1. September am Lautsprecher und hören die Rede des Führers und seine Worte:

„Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten . . .”

Der Krieg beginnt. Unser Heerlager im Osten setzt sich in Bewegung.

Ein neues Zeitalter fängt an ...

*

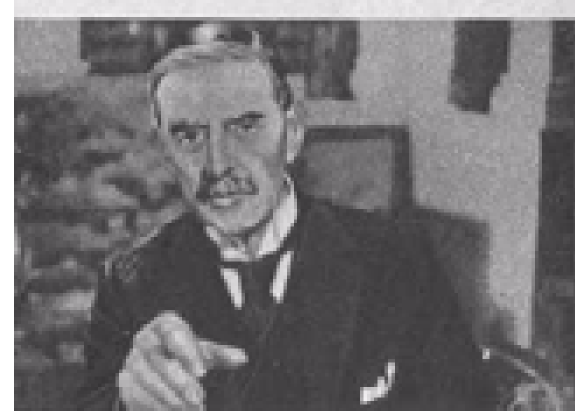
Der Mann –



der Europa –



in den Krieg stürzte – –



Der damalige Ministerpräsident Chamberlain bei einer Rundfunkansprache zu Beginn des Krieges.



Der 1. September 1939, 5.45 Uhr
„Polen hat nun heute nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen, und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten! . . .“
(Aus der Reichstagsrede des Führers vom 1. September 1939)

Der deutsche Heerbann überschreitet die östliche Grenze.

Gewaltsame Erkundung

Dorfrand Zakroczym *Von Kriegsberichter Gert Habedanck*

Im September

Mein Wagen wird frontfertig gemacht; die Reifen erhalten Überdruck, ich bekomme 20 Liter Benzin in Kannen und 5 Liter öl als Reserve, und dann ab Richtung Przasnysz, wo meine Kompanie stehen soll.

Nach halbstündiger Fahrt passiere ich die Sperren von Mlawa. Noch sieht man hier die polnischen Bunker, die den deutschen Vormarsch aufhalten sollten. Ein paar Werke sind durch Artillerie angeschossen, andere sind überhaupt mitten im Bau von den Polen verlassen worden. Unsere Truppen hatten die Bunkerlinie durch Umgehung im ersten Ansturm genommen.

Mlawa liegt jetzt zu drei Vierteln in Schutt und Asche. Juden stochern in zerstörten Häusern herum. Über allem liegt die unbestimmbare und erregende Atmosphäre des Krieges.

Die Straße nach Prza-snysz ist schlecht. Schlagloch reiht sich an Schlag loch; der Wagen schwankt wie ein Boot auf böiger See. Links und rechts verbrannte Gehöfte. Eine gesprengte Brücke hält mich auf. Ich biege mit dem Wagen von der Straße und ge-ra-te in knietiefen Sand. Ein polnischer Bauer hilft mir, den Wagen flottzumachen. Es wird Abend. In der Wohnung eines polnischen Zahnarztes in Plonsk mache ich Quartier. Das Sofa klebt vor Dreck, aber es ist weich, und ich schlafe ein, bevor ich mich einmal umgedreht habe.

*

Abfahre Richtung Kanonendonner.

Ich frage mich nach dem



Es regnet in Strömen. In Erdlöchern, durch eine Zeltbahn nur spärlich ge-schützt, verbringen wir den Tag und die Nacht vor dem angesetzten Erkundungsunternehmen.

nächsten Gefechtsstand durch und höre, daß der Abschnitt, in dem ich mich befinde, von dem Bataillon X. gehalten wird. Hier bleibe ich, da es zu spät geworden ist, um meine Kompanie zu erreichen. Auf einem Bauernhofe esse ich mit meinen Kameraden. Ein paar Schweine umlagern unseren Tisch. Der Gefechtsstand des Bataillons befindet sich unten in einem Kartoffelkeller . . .

Bin bei der 3. Kompanie. Sie erhält Beschuß vom Rand des Ortes Zakroczym, drei Kilometer westlich von Modlin. Die Männer haben sich in dem schluchtenreichen Gelände eines polnischen Exerzierplatzes eingegraben. Der rechte Flügel des Kampfabschnittes lehnt sich an die Weichsel. Das hohe Ufer gewährt einen weiten Blick über die Flußniederung.

Die Verpflegung ist gut; an jeder verbrannten Hofstelle treiben sich Hühner in Scharen herum, die nach und nach in die Kochkessel wandern.

Für den Anbruch der ersten Morgendämmerung ist eine gewaltsame Erkundung angesetzt. Ich lasse mich einem Spähtrupp zuteilen.

Ab 20 Uhr vorbereitender Feuerüberfall auf Zakroczym. Das gesamte Dorf brennt — rotlodernde Wolken heben sich gegen den Abendhimmel, in dicken Schwaden verliert sich der Rauch am Horizont. Ein phantastischer Anblick! Das brennende Dorf, die Einschläge unserer Granaten, die weißen Leuchtkugeln jenseits der Weichsel. . .

Der äußerste Gefechtsposten vor dem Dorf Zakroczym. In ihren Tarnjacken sind die Posten kaum von dem lehmigen Boden Polens zu unterscheiden.

Rechts: Ein Gefechtsstand in einer Schlucht der Weichselniederung bei dem Dorf Zakroczym.



Mit Sicherheit ist die erste Linie der Polen nicht zu ermitteln.

Von 4.30 Uhr bis 6 Uhr ist absolute Feuerpause angesetzt, damit die Spähtrupps nicht gefährdet werden können.

Es regnet. Meine Feldbluse ist ziemlich durchgeweicht. Wir sitzen lange dicht zusammengedrängt in unseren Erdlöchern. Der Feuerschein des brennenden Dorfes wirft ab und zu ein flackerndes Licht auf den Gefechtsstand der Kompanie.

Um 21 Uhr bringt ein Vorposten zwei deutschsprechende Überläufer. Sie erzählen von der schlechten Stimmung drüben, von dem miserablen Essen; von der militärischen Gesamtlage haben sie keine Ahnung. Unser Artilleriefeuer liegt gut, eben seien, erzählt der eine Pole, neben ihm ein Mann gefallen und drei verwundet worden.

Mit ihren Aussagen können wir nichts anfangen. Einer der beiden Gefangenen wird zwecks weiteren Verhörs zum Regiment geschickt.

Ich lasse .mir ein paar Episoden der letzten Tage erzählen. Höre von dem Durchbruchsversuch einer polnischen Batterie, die im Galopp gegen die deutschen Linien anritt. Auf 50 Meter wurde sie angeblendet und völlig vernichtet. Ein fürchterliches Chaos von Menschen, Geschützen, Protzen und Pferden war alles, was von der Batterie übrigblieb. Ich höre von den schweren Verlusten durch die Heckenschützen, von der Verpflegung eines Abschnitts, dem der Troß weggeschnappt worden war, durch sieben Junkers-Transportmaschinen, von der Erbeutung vierzehn startfertiger Flugzeuge, die den Unsern in die Hände fielen, als sie nach einer notgelandeten Maschine suchten . . .

Es ist inzwischen völlig dunkel geworden.

22 Uhr: Die vier Spähtruppführer treffen ein. Mordskerle, alles Bayern. Der Kompaniechef W. trägt bereits das neugestiftete EK. Er unterrichtet die Spähtruppführer bis ins kleinste.

Ich werde dem Unteroffizier F. zugeteilt.

W. gibt als Ziel aller vier Trupps den jenseitigen Dorfrand an; nach 90 Minuten soll jeder Trupp in seine Ausgangsstellung zurückgekehrt sein.

W. ist guter Dinge. Er rechnet mit schwachem Widerstand.

Ich krieche zum FlaMG-Zugführer ins Erdloch. Von Schlafen ist einstweilen keine Rede. Immer wieder MG- und Artilleriefeuer. Dann aber fallen mir die Augen zu, und ich penne trotz der Saukälte ein.

*

3 Uhr 55: Wecken. Es ist stockfinster. Ich taste mich mit W. zu Unteroffizier F. Die Männer sind schon angetreten.

Der letzte Feuerüberfall ist noch im Gange. Es wird mit Kaliber 7,5 und 10,5 und mit FlaMG geschossen.

Wir machen uns auf den Weg und passieren den äußersten Vorposten. Der Nachbartrupp hat zunächst denselben Weg, der durch eine Schlucht führt. Jeder Trupp ist vier Mann stark. Ein lMG begleitet uns auf einige 100 Meter, um in der Schlucht zu sichern, durch die wir vorgehen sollen. Einzeln im Laufschritt los. Es wird langsam hell, und wir erhalten das erste Feuer. Deckung am Rande der Schlucht. . . Uns allen klopft ein wenig das Herz, nur W. ist die Ruhe selbst.



Durch einen Feuerüberfall leichter Artillerie wird das für den kommenden Morgen angesetzte gewaltsame Erkundungsunternehmen vorbereitet.

Sprung auf! Weiter geht es in der Schlucht vorwärts. Von einem freien Platz aus sehen wir die Weichselniederung im ersten Morgenlicht aufblitzen. Links zweigt eine neue schmale Schlucht ab. An der Ecke steht ein einzelnes weißes Haus, von dem ein schmaler Sandweg ins Dorf führt. Rechts und links acht Meter hohe steile Hänge. Wir verschwinden in diesem Hohlweg.

Plötzlich klatschen MG-Garben gegen unsere Wand. Wir springen auf



Zwei polnische Gefangene werden verhört. Einer von ihnen bemüht sich, an Hand einer Karte die polnischen Stellungen anzugeben. Was wir erfahren, ist jedoch sehr unbedeutend; wir hören nur, daß das vorbereitende Feuer unserer Artillerie nicht ohne Wirkung geblieben ist. Wie die Lage wirklich ist, werden wir nur durch das Unternehmen selbst feststellen können.



Das Erkundungsunternehmen beginnt. Vorsichtig geht der Spähtrupp, gedeckt durch Zäune, Hecken und Sträucher, vor. Den eigentlichen Verlauf des Erkundungsunternehmens im Bilde festzuhalten, verbot sich aus naheliegenden Gründen.

die gegenüberliegende Seite. Alles liegt auf der Schnauze. W., der uns nur wenige hundert Meter begleiten wollte, ist immer noch bei uns.
Vier Meter vor mir eine Detonation. Irgendeiner brüllt laut auf. Ich ziehe mich mit einigen Männern hinter mir zum Haus zurück.
Sch. ist verwundet. Handgranatensplitter an der Brust. Ein anderer hat einen Splitter in die Backe bekommen. Sch. wird zum Haus zurückgeschleift. „Mit mir ist's aus!“ stöhnt er. W. ist ganz ruhig: „Red keinen Unsinn, du Blödian, kleiner Streifschuß, sonst nix!“

„Jawoll!“, und auch Sch. wird ruhig.

„Friedel“, befiehlt W., „das Nest da oben wird ausgeräumt!“

Unteroffizier F. saust auch schon die Böschung hoch. Zwei Mann folgen ihm. Wir hören Handgranaten und wildes Schießen. Aus der rechten Flanke patschen einzelne Schüsse. Da kommt Friedel auch schon in langen Sätzen zurück:

„Der ganze Graben ist oben voll!“

W. schreit: „Runter die beiden anderen!“

In langen Sätzen kommt der nächste den Hang herunter. Als dritter springt L. Er macht einen letzten Satz zu uns um die Ecke des Hauses, will melden . . . dann rollt er direkt vor mir in sich zusammen.

W. wirft einen kurzen Blick auf ihn. „Kopfschuß!“, sagt er kurz.

L. rührt sich nicht mehr.

Zu dritt, dann zu viert, schleifen wir L. Nur einer von den Verwundeten kann allein gehen.

L.'s Stahlhelm bleibt irgendwo hängen und wird abgerissen. Wir können uns nicht mehr darum kümmern. Weiter!

Wir lösen uns von dem Haus. Neben uns klatschen Einschläge in den Sand. Wir setzen uns in Trab. Vor mir verliert Sch. seine Pistole. Ich hebe sie auf. Mit der Rechten schleife ich L. weiter an der Hand. Sie ist blutig und meine Hand gleitet ab. Immer wieder muß ich nachfassen.

Der Kamerad, der rechts von mir läuft, bekommt einen Wadenschuß, fällt vornüber und schleift sich auf dem Bauch weiter.

Auch Sch. kann nicht mehr. W. lädt ihn sich allein auf die Schultern. Ich helfe ihm. Rings um uns schlagen unaufhörlich die Geschosse in den Sand.

Ich bin naß vor Schweiß, meine Knie zittern . . . Endlich die erste Deckung. Ich lasse mich erschöpft hinfallen.

W. mit ganz ruhiger Stimme: „Kinder, diesmal sind wir abgeschmiert. Aber laßt nur, das nächste Mal wird's anders.“

Wir kommen an die Vorpostenlöcher. Es ist ziemlich hell geworden, und die Männer sehen uns kommen. In langen Sätzen springen sie aus ihren Löchern und helfen tragen und ziehen.

Wir sind wieder zurück. Auf W.'s Gesicht scheint das Lächeln erstarrt zu sein. Er geht zu den Verwundeten und macht solange Scherze, bis sie endlich den Mund verziehen.

Es ist 6 Uhr.

Ein Kamerad ist verwundet. Unter dem Feuer des Feindes wird er über eine Böschung getragen, die unsere Stellung deckt.





Vor dem feindlichen Feuer geschützt, wird der verwundete Kamerad von uns zum Verbandplatz getragen. Glücklicherweise sind seine Verletzungen — ein Schuß ins Bein — nicht schwer.

Plötzlich wieder Bewegung bei den Vorposten. Ich sause an die steile Böschung vor der Weichselniederung. Drüben in den Weidenbüschen schleifen drei Mann einen vierten heran. Mühselig geht es im feindlichen Feuer die steile Böschung herauf. Es ist der vierte Spähtrupp, der in seiner Ausgangsstellung eintrifft. Spähtruppführer R. ist gefallen. Später sehe ich ihn vom vordersten Loch aus im feindlichen Draht hängen. Zwei Mann sind verwundet. G., den sie eben die Böschung heraufziehen, hat einen Bauchschuß abbekommen, aber anscheinend ist der Schuß nur durch die Muskeln gegangen. Er hat sich fabelhaft gehalten. Nachdem er seinen Schuß weghatte, hat er noch eine Handgranate abgezogen und in den feindlichen Graben geworfen.

Es sind prachtvolle Kerle, einer wie der andere.

Im Gefechtsstand der Kompanie nimmt der Bataillonskommandeur die Meldung

entgegen: Starke feindliche Stellung vor dem Dorf, die Polen leisten zähen Widerstand! —

Heute nacht, während ich dies schreibe, machen sich W. und F. auf, um den gefallenen R. zu holen, der tot im feindlichen Draht hängenblieb. Bis auf 30 Meter müssen sie an den polnischen Graben heran . . .

Einen Tag später

Eben erhalte ich Nachricht von meinen Kameraden. Sie haben es geschafft und R. aus dem feindlichen Draht geholt. Sie haben noch mehr getan: In einem zweiten Unternehmen haben sie die feindliche, weit überlegene Stellung aufgerollt. Diesmal sind sie nicht abgeschmiert, und ob der Pole sich noch so verzweifelt wehrte, es half ihm nichts . . .



Verwundetentransport



Der Führer bei seinen Soldaten

„Mein ganzes Leben gehört von jetzt ab erst recht meinem Volk! Ich will jetzt nichts anderes sein als der erste Soldat des Deutschen Reiches!



Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Siege oder — ich werde dieses Ende nicht erleben!"

Diese Worte sprach der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehr-macht am 1. September 1939 vor dem Deutschen Reichstag, als die Würfel gefallen waren und seit dem frühen Morgen die deutsche Wehrmacht die Reihe glanzvoller Taten einleitete, die in 18 Tagen die polnische Armee und den polnischen Staat vernichteten.

Der Führer begab sich, im feldgrauen Rock, selbst an die Front. Unsere Bilder zeigen ihn bei seinen Soldaten; bei der Luftwaffe beglückwünschte er



die ersten Flugzeugbesatzungen, die sich in dem siegreichen Kampf um die Luftherrschaft im polnischen Raum ausgezeichnet hatten.

Mit seinen Soldaten nahm der Führer aus der Feldküche die Mahlzeiten ein (Bild links). Auf dem Weg in die vordersten Linien begegnete er immer wieder den unendlichen Kolonnen polnischer Gefangener, den passiven Zeugen der deutschen Siege (Bild oben).

In Lodz fuhr der Führer am gleichen Tage ein, an dem der britische Rundfunk glaubte melden zu können, daß Lodz von den Polen zurückerobert worden sei (Bild unten).





Vor Hela, Gelingen und der Westerplatte

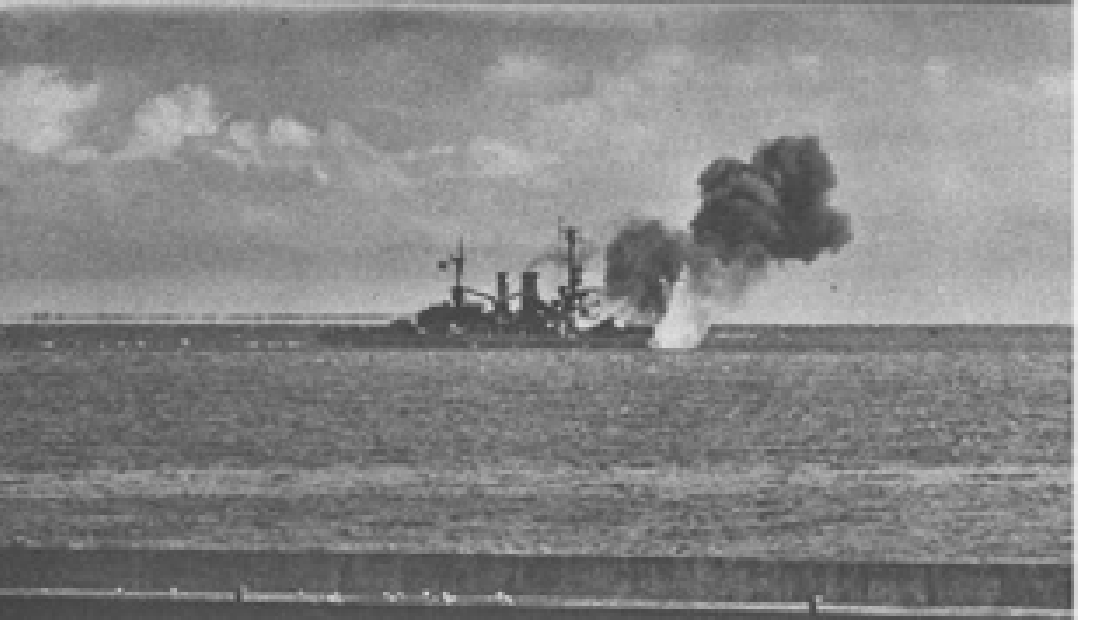
Von Obermaschinist de Jong

Danzig-Neufahrwasser, im September 1939, 4.40 Uhr.

Leichter Nebel liegt über dem Hafen und den Häusern von Neufahrwasser. Das Linienschiff „Schleswig-Holstein“ hat seinen Liegeplatz verlassen und fährt in der Mitte der Weichselmünde auf die Westerplatte zu, einst Danzigs beliebtestes Volksbad, seit 1920 ein zur Festung ausgebauter Munitionslagerplatz der Polen.

Alle Mann an Bord stehen auf Gefechtsstationen. Unser Schiff ist nur noch 100—200 m von der Westerplatte entfernt. Wie ein Ruck geht es durch uns — die Feuerglocken schrillen durch das Schiff: „Salve!“ Gewaltige Detonationen folgen. Granate auf Granate jagt aus den beiden 28er Rohren des vorderen Turmes und den 15er Rohren der Kassemattgeschütze. Es ist, als sei die Hölle, los. Ununterbrochen quellen dicke braungelbe Pulverwolken aus den Mündungen und hüllen unser Linienschiff ein, aus dem meterlange gelbrote Feuerstrahlen schlagen. Wie flammende Meteore ziehen die Geschoßgarben der Leuchtspurmunition ihre Bahnen.

Gewaltige dickschwarze Rauchwolken steigen auf der Westerplatte auf. Eisen, Steine, Dreck und Holz fliegen durcheinander, lichterlohe Flammen schlagen empor; die Anlagen der Hafenfähre und das Werftgelände brennen.



Kampf vor Gdingen, heute Gotenhafen. Der Einschlag eines feindlichen Geschosses liegt dicht, aber unschädlich vor „Schleswig-Holstein".



Sechs Minuten nur hat das mörderische Feuer gedauert. Langsam fahren wir zurück. Man könnte meinen, auf der Westerplatte wären jetzt alle Lebewesen vernichtet. Die dem Schiff zugeteilte Stoßtruppkompanie dringt über die zerschossene Mauer in den Wald der Halbinsel ein. Vereinzelte hohlklingende Gewehrschüsse, dann rasendes Maschinengewehrfeuer, Handgranatendetonationen . . . Aufgeregtes Maschinen-gewehrfeuer aus den festungsartigen Bunkern des Gegners hält den Stoßtrupp auf.
Wir treffen die Vorbereitungen zu neuem Anlauf. „Danzig ist deutsch", hören wir eben noch durchs Radio; da heißt es auch schon wieder „Artillerie klar zum Feuern!" Wieder schrillen die Feuerglocken: „Salve! Salve!" So wie jetzt konnte unser Schiff noch nie gefeuert haben, auch nicht in der größten Seeschlacht aller Zeiten, am Skagerrak. Eine Breitsalve nach der anderen jagt hinüber. Jeden Einschlag können wir beobachten. Die Granaten der 8,8 Flakgeschütze detonieren in den Baumgipfeln des dichten Waldes, um die Baumschützen

Ein Infanteriegeschütz während des Kamp



Nach einigen Salven beginnt die Westerplatte zu brennen.

herunterzuholen. Überall rollen die gelben Messingkartuschen an Deck herum. Schwelende Pulvergase ziehen über Schiff und Meer.

Tagelang dauert der Kampf; Stuka und Pioniere greifen ein, bis es dem Gegner endlich in seinen betonierten Rattenlöchern zu heiß wird.

„Die Besatzung der Westerplatte in Danzig hat sich ergeben", meldet am 8. September 1939 der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht; das ganze Danzig ist jetzt deutsch. Am 20. September folgt Gdingen, der polnische Kriegshafen an der Ostsee, das heutige Gotenhafen, am 1. Oktober fällt Hela, der letzte Stützpunkt des polnischen Widerstandes.

Das Feuer der „Schleswig-Holstein" hat das Gehölz an der Westerplatte so vernichtet, daß man sich in den Argonner Wald während des Weltkrieges versetzt glauben konnte.



Warum?

Bilder wie dieses, gewöhnlich sogar gestellte Aufnahmen, die an die Sentimentalität appellieren und den Haß gegen Deutschland schüren sollten, erschienen zur Zeit des Polenkrieges in zahlreichen Zeitschriften des Auslandes, namentlich des neutralen, soweit es englandhörig war. Alle diese Zeitschriften vergaßen aber hinzuzufügen, daß -----------

Darum!

---------- die polnischen Machthaber schon vor dem Ausbruch des Krieges ihr Volk zum Krieg gegen alles Deutsche aufriefen, und daß dieser Propaganda nicht weniger als 58.000 Volksdeutsche in Polen zum Opfer fielen, die von der polnischen Bevölkerung in bestialischer Weise hingemordet wurden. Unsere Aufnahme zeigt zwei Deutsche, die von Polen erschlagen wurden.

Vom Sinn dieses Krieges

Von Professor Dr. Friedrich Grimm

Wenn man den Sinn eines Krieges begreifen will, muß man die Ereignisse in den Rahmen der Geschichte stellen. Denn es ist ein geschichtlicher Vorgang, der sich heute vollzieht. Das hat Adolf Hitler wie kein anderer erkannt. In seinem Lebensbuch „Mein Kampf" setzte er auf den ersten Seiten seinem Geschichtslehrer ein rührendes Denkmal der Dankbarkeit. „Ich lernte", so schreibt Adolf Hitler, „Geschichte ihrem Sinne nach begreifen."

Ideen sind es, die das Leben der Völker bestimmen. Man hat sie auch „fixe Ideen" genannt, weil sie wie unabänderbare Gesetze durch die Jahrhunderte ihre Gültigkeit zu behalten scheinen.

Zwei Ideen haben vor allem die Geschichte des modernen Europa bestimmt: die englische Politik von der Balance of power oder dem Gleichgewicht der Kräfte, die immer wieder die beiden stärksten Mächte des Festlandes, Deutschland und Frankreich, gegeneinander ausspielte, damit keine von ihnen so stark werde, daß sie Englands Vormachtstellung in der Welt gefährden könnte, sowie die Politik, die man in Frankreich die „klassische", „traditionelle" oder „historische" Politik zu nennen pflegt, und die der französische Schriftsteller Maurice Barrès in einem großen nachgelassenen Werk „Frankreichs ewige These" die „fixe Idee der Geschichte Frankreichs" genannt hat. Diese fixe Idee der Geschichte Frankreichs soll darauf hinauslaufen, im Interesse der französischen „Sicherheit" die deutsche Einheit zu verhindern.

Als das von Bismarck geschaffene Deutsche Reich zu Beginn dieses Jahrhunderts so stark wurde, daß es die englische Weltmachtstellung zu bedrohen schien, begann der englische König Eduard VII. die Politik der „entente cordiale" und der Einkreisung Deutschlands, die schließlich zum Kriege von 1914 führte. England hat es aber auch stets verstanden, das englische Blut zu schonen und seine Weltmachtstellung durch fremden Bluteinsatz zu sichern. So war 1914 Frankreich dazu ausersehen, der „Festlanddegen" Englands zu sein. Der englischen Politik gelang es, die Kräfte in Frankreich zu wecken und für den Krieg gegen Deutschland zu gewinnen, die die Träger der „traditionellen" Politik Frankreichs waren und seit 1870 in dem Gedanken der Revanche lebten. Dieser Kräfte bediente sich England schon damals, um Frankreich für seine plutokratischen, finanziellen und kommerziellen Interessen in den großen Krieg mit Deutschland zu treiben.

Als dann im Jahre 1933 nach dem großen Zusammenbruch von 1918 und der Mißwirtschaft der Systemparteien in Deutschland das Dritte

Reich unter Adolf Hitler die deutsche Wiederherstellung in die Hand nahm, stellte sich wiederum England dieser geschichtlichen Entwicklung entgegen und versuchte, wie unter Eduard VII., Deutschland einzukreisen, wobei es,

vom internationalen Juden- und Freimaurertum unterstützt, wieder die traditionelle Politik Frankreichs zu nutzen verstand, um die herrschenden französischen Kreise für den neuen englisch-französischen Angriffskrieg gegen Deutschland einzusetzen, für den das französische Volk in seinen breiten Massen keineswegs begeistert war.

Die geistige Oberschicht in Frankreich griff, um das französische Volk für den Angriff auf Deutschland bereit zu machen, die Schlagworte wieder auf, die man in Frankreich die „traditionelle Politik" nennt, und die im französischen Volk auch das „Testament Richelieus" genannt wird. Man glaubt in Frankreich, daß Richelieu, der Kardinal und Staatskanzler Ludwigs XIII., seinen Nachfolgern ein Testament hinterlassen habe, wonach A und O aller französischen Politik Deutschland gegenüber sein müsse, immer wieder die deutsche Einheit zu verhindern. Mitten im letzten Kriege, am 25. April 1915, hat der bekannteste französische Historiker der Neuzeit, Jacques Bainville, ein Buch herausgegeben, in dem diese Politik in ihrer klarsten Form durch die Jahrhunderte dargestellt und auf eine letzte Formel gebracht wird: „Verhindert die deutsche Einheit!"

Jacques Bainville gehörte zu den Männern, die wie Maurice Barrès, Gabriel Hanotaux, Charles Maurras und andere den größten Einfluß auf die geistige Vorbereitung des „Siegerfriedens" von Versailles gehabt haben. In Versailles sollte Bismarcks Werk, die deutsche Einheit, wieder zerstört wer-den. Die deutsche Kleinstaaterei sollte wiederhergestellt und Deutschland in seine kleinsten Bestandteile, Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen usw., zerlegt werden. Man wollte bis auf den Westfälischen Frieden von 1648 zurückgehen, der das Vorbild des Diktates von Versailles sein sollte.

Auch im Krieg von 1914—1918, uns Deutschen damals kaum bewußt, ging es noch einmal um die deutsche Einheit. Noch einmal sollte das deutsche Volk dafür kämpfen müssen, daß Bismarck es gewagt hatte, gegen das „ewige Gesetz des Westfälischen Friedens" zu verstoßen, daß keiner König, keiner Herrscher, keiner Führer sein darf in Deutschland.

In Versailles wurde das Ziel, die Zerschlagung der deutschen Einheit, nicht völlig erreicht. Bainville schrieb deshalb schon im Jahre 1920 ein neues Buch, in dem er den Friedensvertrag von Versailles aufs schärfste kritisierte. Dieses Kartengebäude werde eines Tages zusammenbrechen, wenn Deutschland unter einem Führer geeint, mit allen Kräften, die einem 60 Millionen-Volke zur Verfügung ständen, darangehen werde, seine Ketten zu zerbrechen. Erst werde Österreich sich mit Deutschland ver-einigen, denn Österreich sei deutsch. Dann kämen die Sudetendeutschen dran, dann Danzig und der Korridor. Wenn dann Frankreich, durch einen Bündnisvertrag verpflichtet, sich anschicken werde, Polen zu Hilfe zu eilen, würde es, da Deutschlands Forderungen gegen Polen gerecht seien, noch als „Angreifer" bezeichnet werden müssen.

Die historische Mission der Befreiungspolitik des Führers erkennt man am besten im Lichte dieses französischen Schrifttums. Denn es ist eine historische Mission, die heute der Führer vollzieht, eine Mission, der sich keine Gewalt der Erde entgegenstellen kann.

Das Ziel ist, wie sich schon aus Punkt 1 und 2 des Parteiprogramms vom 24. Februar 1920, das einen Monat nach Inkrafttreten des Versailler Vertrages aufgestellt wurde, ergibt, die Vollendung der deutschen Einheit in einem großdeutschen Reich durch Überwindung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain.

Dieses gewaltige Werk der deutschen Befreiung und Vollendung der deutschen Einheit hat der Führer bis zum 1. September 1939 zum Staunen der Welt ohne Krieg vollbracht, und es schien fast so, als ob der Führer als erster Staatsmann der Geschichte von der Regel befreit sei, die sonst als ein unabänderliches Gesetz betrachtet wird, daß Grenzpfähle nie ohne Krieg versetzt werden könnten.

Auch die letzte Phase der deutschen Revision, Danzig und der Korridor, sollte nach dem Willen des Führers ohne Krieg gelöst werden. Er vertraute darauf, daß Polen, im Geiste des Pilsudski-Abkommens, die Frage der deutschen Ostgrenzen friedlich mit Deutschland regeln würde.

England hat das nicht gewollt. Es reizte Polen Ende März 1939 zum Widerstand auf und gab ihm den Blankoscheck, wonach England und später auch Frankreich Waffenhilfe versprachen, wenn Deutschland irgendwie seine berechtigten Ansprüche gegen Polen im Osten verwirklichen würde.

So geht also auch der neue Krieg noch einmal um die deutsche Einheit.

Diese Einheit muß im Gegensatz zu der traditionellen Politik Englands und Frankreichs erkämpft werden. Das ist der tiefste Sinn dieses Krieges.

Noch einmal stemmt sich eine alte Welt, die in Anschauungen von gestern wurzelt, gegen das emporstrebende Deutschland, das nichts anderes verlangt, als im Zustande einer Nation zu leben. Das ist das natürlichste Recht jeder freien Nation, über sich selbst zu bestimmen.

So gewinnt der neue Krieg seinen letzten Sinn. Es ist der Krieg der Bewährung der deutschen Einheit im Großdeutschen Reich Adolf Hitlers.



Der Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches
Hermann Göring

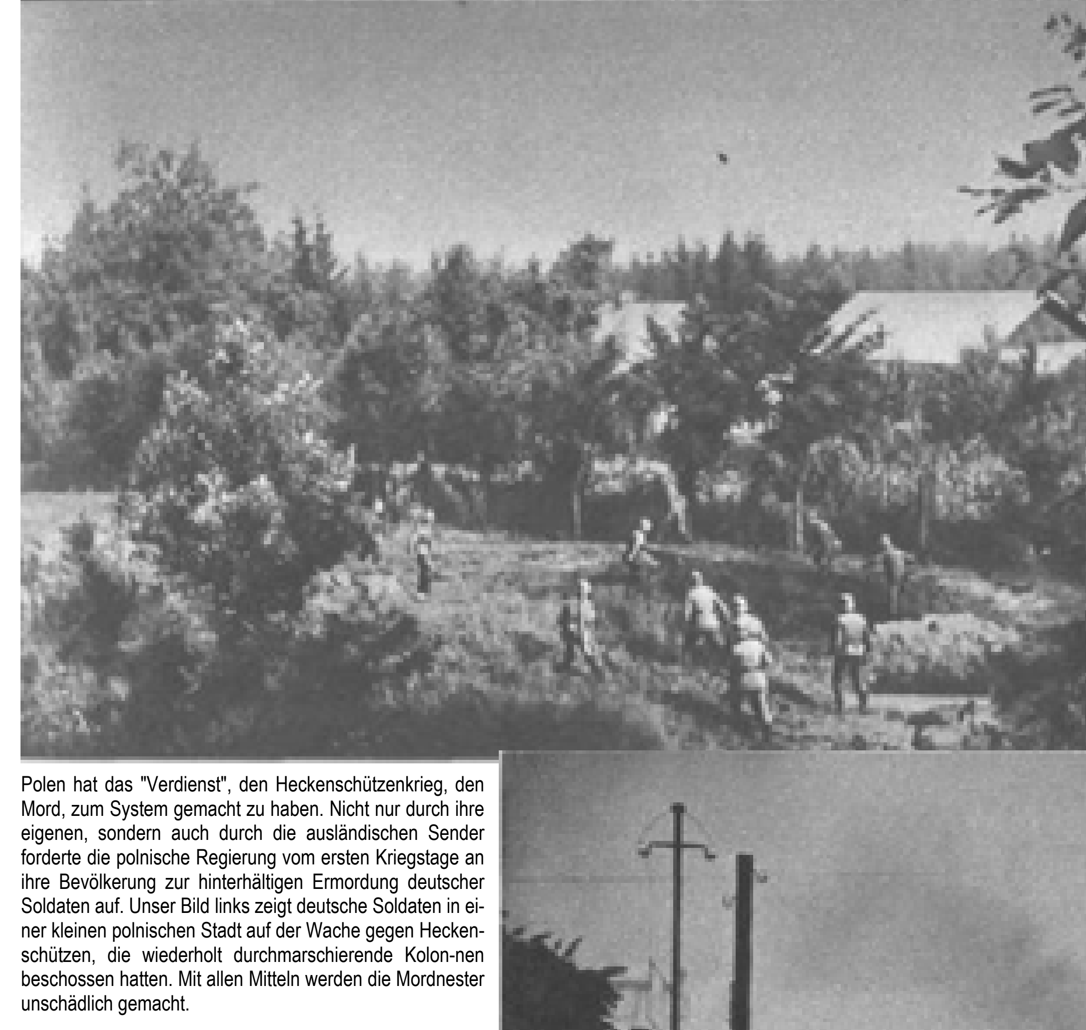
Hinter der Hecke...

Krieg oder Mord?

Vom Beginn des Krieges an führte Polen nicht nur mit seiner Wehrmacht, sondern auch mit seiner bedenkenlos aufgehetzten Zivilbevölkerung Krieg gegen Deutschland. Die „Heckenschützen“ wurden zum Begriff des Krieges in Polen, und sehr erhebliche Verluste mußte unsere Wehrmacht durch die Tätigkeit dieser Franktireure in Kauf nehmen, die sowohl in Polen als auch im feindlichen Ausland als „Helden“ gefeiert wurden.

Von der Schuld, die Zivilbevölkerung zum aktiven Einsatz gegen deutsche Soldaten aufgehetzt und damit selbst alle Konsequenzen her-aufbeschworen zu haben, die diese Art von Kriegführung haben mußte, konnten die polnische Regierung und das polnische Oberkommando vom ersten Tage des Krieges an nicht freigesprochen werden. Sie hatte still-schweigend geduldet, daß zahllose Tausende von Volksdeutschen in Po-len bei Kriegsbeginn auf bestialische Art und Weise ermordet wurden und daß damit die psychologischen Voraussetzungen für einen ähnlichen Mordkrieg gegen die regulären deutschen Soldaten geschaffen wurden. Sie hat sogar in Rundfunkaufrufen die polnische Bevölkerung zum Kampf gegen die deutschen Truppen aufgefordert, unterstützt von den Propagandaorganen Englands und Frankreichs, und als vermessene polnische Befehlshaber daran gingen, die Stadt Warschau zu verteidigen, wurde durch





Polen hat das "Verdienst", den Heckenschützenkrieg, den Mord, zum System gemacht zu haben. Nicht nur durch ihre eigenen, sondern auch durch die ausländischen Sender forderte die polnische Regierung vom ersten Kriegstage an ihre Bevölkerung zur hinterhältigen Ermordung deutscher Soldaten auf. Unser Bild links zeigt deutsche Soldaten in einer kleinen polnischen Stadt auf der Wache gegen Heckenschützen, die wiederholt durchmarschierende Kolon-nen beschossen hatten. Mit allen Mitteln werden die Mordnester unschädlich gemacht.

Viele Dörfer müssen regelrecht ausgekämmt werden, um den Wider-stand der Franktireure endgültig brechen zu können (Bild oben). Häufig gingen diese Säuberungsaktionen nicht ohne Verluste ab, da die polnischen Banditen in den Hecken und Scheunen der Höfe gute Deckung fanden.

Bild rechts: Obwohl das polnische Militär längst aus diesem Dorf verschwunden ist, wird immer noch aus Dachluken, Kellerfenstern usw. gefeuert. Es bedarf konzentrierter Aufmerksamkeit unserer Soldaten, um für die nachfolgenden Truppen den Marsch durch das Dorf ungefährlich zu machen.



Handgranatenangriff auf ein polnisches Widerstandsnest, das noch nach dem Abmarsch des Feindes von Heckenschützen gehalten wird.

die Presse, durch den Rundfunk, durch Flugblätter die zivile Bevölkerung unterrichtet, auf welche Weise man den „Heckenschützenkrieg“ gegen Deutschland wirksam führen könnte, wie man mit Benzinflaschen und Handgranaten Panzerkampfwagen erledigen, wie man Spähtrupps und vorgeschobene Abteilungen abschneiden und vernichten könne.

Es gibt kaum einen deutschen Verband im Polenfeldzug, der von der Wirkung dieser Propaganda, von der Tätigkeit der „Heckenschützen“ nichts gespürt hat. Noch lange nach dem Abschluß des Polenfeldzuges trieben diese Franktireure in Polen ihr Unwesen, und sie wurden mit den Mitteln bekämpft, die das Völkerrecht für solche Fälle zuläßt. In allen Kriegen, die im Lauf der Geschichte bisher geführt wurden, galt und gilt der Heckenschütze als Mörder; er hat keinen Anspruch darauf, anders als ein solcher behandelt zu werden.

Sturmfahrt auf Lemberg

„Beiderseits Przemysl vorstoßend wurden Sambor und Jaworow genommen und mit vorgeworfenen Abteilungen Lemberg erreicht.“

„Lemberg ergab sich gestern den bereits im Abmarsch befindlichen deutschen Truppen. Übergabe-Verhandlungen sind im Einvernehmen mit dem am Ostrand der Stadt stehenden sowjetrussischen Truppen im Gange.“

Aus den Berichten des OKW vom 13. und 23. Sept. 1039.

Der folgende Bericht eines Offiziers, der an der „Sturmfahrt“ teilgenommen hat, gibt einen Ausschnitt aus den Kämpfen an der Ostfront, der für den polnischen Krieg und die damalige deutsche Kriegführung und für den Schneid unserer Soldaten kennzeichnend ist.

Der 12. September 1939 sollte für die Gebirgsdivision X ein denkwürdiger Tag von ungeahnter Reichweite werden.

Zunächst wurde der Vormarsch auf Sambor fortgesetzt, das am 11. September abends kampflos besetzt worden war. Während des Vormarsches traf bei Oberst Schörner um 8.30 Uhr ein Befehl des Kommandeurs der Division, Generalmajor Kübler, ein: „Ziel für heute: Schärfstes Vordringen auf Lemberg.“

Durch Einzelbefehle werden nach kurzer Orientierung Hauptmann Merxmüller und die ihm unterstellten Unterführer sogleich entlassen, mit dem Auftrag: Vorhut fährt um 10.00 Uhr von Sambor-Nord zum Vorstoß in Richtung auf Lemberg an. An-schließend folgt Befehlserteilung an die Verfolgungsgruppen des Gros, die baldigst hinter der Vorhut zunächst in Richtung auf Kalinow (7 Kilometer nordostwärts Sam-bor) zu folgen haben. Der Verfolgungsbefehl wird nachträglich schriftlich festgelegt und in rund 100 Exemplaren an alle Führer und Unterführer während des Vorfah-rens ausgegeben.

Pünktlich um 10.00 Uhr fährt Hauptmann Merxmüller an der Spitze der Vorhut von Sambor aus über Kalinow in Richtung Lemberg vor. Das Gros, voran Bataillon Seitz, folgt dicht aufgeschlossen nach. Die „Sturmfahrt nach Lemberg“ hat begonnen!

Bei der Straßengabel südlich Koniuszka trifft die Vorhut auf Feind in etwa Kompaniestärke, der in unbekümmerter Marschkolonne auf der Straße auf Nordosten marschiert. Die vordersten Wagen eröffnen MG-l'euer auf die Kolonnen. Der Feind flüchtet rechts und links auf die Felder. Tote und Verwundete liegen umher, führerlose Pferdefahrzeuge rasen kreuz und quer über die Straße und müssen von den Fahrern in sausender Fahrt umsteuert werden.

Das Tempo wird noch gesteigert. Beiderseits der Straße werfen Feindgruppen von 3, 6, 10 und 20 Mann die Waffen weg und heben die Hände. Rudki wird in einer Staubwolke durchrast; vorübergehend ein 60- bis 70-Kilometer-Tempo, wie später nochmals kurz vor Lemberg; die Vorhut nähert sich der Seeenge bei Malowanka.

Hier kommt das letzte große Hindernis, wo der Feind vor Lemberg noch erfolgreich Widerstand leisten kann und muß. Die Spitze bricht trotz starkem Feuer in rascher Fahrt bis in die Ortsmitte ein; Unteroffizier Pössinger der 16. Kompanie — deutscher Meister im Langlauf— zeichnet sich dabei aus. Starkes feindliches MG- und Schützenfeuer zwingen die rückwärtigen Teile der Vorhut und das Gros zum Halten. Die ersten Verluste treten ein.

Nach eineinhalbstündigem Gefecht ist die Vormarschstraße wieder frei. Der Regimentskommandeur faßt, noch während das Gefecht läuft, alle erreichbaren Teile zum frontalen Durchstoß weiter in Richtung Lemberg zusammen. Eine motorisierte Spitze auf wenigen Wagen wird gebildet. Sie fährt an, dahinter der Regimentsstab, dann eine noch verlastete Pionierkompanie usw. Befehl: „Unter Staubentwicklung, Reichsautobahntempo, los auf Lemberg!" Das rasch wieder verladene Bataillon Seitz folgt aufgeschlossen nach.

Der Weg ist übersät mit Ausrüstungsgegenständen, weggewor-fenen Waffen und Fahrzeugen aller Art. Polnische Soldaten laufen beiderseits der Straße mit erhobenen Händen im Straßengraben der Kolonne entgegen.

Das Tempo steigert sich vorübergehend bis zur Leistungsgrenze der Motoren.

Immer wieder halten die Offiziere des Stabes an der Straße, ordnen den Vormarsch, rufen den vorbeugenden, später wieder eingeholten Truppen die Parole des Tages zu: „Lemberg", hämmern ihnen dieses Wort dieses Ziel unermüdlich ein und reißen sie damit trotz aller Schwierigkeiten vorwärts, bis die ersten Wagen nach Lemberg-West hineinrasen.

Hier schlägt starkes feindliches Feuer, Gewehrfeuer, MG, bald auch zwei Geschütze, gut gezielt, entgegen; kein Kunststück für den Feind, der nur die Straße entlang aus sicherer Stellung zu schießen braucht. Die Abwehr verstärkt sich bald, der Feind hat offensichtlich den ersten Schrecken des völlig unerwarteten Überfalls auf die Stadt überwunden. Aus Häusern, Eisenbahnwagen, von Bäumen schlägt feindliches Feuer entgegen, polnische Infanterie tastet sich heran. Die Handvoll Leute, die Lemberg in rasender Fahrt erreicht haben, klammert sich mit dem Regimentsstab in der westlichen Häusergruppe fest und hält das gewonnene Gelände, bis nach und nach rückwärtige Teile der Verfolgungstruppen herankommen.

Meldung trifft ein, daß inzwischen auf der Marschstraße in Rudki und nördlich davon ernste Kämpfe mit den zuerst überrannten, jetzt aber gesammelten Feindteilen entbrannt seien. Auf Unterstützung könne daher vorerst nicht gerechnet werden.

Nur der Divisionskommandeur, Generalmajor Kübler, trifft allein mit dem i. Generalstabsoffizier noch in den späten Nachmittagsstunden in Lemberg-West ein. Die Division gibt Befehl, alle verfügbaren motorisierten Teile in der Nacht vom 12. zum 13. September im Lastkraftwagentransport nach Lemberg vorzuziehen.

Die Masse des Gebirgsjäger-Regiments X ist im Verlauf des 12. Septembers unter der Führung des Oberst Franek am Anfang der Gebirgsdivision nach einer einstündigen Rast bei Grodowice bis Sambor vormarschiert, wo um 18.00 Uhr Alarmquartiere bezogen wurden. Noch um 11.15 Uhr waren weitere Verstärkungen zu den Verfolgungstruppen vorgeholt worden. Am 13. September um 6.30 Uhr findet die Befehlsausgabe für die Bereitstellung zum Angriff auf Lemberg durch den Divistonskommandeur persönlich an die Kommandeure statt. Während die Offiziere

Die „Sturmfahrt" der Gebirgsdivision nach Lemberg. Die gekreuzten Schwerter geben die Gefechte an, die die Division auf ihrem Marsch zu bestehen hatte.

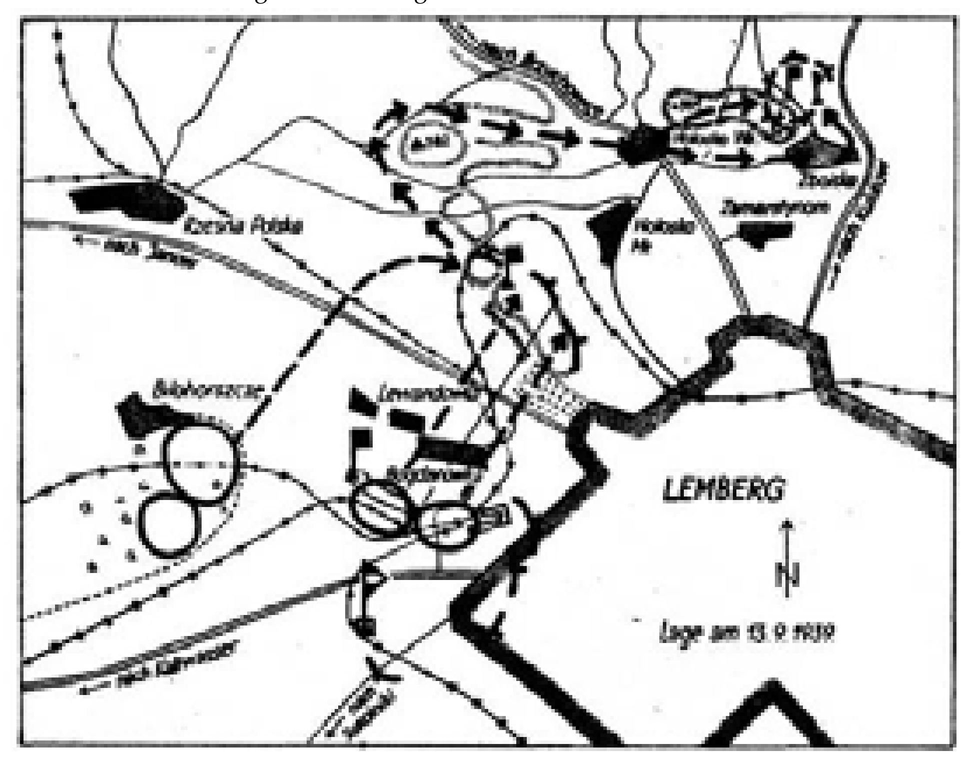
in einem Garten versammelt sitzen, die Angriffsgliederung in ihre Karten eintragen, heulen feindliche Granaten darüber hinweg, um mit dumpfem Krachen zunächst weiter rückwärts einzuschlagen.

Der Angriff, den laut Divisionsbefehl Oberst Schörner führt, soll am West- und Nordwestrand der Stadt entlang gehen, um sich in den Besitz der Höhen bei Zboiska zu setzen. Hier tritt zum ersten Male der Name Zboiska auf, der für den Kampf des Gebirgsjäger-Regiments X für die Tage vom 13. bis zum 21. September eine ungeahnte Bedeutung erhalten sollte.

Die Gebirgsdivision bestimmt 10.15 Uhr als Angriffszeit.

Auf der überragenden Höhe des Steinberges (Höhe 374) war das weitgesteckte Ziel des Tages in Richtung der beherrschenden Höhen von Zboiska ebenso klar zu überblikken wie das bisherige Angriffsgelände. Alles kam darauf an, den Angriff gegenüber dem zweifellos erschütterten Feind in raschem Fluß zu halten. Die Auswirkungen der drückenden Hitze machten sich derart bemerkbar, daß ein vorübergehendes Halt für die angestrengte und seit dem Vortag überhaupt nicht verpflegte Truppe eingelegt werden mußte, und tatsächlich lebte in kürzester Zeit der feindliche Widerstand in überraschender Stärke wieder auf. Die Baumschützen wurden immer lebhafter.

Frontal angesetzte Spähtrupps blieben in diesem konzentrischen und gut gezielten Feuer dicht vor der eigenen Front liegen.



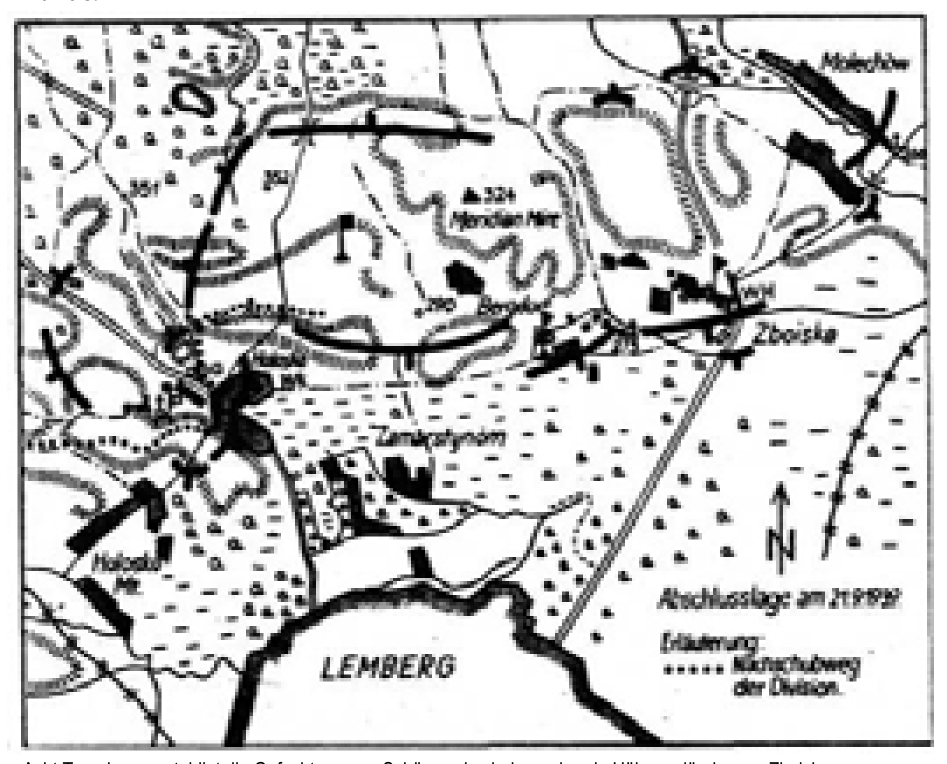
Die Gebirgsdivision befiehlt am 13. September den Angriff für 10.15 Uhr.

Um 12.40 Uhr gelingt durch den vorzüglich nachbauenden Fernsprechtrupp des Oberleutnants Hübsch Verbindungsaufnahme mit dem Divisionskommandeur; Generalmajor Kübler weist nochmals auf die Bedeutung der Höhen von Zboiska hin und wünscht ein "Heil" für die Fortsetzung des Angriffs.

Die Gefechtsgruppe Picker schlängelt sich nun stundenlang in Gebirgs-ordnung durch dichten Buschwald, die Gebirgsjäger schleppen ihre schweren Lasten über eine Anzahl tiefeingeschnittener Täler, die sämtlich in Ostwestrichtung verlaufen und überquert werden müssen - bis schließlich etwa 1 y_2 Kilometer südwestlich Holosko freies Gelände erreicht wird. Die Zeit drängt, die hier frühzeitige Dämmerung macht sich schon bemerkbar. Der Regimentskommandeur befiehlt daher, Holosko auf kürzestem Weg zu überfallen und in einem Stoß bis Zboiska auf der Straße vorzugehen.

Ein ortsansässiger Wiener weist uns auf dem kürzesten Weg nach Zboiska, ein außerordentlicher Glücksfall, denn nach der Karte 1 : 300.000 war nicht zu führen. In der Reihenfolge 13. Kompanie, MG-Zug, 7. Kompanie, Teile 1/Pi. Y, mit größerem Abstand 8. Kompanie, geht es beiderseits des Weges flott nach Zboiska vor. Der Aufenthalt der 6. Kompanie und ebenso der 2. Kompanie ist unbekannt.

Zwei polnische Offiziere laufen den Gebirgsjägern - sehr erstaunt - in die Hände.



Acht Tage lang verteidigt die Gefechtsgruppe Schörner das beherrschende Höhengelände von Zboiska

In Zboiska wird mit Einbruch der Dunkelheit ein polnisches Biwak von der 13. Kompanie gestürmt. Die Masse der Polen entkommt jedoch unter Zurücklassung etlicher Toter im Dunkeln; eine ganze Anzahl bespannter Fahrzeuge, meist mit Lebensmitteln beladen, bleibt in unseren Händen.

Aber schon die nächste Stunde läßt es unratsam erscheinen, in der tief im Tal gelegenen Ortschaft während der Nacht zu bleiben. Die Polen führen verschiedene und teilweise gutgegliederte Gegenangriffe gegen Zboiska durch; wiederholt kommen sie auf Handgranatenwurfweite heran. Der Regimentskommandeur befiehlt daher der Gefechtsgruppe Picker, den Ort zu verlassen und die beherrschenden Höhen, die inzwischen durch Spähtrupps gesichert waren, in igelartiger Stellung, unter völliger Sperrung der großen Straße, zu besetzen. Diese im Dunkel der Nacht schwierige Bewegung wird reibungslos durchgeführt. Ein planmäßiges Einrichten zur Verteidigung kann jedoch erst mit Hell werden am 14. September erfolgen.

Mit dem 14. September morgens beginnt der Abwehrkampf auf den Höhen von Zboiska und bei Holosko, der im Rahmen der Einschließung von Lemberg durch die Gebirgsdivision in der Kriegsgeschichte eine einmalige und einzigartige Bedeutung haben wird.

Die Gefechtsgruppe Schörner verteidigte das beherrschende Höhengelände von Zboiska, in der Ortschaft Holosko und auf den Begleithöhen ihre Stellungen acht Tage lang, mit Front zunächst nach zwei, dann bald nach drei und vier Seiten. Dreimal war die Gefechtsgruppe von jeder Verbindung mit der Gebirgsdivision und von jedem Nachschub völlig abgeschnitten; jeden Tag und jede Nacht wurden auf dem ungesicherten, 5 km langen Weg zur nächsten Gefechtsgruppe Ordonnanzoffiziere, Transporte, Spähtrupps angeschossen und abgeschossen.

Der Feind war auf der Nord- und auf der Südfront um ein vielfaches stärker: Über 20.000 polnische Soldaten verteidigten Lemberg; sie verfügten über nahezu 100 Geschütze. Von außen herein, und zwar von Norden, von Nordosten und von Nordwesten drängten dauernd die zusammengeballten Teile der polnischen 11. und 24. Division sowie nicht mehr feststellbare andere Truppenteile.

Die Lage wechselte während eines Kampftages und während einer Nacht meist mehrere Male. Die Meldungen von allen Seiten der vier Fronten überstürzten sich beim Regimentsstab, der inmitten der igelartigen Stellung in notdürftigen Gräben des Schießplatzes Lemberg seinen Gefechtsstand aufgeschlagen hatte. Zur vorderen Linie im Süden (gegen Lemberg) hatte man vom Regimentsgefechtsstand aus nur 500 Schritte zu gehen, zur nördlichen Front etwa 700 Schritte, dafür waren es nach Osten zu den äußeren Sicherungen der Zboiska-Stellung etwa $1^1/_2$ Stunden, in den Kessel von Holosko hinunter etwa rund 40 Minuten, wenn auch ein ungestörter Spaziergang dorthin vielleicht nur 25 Minuten betragen hätte.

Besonders gefährlich war die Tatsache, daß ab 15. September die Angriffe aus der allgemeinen nördlichen Richtung und die Ausfallversuche aus Lemberg heraus jeweils

auf die Minute gleichzeitig begannen. Wir wissen heute, daß die einzelnen Feindgruppen durch Funk in guter Verbindung standen.

Die feindliche Artillerie schoß zwar schematisch, sie kannte sich aber aus erklärlichen Gründen auf ihrem Schießplatz Lemberg recht gut aus. Das Einmalige und moralisch außerordentlich Drückende war, daß die einzelnen Stellungsteile jeweils durch die feindliche Artillerie vom Rücken beschossen wurden. War z. B. das Bataillon Seitz in der Abwehr eines ernsten Angriffes mit der Front nach Norden im Kampf, so schoß die Lemberger Artillerie zur Unterstützung des feindlichen Durchbruchversuches von der Stadt her, also von Süden, in den Rücken der Verteidiger. Manche Krise mußte entstehen; jede wurde gemeistert.

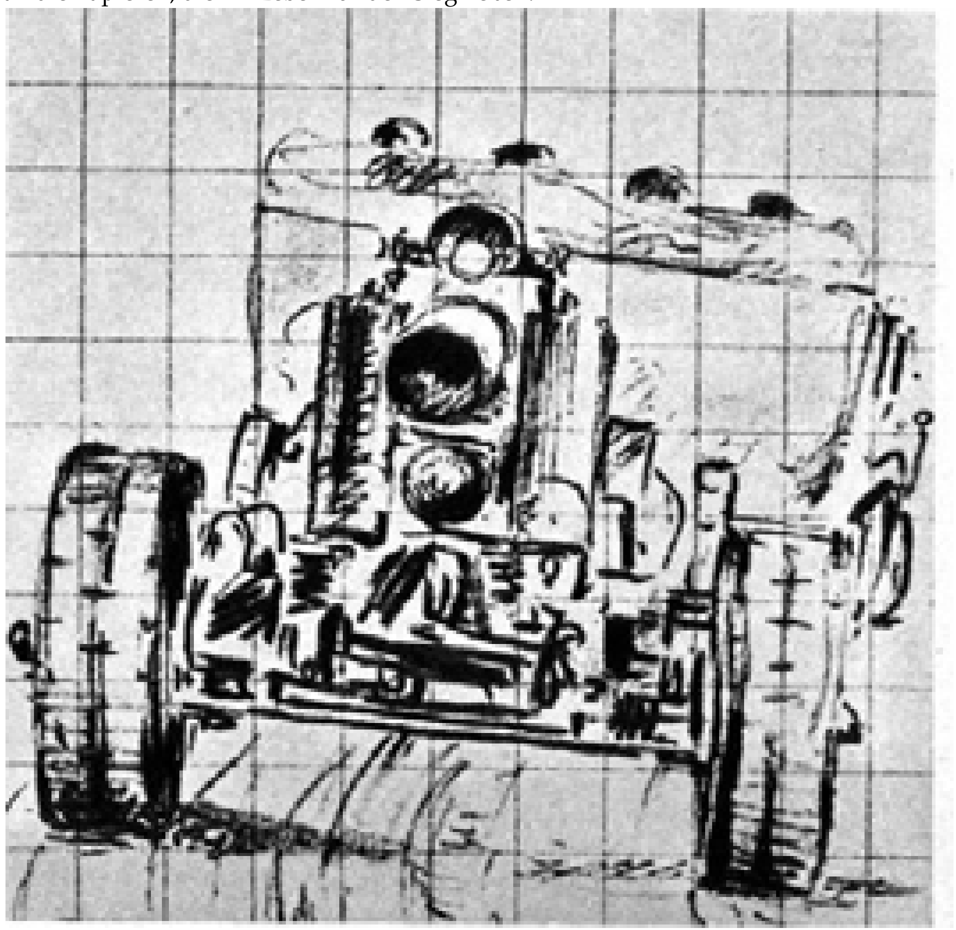
Die Gebirgsdivision hatte im Westen und Süden der Stadt Lemberg andere schwere Kämpfe zu bestehen. Es war oft nicht möglich, der Gefechtsgruppe Schörner eine stärkere artilleristische Unterstützung zuzubilligen als nur von ein bis zwei schweren Batterien. Dafür verfügte an den Hauptkampftagen der Feind gegen unsere Gefechtsgruppe im Norden über $1\ ^1/_2$ 7,5-cm-Batterien und über eine 10-cm-Batterie; von Lemberg heraus schossen mit beachtlicher Präzision jeweils zwei bis vier 7,5-cm-Geschütze, gelegentlich eine 10-cm-Batterie und einige Festungsgeschütze, deren Wirkung am stärksten war. Wir erfuhren später, daß es sich um 22-cm-Mörser gehandelt hatte.

Für die Führung der Gefechtsgruppe war es manchmal vielleicht die schwerste Nervenbelastung, der im harten Abwehrkampf befindlichen Truppe die erwartete und in jeder anderen Lage auch verfügbare Artillerieunterstützung nicht verschaffen zu können. Denn der Truppe konnte man den Ernst der Lage an allen Fronten, die Tatsache des völligen Abgeschnittenseins und andere Dinge nicht klarmachen, und man wollte es auch nicht. Mancher Hilferuf nach Verstärkung, nach Munition, nach Verpflegung, nach Verwundetenfürsorge usw. traf auf dem Regimentsgefechtsstand ein; es dauerte Tage und Nächte, bis geholfen werden konnte. Denn wir waren allein. Die Stellung mußte gehalten werden; der lakonische Satz „Gefechtsgruppe Schörner hält gegen feindliche Angriffe aus Norden und Süden ihre Stellungen" bildete eine ebenso selbstverständliche wie klar erkannte Forderung angesichts der Gesamtlage der Gebirgsdivision.

Der Erfolg konnte erst am 21. September und in den nachfolgenden Tagen übersehen werden. Die Gefechtsgruppe zählte allein etwa 2500 Gefangene, darunter 150 Offiziere (u.a. zwei Regimentskommandeure und eine Reihe von Generalstabsoffizieren). Wir erbeuteten neben ungezählten Gewehren und Maschinengewehren anderes unübersehbares Gerät, zwei 7,5-cm- und eine 10-cm-Batterie. Dies ist aber nur ein Teil, vielleicht nur ein kleiner Teil der tatsächlichen Beute, denn am 21. September begannen mit unserem Abrücken (denn Lemberg wurde bekanntlich dem russischen Interessengebiet zugesprochen) ganze Züge von Gefangenenkolonnen, Pferden usw. aus dem Wald von Brzuchowice und den umliegenden Höhen herauszuströmen.

Gegen alle Übermacht und über alle Krisen hinweg waren die Stellungen gehalten worden; der große Enderfolg war der rastlosen Einsatzbereitschaft aller Offiziere und Unteroffiziere und der außerordentlichen Zähigkeit der Gebirgsjäger zu verdanken. Die Erkenntnis, der ganzen Ostarmee voraus zutiefst in Feindesland zu stehen, war dabei ein mächtiger Faktor des Aushaltens; desgleichen war die Tatsache, daß gerade der deutsche Gebirgssoldat sich den Polen haushoch überlegen fühlte, ein wesentliches Moment zum Sieg. Eine große Unterstützung bildeten für uns auf dem Ostflügel und in der Mitte die Höhen von Zboiska, die ein Schulbeispiel einer überragenden, alles beherrschenden Höhenstellung bedeuteten.

Die Erinnerung an die einzigartigen Tage des Abwehrkampfes auf den Höhen von Zboiska und in der „Hölle von Holosko" wird stets verbunden sein mit dem Gedanken an die Tapferen, die ihr Leben für den Sieg ließen.



Auf den Meldeblock skizziert.



WARSCHAU...

Das Schicksal einer Stadt

Ans Unwirkliche grenzt die Präzision, mit der sich der deutsche Vormarsch in Polen vollzieht. Marsch, Kampf, Umzingelung, Vernichtung wie an mathema-tischen Tabellen errechnet geht dies alles vor sich, logisch und zwangsläufig löst sich jedes taktische und strategische Problem. Es ist kein Kraut gewachsen gegen die deutsche Kriegführung.

Die Hauptmacht Polens ist zwischen der Bzura und der Weichsel zum Kampf gestellt. Die Vernichtung des Großteils der polnischen Wehrmacht reift heran und damit der entscheidende Sieg.

Zwei Tage nach Kriegsausbruch am 3. September klopft der Krieg mit hartem Knöchel an die Pforte der Hauptstadt Polens — die deutsche Luftwaffe, die nach 48 Stunden Krieg Beherrscher des Luftraumes über Polen geworden ist, greift Flugplatz und Flugzeugwerke von Okecie in unmittelbarster Nähe Warschaus an.

Weitere fünf Tage dauert es, bis die Hauptstadt Polens aus allernächster Nähe den Kanonendonner hört und den heißen Atem des Krieges spürt. Es ist der 8. September, als die ersten deutschen Soldaten, Panzerkampfwagen, in die Vorstädte Warschaus eindringen.

Um diese Zeit ist die Sache Polens bereits verloren. Im Nordwesten Warschaus wird der Feind geworfen, und im Osten verriegeln deutsche Sturzkampfflugzeuge die Ausgänge aus der Stadt; die ersten Häuser Warschaus sinken in Trümmer und begraben unter sich Frauen und Kinder — Opfer der polnischen Artillerie, die vom Osten her die westlichen Vororte der Stadt beschießt.

Der von vornherein für Polen verlorene Kampf um Warschau beginnt. Auf Polens Schuldkonto gehen die ersten Opfer, die ersten Wolken brennender Häuser und Stadtteile.

Auf Polens Konto; denn es ist klar, daß Polen in diesem schon verlorenen Krieg nie seine Hauptstadt wird halten können.

Aber mit dem Kleinkrieg, mit dem Heckenschützenkrieg glaubt Polen, das heranreifende Ende verzögern zu können.

Das polnische Oberkommando meldet über den Kurzwellensender London GSB am 9. September:

„Wir erwarten, daß der Kampf um Warschau schwer sein wird, aber wir haben hinter uns nicht nur die Armee, sondern alle Bürger der Stadt, die ein Gewehr tragen können ..."

Und am gleichen Abend, 20 Uhr 30, verbreitet der Londoner Kurzwellensender GSA über die Welt und namentlich nach Amerika:

„Die vielen Tausende von Männern aus der Zivilbevölkerung halten noch immer dem deutschen Angriff stand.“

Die ersten Rauchschwaden ziehen über die polnische Hauptstadt und verdunkeln den Himmel. Die ersten Straßen sind durch zertrümmerte Mauern versperrt. Das Volk von Warschau weiß genau, was ihm bevorsteht. Trotzdem berichtet der Sender Warschau II am 11. September um 20 Uhr 41:

„Bei dem Angriff auf Warschau Stadt erlitt ein deutscher Tank ein schmähliches Ende. Zivilbevölkerung machte ihn kampfunfähig ...“

Zivilbevölkerung — noch ahnt Warschau nicht, daß dieses Wort einmal das Schicksal seiner Stadt entscheiden wird.

Beim Vormarsch gegen Warschau hat unsere Luftwaffe glänzend vorgearbeitet. Der Flugplatz und die Flugzeugwerke von Okecie dicht bei Warschau wurden bereits wenige Tage nach Kriegsausbruch erfolgreich bombardiert. Unsere Luftaufnahme zeigt die Bombeneinschläge, die bei einem einzigen Angriff erzielt wurden.





Gange sei, und am gleichen Tage noch, daß abends 17 Uhr 15 die ersten deutschen Truppen in das westliche Warschau eingedrungen sind.

Der deutsche Sender:

„Achtung, Warschau! Achtung, Warschau! Das Oberkommando der Wehrmacht gibt folgendes zur Kenntnis: Das deutsche Verbot der Beschießung offener Städte, Dörfer und Ortschaften durch die deutsche Artillerie und die deutsche Luftwaffe ist von der Bedingung abhängig, daß die Gegenseite bereit ist, die Erklärung abzugeben, daß sie aus ihnen keinen Kriegsschauplatz zu machen beabsichtigt. Da die polnische Regierung ohne Rücksicht auf die Bevölkerung ihres Landes sich an diese Bedingung nicht hielt, wird die deutsche Armee von heute an mit allen Mitteln den Widerstand in diesen Ortschaften brechen ...“

Das ist eine letzte Warnung. Es ist der 16. September, der letzte Tag, die letzte Stunde zur Einsicht und Umkehr.

Über zwei Millionen Einwohner zählt die Stadt; mehr als hunderttausend Soldaten befinden sich in ihren Mauern. Warschau ist von jeder Verbindung mit dem Hinterland abgeschlossen. Es hat nichts, kein Wasser, kein Gas, keine Zufahrtsstraße es hat nur eine Zukunft, Vernunft zu zeigen oder vernichtet zu werden.

Die Hauptstadt Polens wäre eine leichte Beute. Sie ist so gut wie völlig, umzingelt, unsere Luftwaffe hat alle militärisch wichtigen Ziele unter das Feuer ihrer Bomben



Unaufhaltsam geht es auf der Straße nach Warschau vorwärts. Artillerie zieht durch ein von den Polen eingeäschertes Dorf.

genommen, leichte, schwere und schwerste Artillerie ist aufgefahren. Warschau muß fallen, wenn dieser militärische Apparat zu arbeiten beginnt.

Aber zwei Millionen Menschen?

Das Oberkommando der Wehrmacht versucht das letzte Mittel, den offenbar zum Wahnsinn entschlossenen Kommandanten der Stadt zur Vernunft zu bringen:

Am 17. September, morgens um 8 Uhr, erscheint beim Stab eines polnischen Infanterieregimentes in einer Vorstadt Warschaus ein deutscher Parlamentär. Er verlangt, zum Kommandanten der Stadt geführt zu werden. In seiner Tasche hat er ein Schreiben seines Korpskommandeurs an den Kommandanten der Stadt Warschau, in dem der deutsche General noch einmal schriftlich unter Darlegung aller Gründe und Möglichkeiten den Polen auffordert, die Stadt zu übergeben.

Der deutsche Offizier wird gebeten zu warten. Er sitzt in einer polnischen Unterkunft und wartet, wartet, wartet ...

Nach anderthalb Stunden kommt der Meldegänger zurück:

„Der Herr General bedauert, den deutschen Offizier nicht empfangen zu können.“

Der Deutsche versucht, den Brief, den er in der Tasche trägt, durch einen polnischen Offizier dem Stadtkommandanten zukommen zu lassen, aber jeder Pole lehnt die Übernahme des Auftrages ab. Der deutsche Parlamentär grüßt, dreht sich auf dem Absatz um, steigt in den Wagen und verschwindet, zunächst von den Polen begleitet, dann von den deutschen Gefechtsposten in Empfang genommen.

*

Gut, der Warschauer Stadtkommandant will den Kampf. Will ihn die Bevölkerung Warschaus?

„An die Zivilbevölkerung der Stadt Warschau!“ So beginnt ein Flugblatt, das in Tausenden von Exemplaren an diesem Tage über Warschau abgeworfen wird. „Eure Regierung hat Warschau zum Kampfgebiet gemacht und es der Eigenschaften einer offenen Stadt beraubt. Eure militärische Führung hat nicht nur Warschau beschießen lassen, sondern Euch außerdem aufgefordert, mit Waffen in der Hand den deutschen Truppen Widerstand zu leisten, und mit dieser Aufforderung zum Heckenschützenkrieg hat die polnische Regie-rung das internationale Recht gebrochen. Da einige Teile der Warschauer Bevölkerung dieser Aufforderung Folge geleistet haben, ist Warschau Kriegsgebiet geworden . . . Heute richtete man an den Kommandanten der Stadt Warschau folgende Aufforderung:

1. Die Stadt soll als Ganzes im Lauf von zwölf Stunden ohne Kampf den deutschen Truppen, die von allen Seiten Warschau umzingelt haben, übergeben werden.
2. Die in Warschau befindlichen polnischen Truppen haben in der gleichen Zeit sich der deutschen Armeeführung zu ergeben.



Sturzkampfflugzeuge haben militärische Ziele in Warschau angegriffen, während die polnische Artillerie von Osten her die westlichen, in der Hand der Deutschen befindlichen Stadtteile mit Artillerie beschießt.

Trotz zahlreicher Warnungen durch das Oberkommando der deutschen Wehrmacht hat der polnische Stadtkommandant Warschau in eine Festung verwandelt. Barrikaden wurden errichtet, Straßenbahnen quer zur Fahrtrichtung gestellt, und Tausende von polnischen Zivilisten griffen auf Befehl des Kommandanten' zur Waffe, so daß der Kampf um die Stadt zu einem Kampf um ein befestigtes Lager wurde.





Warschau gibt den Kampf auf; es hat schließlich doch bedingungslos kapituliert. Im Dunkel der Nacht stellt sich die militärische Besatzung der Stadt — es sind über 100.000 Mann — zum Abmarsch in die Gefangenschaft auf.

3. Wenn diese Aufforderung angenommen wird, muß dem deutschen Kommandeur davon Mitteilung gemacht werden.

4. Wenn dieser Aufforderung nicht Folge geleistet wird, bleiben der Warschauer Zivilbevölkerung zwölf Stunden Zeit zum Verlassen des Stadtgebietes. Nach Ablauf dieser zwölf Stunden wird Warschau als Kampfgebiet betrachtet werden . ..“

*

Aber Warschau hört nichts, hört nichts — als daß es nun ernst wird, und der Kommandant der Stadt richtet an das Oberkommando der deutschen Wehrmacht die Bitte, einen Parlamentär für die Verhandlungen über den Abzug der Warschauer Zivilbevölkerung und des diplomatischen Korps am 17. September zu empfangen . . .

„Uwaga Warszawa! Uwaga Warszawa! Czy slyszycie nas! Achtung, Warschau! Achtung, Warschau! Hört uns!“ Der deutsche Sender antwortet auf das polnische Ansuchen und erklärt die deutsche Bereitschaft, polnische Zivilbevölkerung und Mitglieder des diplomatischen Korps auf dem Weg Warschau — Praga — Minsk auf der Höhe der deutschen Vorposten durchzulassen.

„Der Erhalt dieser Meldung muß umgehend durch Warschau auf Welle 7190 kHz bestätigt werden.“

7190 kHz meldet sich nicht.

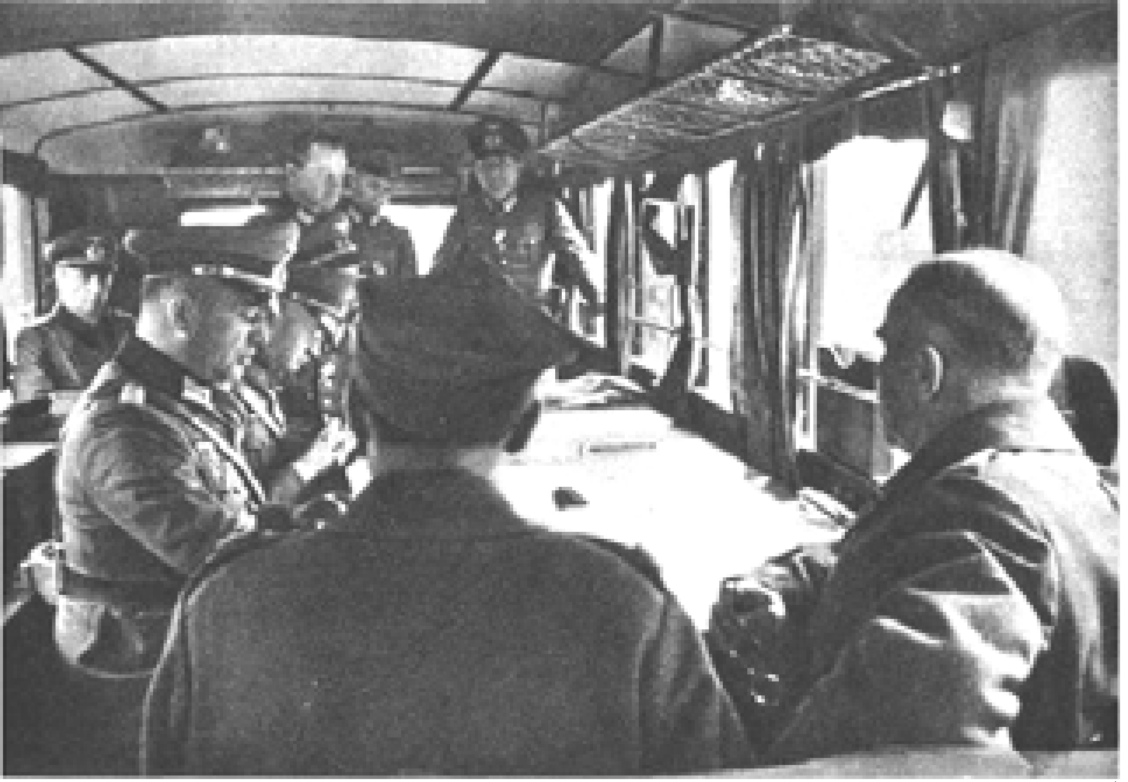
Was geht in Warschau vor? Auf der deutschen Front weiß man es nicht.

Deutsche Soldaten in den Kasematten der Festung Warschau.



Der Kommandant Warschaus begibt sich in Begleitung deutscher Offiziere zu den Übergabeverhandlungen in einen kleinen Ort vor Warschau.





Der Kommandant Warschaus bei den Kapitulationsverhandlungen.

Ist die Warschauer Zivilverwaltung tatsächlich bereit, auf Befehl des militärischen Kommandanten mit der gesamten Bevölkerung den Deutschen Widerstand zu leisten? Gibt es Meinungsverschiedenheiten zwischen Militär- und Zivilbehörden? Vielleicht innerhalb des Stabes des Kommandanten selbst?

Seit Tagen ist die deutsche Wehrmacht vorbereitet, Warschau mit allen militärischen Mitteln zur Ergebung zu zwingen.

Unsere Stuka und Kampfflugzeuge, bisher nur für militärische Ziele eingesetzt, unsere Artillerie und Sturmkompanien sind bereit und warten.

Der Kommandant Warschaus rührt sich nicht. Aber am 17. September kommt plötzlich durch den Äther eine Bitte an das Oberkommando der Wehrmacht, einen polnischen Parlamentär zu empfangen.

Die deutschen Sender antworten: Der polnische Parlamentär habe sich dort und dort zu der und der Zeit im beleuchteten Auto mit weißer Flagge einzufinden.

Die deutsche Antwort wird wiederholt, doch um Mitternacht muß das OKW feststellen, daß sich kein Parlamentär bei den Gefechtsposten unserer Truppen eingefunden hat.

Wer hat die Bitte in den Äther gesandt? Warum ist die deutsche Bereitwilligkeit unbeantwortet geblieben?

Auf der Seite rechts: Anfang und Schluß des Protokolls über die Verhandlungen zur Übergabe der Festung Warschau-Praga. Auf deutscher Seite wurde das Protokoll von dem damaligen General der Infanterie Blaskowitz, dem Oberbefehlshaber der 8. deutschen Armee, unterzeichnet.

Protokoll über die Verhandlungen des Oberbefehlshabers der deutschen 8. Armee mit dem Vertreter der polnischen Wehrmacht in Warschau zur Übergabe der Festung Warschau-Praga.

Artikel 1.

1.) Die Festung Warschau, einschl. Praga, ergibt sich dem deutschen Armeeoberkommando 8 bedingungslos.

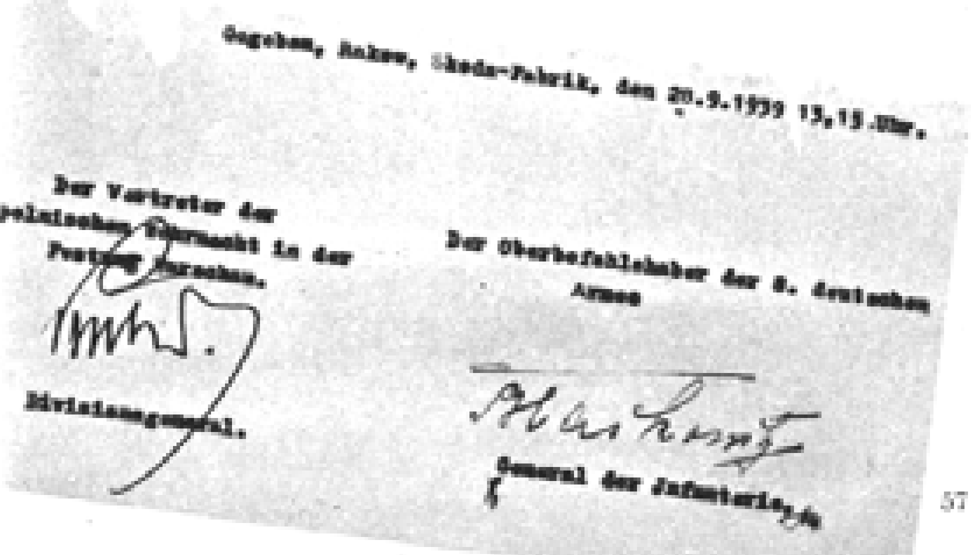
2.) Der militärischen Besatzung wird zugesichert:

a) Offiziere behalten ihre Degen; sie werden in ehrenvolle Gefangenschaft überführt;

b) Unteroffiziere und Mannschaften werden zunächst auf kurze Zeit in Kriegsgefangenschaft überführt; ihre Entlassung in die Heimat erfolgt nach Durchführung der notwendigen Formalitäten, sobald wie möglich.

Warschau will den Kampf, und es wird ihn bekommen. Die ausländischen Diplomaten sind, und das ist bislang das einzige Zugeständnis des Warschauer Stadtkommandanten, durch die deutschen Linien in Sicherheit gebracht worden.

„Bürger Warschaus! In den Straßen der Stadt hört man das Schießen der Artillerie. Frauen und Kinder laufen durch die Straßen eurer Stadt und sterben im Feuer jener, die unverantwortlich und blind von den Dächern der Stadt schießen.



Gegeben, Rakow, Skoda-Fabrik, den 28.9.1939 13,15 Uhr.

Der Vertreter der polnischen Wehrmacht in der Festung Warschau.

Divisionsgeneral.

Der Oberbefehlshaber der 8. deutschen Armee

General der Infanterie.

Die Nacht der Schrecken ist für Warschau gekommen. Wir wollen nicht den Untergang Eurer Hauptstadt. Wir wollen nicht Eure Not und Euren Tod!
Frauen Warschaus! Wenn Ihr nicht die Bevölkerung Eurer Stadt in den Tod stürzen wollt, dann sorgt dafür, daß alle Männer sofort die Waffen niederlegen. Wer morgen ohne Waffen in seinem Haus bleiben wird, hat nichts zu fürchten ..."

Das war der letzte Appell an die Vernunft der Bevölkerung Warschaus.

*

Deutsche Artillerie hat den Kampf aufgenommen, deutsche Sturzkampfflugzeuge vernichten mit hundertprozentigem Erfolg alle militärischen Objekte der Stadt. Eine schwere Wolke legt sich über Warschau. Deutsche Stoßtrupps gehen gegen die Außenbefestigungen vor. Das Fort Mokotowski wird genommen, und am 27. September 1939 kapituliert die Hauptstadt Polens bedingungslos.

Die polnischen Truppen marschieren ab, am 2. Oktober 1939 rücken die ersten deutschen Truppen in Warschau ein.

Deutscher Schützengraben vor Warschau während der Übergabeverhandlung.



Mit Mann und Roß und Wagen
hat sie der Herr geschlagen



Durch unwegsames Gelände und über völlig durchweichte Straßen geht der Marsch der Kompanie.

An der Bzura

Von Gefr. Wolf Glaßer

An den Ufern der Bzura liegt ein kleines Grab. Unweit eines kleinen Haines aus großen gelben Sonnenblumen wölbt sich ein kleiner Sandhügel, an dessen einem Ende ein schlichtes Holzkreuz einen deutschen Stahlhelm trägt. Hier ruht einer von uns. Auch einer! Einer unserer Besten. In seinem Tagebuche fanden wir die unvergänglichen Worte Hans Grimms aus den „Letzten Aufzeichnungen des Hauptmanns F. von Erckert“:
„In erster Linie größte
Selbstachtung
Nichts Gemeines tun,
Leib und Seele reinhalten.
Sich stets beherrschen; selbstlos,
heiter und mutig sein . . .“

Diesige, graue Herbstfrühe lastet auf den Ufern der Bzura. Im Frühdunst geht eine Schützenkompanie vor, geht vor gegen jenen Fluß, dessen Ufer schon im Weltkrieg vom Blute deutscher Soldaten getränkt wurden. Ein besonderer Auftrag führt diesen kleinen Haufen Feldgrauer vor gegen den Polen, der stark verschanzt am jenseitigen Bzuraufer liegt. „Die Kompanie sichert den Übergang des Regiments! . . .“ Ohne Anlehnung, ohne Unterstützung schwerer Waffen heißt es möglichst unbemerkt an den Feind kommen und ihm eine Lücke schlagen, dort, wo eine neue Brücke entstehen soll.

Noch hat der Gegner nichts bemerkt. Im Schritt gehen die grauen Gestalten vorwärts. Der Nebel läßt die Umrisse unwirklich groß erscheinen. Da zerreißen die ersten gellenden Gewehrschüsse die unwirkliche Stille. Da heult es auch schon heran. Wie ein tollwütiger Hund poltert die feindliche Artillerie los und erfüllt die Luft mit dem Donner berstender Granaten. Die Einschläge liegen noch ziemlich weit hinten.

Die Kompanie stürmt! Ein toller Wirbel erfaßt alle und reißt alles nach vorn. Vorwärts, vorwärts, nur dieser eine Gedanke beherrscht aller Sinne! Voller Genugtuung spürt jeder, wie die Granattrichter der Polen immer weiter zurückbleiben, in der Meinung, unsere Reserven zu treffen.

Da orgelt es von neuem heran. Jetzt auf und nieder, hin und her! Ein Fauchen und Zischen erfüllt den weiten Raum. Dazwischen das Pfeifen und Surren der Geschosse! Voller Verbissenheit wehren sich die feindlichen Gefechtsvorposten. Doch vorwärts!

Mit heißem Kopf und heißem Herzen stürmt eine junge Front. Mit mächtigen Sprüngen stürzt ein Melder nach vorn! Endlich ist der Tag gekommen, ist sein Tag gekommen! Sein heißester Wunsch geht in Erfül-lung: Ran an den Feind! Ungläubig haben seine Kameraden ihn angeschaut, wenn er von dem Kampf Mann gegen Mann schwärmte. Allen voran stürmt er, reißt die Kameraden links und rechts mit sich. Vorwärts!

Der letzte Widerstand der Vorposten verrinnt. Der Pole geht zurück, um sich von der eigenen Hauptkampflinie aufnehmen zu lassen. Doch unser Feuer läßt keinen mehr zurück. Hochatmend erreichen die ersten Männer das Ufer, einer nach dem anderen. Sie werfen sich hinter die spärliche Deckung, die der Uferdamm gegen das feindliche Feuer von jenseits des Flusses bietet, um Atem zu schöpfen.

Unheimliche Stille beherrscht für Augenblicke den Raum nach all dem Höllenlärm berstender Granaten und Schrapnells. Nun sichtet der Kompaniechef die Reihen seiner Leute. Zwei Drittel der Kompanie, das ist der Rest! Da schwirren die Meldungen heran. Verwundet, verwundet — gefallen. Der und der — dieser und jener . . .

Wir decken den Übergang des Regiments. Das ist der Auftrag. Das heißt: Weiter vorwärts! Von allen Seiten schlagen die Geschosse ein. In den Bäumen müssen sie sitzen. Von hinten und von vorn werden wir beschossen. Da fällt der erste Baumschütze von seinem hohen Sitz. Ein fanatischer Bursche! Doch mitten im Feuer weiter! Es muß ein Brückenkopf gebildet werden.

Bzura! Ein breiter Fluß wälzt seine grauschwarzen Wassermassen dahin. Bzura! Deine blutdürstigen Ufer stillen aufs neue ihre Gier! Da schnellen die ersten grauen Gestalten hinab in den weißgelben Flußsand.



Die ersten Gewehrschüsse haben die Stille zerrissen. Schützen und MG gehen in Stellung, aber noch liegen die Einschlage weit hinten

Die Kompanie stürmt.

Es sind drei Mann. Weit vorn ein Melder! Ihnen folgen zwei zusammengewürfelte Gruppen. Ohne Zaudern sucht er die Furt. Die anderen folgen ihm ohne Befehl. Eisig läßt das herbstliche Wasser die Männer erschauern. Es geht ihnen bis an den Leib. Nun aber durch! Strauchelnd, vom Wasser gehemmt, arbeiten sie sich vorwärts. Manchmal spritzt das Wasser jäh auf, wenn ein Geschoß vom Baum seinen mörderischen Weg nimmt.

Als erster erreicht jener Eine den jenseitigen Uferrand. Mit Schwung fliegt eine Handgranate ins gegenüberliegende Haus. Kampfesfreude glüht in den Augen des Einen. Endlich kämpfen! Der Feind ist aus dem qualmenden Haus gewichen. Es folgen die anderen.

Er aber springt auf und rast nach vorn. Durch einen niedergebrochenen, windschiefen Gartenzaun, über zertretene Blumen springt er hinaus ins Freie. Fragend blicken sich alle an. Er erreicht eine flache Mulde auf freiem Gelände. Da knattert ihm wildes Gewehrfeuer aus vielen Läufen entgegen. Die anderen lugen hinter der Deckung. Pantherartig springt er auf und will zurück. Im Sprunge entfällt ihm kraftlos sein Gewehr.

Eine wütende Gewehrsalve streckt ihn dahin. Getroffen sinkt er zurück. Angstvolle Sekunden verstreichen, bis die besorgten Stimmen Antwort erhalten. Beinschuß. — Gott sei Dank! Er lebt! Aber sie können ihn nicht holen. Der Pole achtet aus seiner Stellung auf die kleinste Bewegung.

Nun folgt das Regiment. Nach einer Stunde ist der Feind aus seiner Stellung gewichen.

Jener Eine aber ist tot. Tot wie viele andere mutige Kämpfer. Eine zweite Kugel hat ihn durch den Kopf getroffen. Stumm liegt er — neben ihm sein Tagebuch. „. . . sich stets beherrschen, selbstlos, heiter und mutig sein . . .“

An der Bzura liegt ein stilles Grab! Darauf ein Strauß farbiger Herbstblumen. —


Die Kompanie deckt den Übergang des Regiments, und das heißt: Weiter vorwärts





„Blitzkrieg“ im Osten

Der Feldzug in Polen

Von Rolf Bathe

„Der Feldzug in Polen ist beendet!“ Mit diesem schlichten Satz beginnt der Kriegsbericht des Oberkommandos der Wehrmacht vom 23. September, der den dramatischen Ablauf des deutsch-polnischen Krieges zusammenfaßt.

In ihrer grenzenlosen Selbstüberschätzung hatte die polnische Heeresleitung sich in der Hoffnung gewiegt, in einem Krieg, den Deutschland nach zwei Fronten zu führen hatte, mindestens die Abwehr so lange erfolgreich durchführen zu können, bis die fest versprochene Hilfe britischer Land-, See- und Luftstreitkräfte wirksam geworden war.

Der polnische Aufmarsch umfaßte vier Armeen. Gestützt auf die starke Festungslinie am Narew marschierte die Nordarmee in den Raum zwischen Lomza und Mlawa zum Einfall nach Ostpreußen vom Süden her auf, während gleichzeitig eine weitere Kräftegruppe von Osten her in die deutsche Grenzprovinz einfallen sollte.

Trotz dringender Warnungen des französischen Generals Weygand, der den Korridor im Kriegsfall als unhaltbar bezeichnet hatte, war eine zweite polnische Armee mit sehr starken Kräften im Korridorgebiet aufmarschiert.

Um diesem konzentrischen Angriff auf Danzig und Ostpreußen den notwendigen Rückhalt zu geben, war die stärkste polnische Armee in dem Räume um Posen zusammengeballt . . .

Der deutsche Gegenangriff erfolgte jedoch mit einer so blitzartigen Schnelligkeit, daß diese stärkste polnische Armee infolge Aufreißung ihrer Flanken und des drohenden Verlustes ihrer rückwärtigen Verbindungen schleunigst den Rückzug nach Osten antreten mußte, ohne vorher überhaupt ernstlich ins Gefecht gekommen zu sein. Die polnische Südarmee schließlich war im Raum Krakau - Lemberg aufmarschiert.

Das deutsche Oberkommando hatte von vornherein ein Ziel fest ins Auge gefaßt. Es galt, die in dem weitgeschwungenen Weichselbogen zusammengeballte Masse des polnischen Heeres beiderseits umfassend anzugreifen, zu stellen und zu vernichten, bevor noch stärkeren Teilen des polnischen Heeres der Rückzug über die rettenden Ufer der Weichsel nach Osten gelungen war. Von Anfang an zielte daher die Stoßrichtung des deutschen Angriffs gegen Flanke und Rücken des polnischen Heeres.

Der deutsche Gegenangriff, der sturmartig losbrach, warf schon in den ersten beiden Tagen alle Berechnungen des polnischen Generalstabes über den Haufen. Noch bevor die im Gebiet der Narewfestungen versammelte starke polnische Armee ihren Vormarsch angetreten hatte, sah sie sich be-reits von dem wuchtigen Angriff der Armee des Generals der Artillerie

Der Marsch unserer Armeen im Polenfeldzug.





Im Schützengraben vor Modlin.

v. Küchler angefallen, die den Gegner auf die Narewfestungen zurückdrängte. Gleichzeitig griffen Teile der ostpreußischen Armee mit der Stoßrichtung nach Westen die Festung Graudenz und die Weichsellinie an, um der aus Pommern heraus zum Gegenstoß angesetzten deutschen Kampfgruppe die Hand zu reichen. Die in Pommern aufmarschierte Armee des Generals der Artillerie v. Kluge hatte als nächstliegende Aufgabe den Auftrag erhalten, die Verbindung mit Ostpreußen herzustellen.

Der Vorstoß der Armee v. Kluge, der in scharf südöstlich gerichtetem Stoß gegen die Weichsellinie Bromberg—Graudenz erfolgte, traf die feindliche Korridorarmee so überraschend, daß nach dem Überrennen der befestigten Brahelinie und dem ununterbrochenen Vormarsch, den vor allem der rücksichtslose Einsatz der jungen deutschen Panzerwaffe immer wieder in Fluß brachte, schon am dritten Vormarschtage starke polnische Kräfte abgeschnitten waren. Bereits am 4. September erreichten Vorhuten der Armee v. Kluge die Weichsel bei Kulm.

Am folgenden Tage nahmen Regimenter der ostpreußischen Armee in schlagartigem Angriff die Festung Graudenz und reichten ihren Kameraden von der Armee v. Kluge die Hand. Nach mehrfachen erbitterten Durchbruchsversuchen und schwersten blutigen Verlusten, die zur völligen Vernichtung mehrerer Divisionen führten, streckte der Rest der polnischen Armee — etwa 15.000 Mann — die Waffen.

Inzwischen hatte die Heeresgruppe Süd, die unter dem Oberbefehl des Generaloberst v. Rundstedt mit drei Armeen in Schlesien und der Slowakei aufmarschiert war, einen Schlag gegen die polnische Südarmee und die in Ostoberschlesien stehenden feindlichen Kräfte geführt, die nach den bereits erlittenen Niederlagen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz nun das gesamte Gebäude des polnischen Operationsplanes wie ein Kartenhaus zusammenstürzen ließen.

Die Stärke des deutschen Angriffs aus Schlesien heraus traf den polnischen Generalstab völlig überraschend. Unter Aussparung des ostoberschlesischen Industriegebietes erfolgte südlich und nördlich der Vorstoß der Armeen des Generalobersten List und des Generals der Artillerie v. Reichenau mit einer derartigen Schnelligkeit, daß am siebenten Tage des Vormarsches der deutsche Wehrmachtbericht bereits melden

Modlin war die letzte Festung Polens, die sich ergab (am 25. September, einen Tag nach der Kapitulation von Warschau). Unsere Bil-der (rechts und unten) geben einen Ausschnitt aus der riesigen Zahl der Gefangenen, der letzten aus der großen Schlacht Warschau-Modlin.



konnte, die Spitzen unserer vorgeworfenen motorisierten Truppen seien nur noch 60 Kilometer von Warschau entfernt.

Jetzt überstürzten sich die Ereignisse: Ohne rechts und links zu sehen, nur das große Ziel vor Augen, tief im Rücken der polnischen Heeresmasse an der Weichsel und vor Warschau die Lebensnerven Polens zu zerschneiden, hasteten „Schnelle Truppen" auf den nach Warschau führenden Straßen vorwärts. Am 8. September bereits tauchten die Spitzen deutscher Panzertruppen vor Warschau auf und konnten die Stadt mit ihren zentralen Bahnlinien von Westen her abriegeln und damit der noch mehrere hundert Kilometer westlich stehenden Masse des polnischen Heeres die wichtigste Rückzugsstraße sperren.

Nicht minder atemlos hatte sich der Vormarsch des Südflügels der Armee v. Reichenau vollzogen, die bei Sandomir unweit der Mündung des San gleichfalls die Weichsel erreicht hatte und auch hier zurückflutenden polnischen Heeresteilen den Rückzug über den rettenden Strom sperrte.



Der Deutsche an der Weichsel bei Sandomir, der Deutsche vor Warschau, der Deutsche von der Linie Strasburg—Thorn—Bromberg her tief in der Flanke . . ., so schlugen die Unglücksnachrichten im Hauptquartier der Posener Armee ein, die — ohne bisher gefochten zu haben — nun eiligst die Provinz Posen räumen mußte und in Gewaltmärschen den Rückzug in Richtung Kutno—Bzura-Linie Warschau antrat, um der drohenden Umklammerung noch in zwölfter Stunde zu entgehen. Aber es war bereits zu spät!

Vor allem war es die im Raum von Breslau aufmarschierte Armee des Generals der Infanterie Blaskowitz, die jetzt mit weit ausgreifenden Schritten antrat, über Lodz hinaus bis zur Flußlinie der Bzura vorstieß und mit der Front nach Norden den abströmenden Massen der Posener Armee des Feindes den Ausweg nach Süden und Südosten verriegelte.

Während sich hier zwischen Kutno, der Bzura und der Weichsel die Einkesselung einer gewaltigen polnischen Heeresmasse abzeichnete, war es der Armee v. Reichenau gelungen, nördlich des Gebirgszuges der Lysa Gora zwischen Radom-Zwolen und der Weichsel die auf der Verfolgung von Oberschlesien mehrfach geschlagene polnische Armee zu stellen, einzukreisen und zu vernichten.

Ein Kapitel für sich bilden in diesem Feldzug der Kampf, der Vormarsch und die Verfolgung der am Südflügel des deutschen Ostheeres aufmarschierten Armee des Generaloberst List. Diese Stoßgruppe hatte als Gegner die starke polnische Südarmee vor sich. Auch die Armee List packte den Feind gleichzeitig frontal mit der Stoßrichtung auf Krakau und flankierend von den Karpaten her an.

Die Erfolge der Armee List stehen trotz der besonderen Schwierigkeiten des Kampfgeländes in Galizien und im Gebirge denen der übrigen Armeen in nichts nach. Krakau, Polens alte Hauptstadt, wurde einfach überrannt und kampflos in Besitz genommen. Innerhalb weniger Tage fiel die mächtige San-Festung Przemysl, Lemberg wurde unter harten Kämpfen eingeschlossen, und während der Ablösung durch russische Truppen streckten die starken polnischen Streitkräfte auch hier die Waffen.

Inzwischen hatte sich in der „Schlacht im Weichselbogen“ zwischen Kutno, der Bzura und der Weichsel für die hier eingeschlossene polnische Heeresmasse eine Katastrophe vollzogen, wie sie in dieser Größe ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ist.

Es ist ein ungeheuer packendes, dramatisches Bild, das der Stand der Schlacht vom 10. September an gewährt. Aus dem Netzegau von Bromberg her drückt die pommersche Armee v. Kluge über Hohensalza den Feind nach Südosten, wo die nordschlesische Armee Blaskowitz bereits südlich der Bzura alle Auswege verrammelt hat. Von Norden her legt die ostpreußische Armee v. Küchler den Ring, um gleichzeitig auch den letzten Ausweg im Nordosten über die Festung Modlin zu sperren.

Im Osten des gewaltigen Kessels schließen vor den Toren von Warschau Divisionen der Armee v. Reichenau den Kreis, aus dem es für die polnische Heeresmasse kein Entkommen geben darf.

Fast zehn Tage hat die große „Schlacht im Weichselbogen“ angehalten.

Die letzte Meldung brachte das Ende des polnischen Heeres, brachte den deutschen Waffen einen weltgeschichtlichen Sieg. 50000 Gefangene meldete der Wehrmachtsbericht vom 19. September; 105.000 Gefangene waren es am nächsten Tage, und am 21. September war die Gefangenen beute auf 170.000 Mann angeschwollen. Zwei Tage später wurde der Oberbefehlshaber der Korridorarmee, General Bortnowski, in den Bzura-Sümpfen mit seinem gesamten Stab gefangengenommen.

Mit dem Abschluß der „Schlacht im Weichselbogen“, mit der Einnahme von Gdingen, bei der ebenso wie bei der Eroberung der Westerplatte unsere Seestreitkräfte in engster Kampfgemeinschaft mit den Landtruppen mitwirkten, war der polnische Feldzug beendet. Nur zwei Widerstandsinseln, Warschau und die Festung Modlin, hielten sich noch. Polens Hauptstadt war seit dem 14. September bedroht. Im Hinblick auf die mehr als eine Million betragende Bevölkerung Warschaus war das deutsche Oberkommando aus Gründen der Menschlichkeit entschlossen, unnütze Opfer zu vermeiden.

Es stellte dem polnischen Militärbefehlshaber ein Ultimatum, sich innerhalb von 24 Stunden zur Übergabe zu entschließen. Nach einem Hin und Her von Annahme und Ablehnung der Kapitulation wurde es klar, daß der polnische Befehlshaber in Warschau ohne Rücksicht auf das Leben einer Million hilfloser Menschen gewillt war, Polens Hauptstadt zum Brennpunkt eines erbitterten Kampfes zu machen.

Die Waffen mußten wieder das Wort erhalten! Am 25. September begann der planmäßige Angriff auf die Festungswerke, der nach einem kühnen Handstreich auf das Fort Mokotowski im Süden am 26. September griff an. Das Ergebnis der Zerschmetterung des anfangs starken Widerstandes wird diesmal nicht zu einer Einkreisungsschlacht gegen das feindliche Westheer, dennoch aber zu seiner Vernichtung gestaltet. Denn die deutsche Heerführung kennt kein Schema.

Die wiederum an Schwerpunkten zusammengefaßten Schnellen Truppen eilen

Parade der siegreichen Truppen in Warschau vor dem Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht.



da, wo Löcher geschlagen sind, so vor, daß sie großen Teilen des zurückgehenden Feindes zuvorkommen. Ihm wird unmöglich gemacht, sich an irgendeinem der zahlreichen Abschnitte wieder zu setzen. Vom zehnten Schlachttage an beginnt daher der dritte Teil des Westfeldzuges, eine Verfolgung des französischen Westheeres von einer Ausdehnung, Kraft und Dauer, wie sie die Kriegsgeschichte nicht kennt, derart, daß schon vier Tage später die Franzosen um Waffenruhe nachsuchen müssen.

Trotzdem kommt es noch zu einer Einkreisung, und zwar beim französischen Ostheer. Der Vorstoß einer deutschen Panzergruppe bis an die Schweizer Grenze und das Dichtauffolgen der Infanteriedivisionen ha-ben ihm den Ausweg nach Westen abgeschnitten. Das deutsche Heer begnügt sich aber hiermit nicht. Mit zwei Unternehmungen, die bei-de Schwerstes von den Truppen verlangen, bricht es in die Ost- und Nordfront des französischen Festungsgebietes ein. Südlich Saarbrük-ken gelingt ihm die Überwindung der Maginotlinie, bei Neubreisach der Übergang über den verteidigten Rhein. Beides bedeutet die Durchführung von den Franzosen für unmöglich erachteter Angriffe. Der immer mehr in Elsaß und Lothringen zusammengedrückte letzte Feind auf dem Festland muß die Waffen strecken.

*

Damit war innerhalb von sechs Wochen auch das Heer der noch vor kurzem stärksten Militärmacht Europas vollkommen geschlagen und auch dieser Staat niedergeworfen. Das deutsche Heer hatte im Angriff einen anfangs zahlenmäßig überlegenen Gegner und seine stärksten Befestigungen überwunden. Gleichmäßig hatten Soldaten aus allen Gauen Großdeutsch-lands und alle Waffengattungen zu ihrem Teil hieran mitgewirkt. Die Zusammenarbeit aller untereinander und auch mit den anderen Wehrmachtsteilen, obgleich diese gerade mit der Luftwaffe bei dem so rasch dahin schreitenden Bewegungskrieg besonders schwierig schien, hatte die größte Wirkung ermöglicht.

Die Vorkriegsarbeit an Heeresauf-bau und Ausbildung hatte die ernste Probe bestanden. Richtige Auffassung der Kriegführung kam hinzu. Der Gegner hatte sich auf die Stärke der Abwehr verlassen, schematisch seine Kämpfe geführt. In ihrem Vertrauen auf die Möglichkeiten eines richtig angelegten Angriffs hatten demgegen-über die deutschen Armeen sich nicht getäuscht. Die Feinde hatten gewar-tet, die Deutschen gehandelt. Verbindung von straffster Führung mit innerhalb ihres Rahmens höchster Selbsttätigkeit hatte größte Leistungen ergeben bei der deutschen Wehrmacht, die beseelt von dem Bewußtsein ihrer großen Sache und von Vertrauen auf die Kühnheit der Staats und Heerführung zum besten Heer geworden war, das die Kriegsgeschichte kennt.



Generalfeldmarschall von Brauchitsch
Oberbefehlshaber des Heeres

Eine deutsche Kolonne an der Demarkationslinie.

An der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie

Der Feldzug der achtzehn Tage ist beendet. Polens Heer ist zerschlagen, nur Trümmer noch treiben sich in dem Gebiet zwischen der deutschen Front und den von Osten her vorrückenden Russen umher, versuchen hier und da, sich im Kleinkrieg zu wehren, und werden von den Säuberungsaktionen der deutschen Armeen restlos vernichtet.

Zwischen Deutschland und Sowjetrußland ist eine Demarkationslinie vereinbart worden. Vom *22.* September an berichtet das Oberkommando der Wehrmacht von den Bewegungen der deutschen und russischen Truppen auf die Demarkationslinie zu. Am 14. Oktober 1939 ist diese Bewegung abgeschlossen.

An der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie. Die Straße ist auf der deutschen Seite durch eine Pak gesichert.



Sowjetrussische Posten im Schneesturm an der Interessengrenze



Die Markierungstafeln der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie, aufgerichtet um die Mitte des Oktober 1939, sind zu Grabmalen des polnischen Größenwahns und, so roh gezimmert und gemalt sie sein mögen, zu Triumphtafeln des deutschen Sieges geworden.

Begraben liegen unter ihnen die Träume Polens, Frankreichs und Englands; aber diese Tafeln sind auch Wegweiser für eine neue Zukunft, für das neue Europa, das nach der Niederlage Polens die Frucht des deutschen Sieges sein wird.

Mit knappen Worten ein Kapitel Weltgeschichte beendend, heißt es in dem Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht vom 16. Oktober 1939:

„Nachdem die Truppenbewegungen zur Besetzung des deutschen Interessengebietes in Polen beendet sind, wird das Oberkommando der Wehrmacht über den Osten nicht mehr berichten. Im Westen . . .“



Russischer Doppelposten bei Ostrowo.

Skizzen aus dem Polenfeldzug

II. KAPITEL

... gegen England

... denn wir fliegen, denn wir fliegen gegen Engeland!

Fünf Uhr morgens im Heimathafen einer Kampffliegergruppe.

Es fängt gerade an, hell zu werden. Wie Wattebäusche hängen an den waldigen Rändern des Horstes noch dicke Nebelfetzen. Verdammt, ist das eine Kälte! Kaum kriegt man die steifen Knochen in die Kombination; Flugzeugführer, Beobachter, Bordwarte und Funker gehen in die Kniebeuge und stampfen auf die Erde vor ihren warmlaufenden Maschinen, um die Gelenke einigermaßen geschmeidig zu bekommen.

Bloß das Blut ist warm, und die Herzen sind heiß — denn wir fliegen, denn wir fliegen gegen Engeland . . .

Zeichen zum Start!

Motore und Propeller dröhnen auf, unter rasendem Luftzug beugt sich das Gras des Flugplatzes, zum Furioso steigert sich das Tempo der kriegerischen Symphonie — die erste Kette hebt sich in die Luft, die zweite, die dritte . . .

Im Befehlsgebäude des Absprunghafens beugen sich die Staffelkapitäne ü-ber die Karten. Meldung des Aufklärers:

„Planquadrat x y z feindlicher Verband ge-sichtet! 3 Kreuzer, 2 Schlachtschiffe. Bleibe in Fühlung mit dem Feind."

Entfernung, Flugstun-den, Flugroute werden berechnet.

"Noch etwas unklar, meine Herren?"

Nein, es ist alles klar. Der feindliche Verband, um soundsoviel Uhr im Planquadrat x y z gesichtet, ist anzugreifen . . .



Der Flug vom Heimathafen zum Absprunghafen liegt bereits hinter unseren Fliegern. Der Einsatzbefehl ist da, noch einen Blick auf die Karte, dann kann es losgehen — gegen England



Endlose Stunden haben die Flieger nichts als die weite See unter sich. Stunden, die vom Flugzeugführer die stärkste Konzentration erfordert.

um soundsoviel Uhr im Planquadrat x y z gesichtet, ist anzugreifen . . .

Hoffentlich behält der Aufklärer in den nächsten Stunden Fühlung mit dem Feind, hoffentlich reißt die Verbindung zwischen ihm und uns nicht ab. Denn: Planquadrat xvz ist zwar eine sehr präzise Zielangabe, aber schließlich hat der Feind drei, vier Stunden Vorsprung, und wenn Wolken, Nebel und wer weiß was dazwischen kommen so ganz einfach ist es schließlich nicht, in der weiten nördlichen Nordsee einen schwimmenden Verband zu finden.

Unsere Aufklärer werden tun, was sie können. Darauf kann man sich verlassen. Da sitzen sie dem Feind auf der Pelle und lassen sich von feindlicher Flak und feindlichen Bordflugzeugen so wenig vertreiben, wie man mit der Fliegenklappe eine Mücke los wird. Nur wenn ein feindlicher Flugzeugträger in der Nähe ist, wird die Geschichte brenzlig für unseren Aufklärer den einsamen, aufopferungsbereiten, heldenhaften Spähtrupp und Gefechts-vorposten unserer Luftwaffe.

*

Auf dem Flugplatz des Absprunghafens arbeitet das Bodenpersonal, daß ihm trotz der herbstlichen Kühle der Schweiß über die Stirnen fließt. Tanken, Bomben laden, letzte Inspektion . . .

Dicht über den Wellen der Nordsee und dadurch der Sicht feindlicher Flieger fast völlig entzogen, fliegen unsere Maschinen gen Westen gegen England



Eine ausgezeichnet gelungene Aufnahme eines deutschen Fernaufklärers über der Bucht von Firth of Forth. Man erkennt deutlich (ganz unten) einen englischen Flugzeugträger, den „Furious“, ferner leichte Kreuzer.

Rot leuchtet an den Flanken der angriffsbereiten „Bomber“ das Wahrzeichen der Staffel: der Löwe und über ihm die Worte „Vestigium leonis“ — die Spur des Löwen —, Zeichen und Wahlspruch, die Heinrich der Löwe auf den Spuren seiner Feldzüge gegen die polnischen Eindringlinge hinterließ. Generalmajor von Richthofen, der Spanienkämpfer und letzte Befehlshaber der Legion Condor, hatte dieses Feldzeichen der Gruppe verliehen. Heute hat es eine ganz beson-dere aktuelle Bedeutung.

*

In majestätischem Auftakt beginnen wieder Motore und Propeller ihre dröhnende Melodie.

Die Maschinen starten, starten gegen Englands „unüberwindliche Waffe“.

Der Himmel hat sich bedeckt. Bis auf vierhundert Meter zieht sich die Wolkendecke herunter; sie ist dicht und geschlossen wie ein Teppich.

Erst zielwärts lichtet sie sich ein wenig; hin und wieder zeigt der Himmel sein Antlitz.

Die Funker der einzelnen Maschinen lauschen in ihre Kopfhörer, als ob nichts auf der Welt für sie existierte: Monoton wie das Pausenzeichen des Rundfunks oder das Ticken der Uhr läßt sich das Peilzeichen des Aufklärers, der am Feind klebt, vernehmen. Ab und zu eine Meldung aus der Heimat, eine eige-ne Meldung an den Verband, an den Absprunghafen, an die Verbände, die vielleicht folgen . . .

Und sonst gespannte Erwartung. Die Besatzungsmitglieder sind untereinan-der mit Telephon und Kehlkopfmikrophonen verbunden, und jeder hört, was jeder andere tut, sagt, flüstert, spricht. Da summt einer eine Melodie vor sich hin, und wenn der Text auch alt ist, sie ist neu und steckt heute allen in den Knochen:

„. . . denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engeland!“

Nach 75 Minuten wird der feindliche Verband gesichtet.

Unsere Kampfflieger, denen sich vier Stuka angeschlossen haben, fliegen immer noch unter der Wolkendecke. Bis auf drei Seemeilen pirschen sie sich an den Gegner heran, um das Wild, das sie jagen wollen, in Ruhe auszumachen.

Es sind zwei Schlachtkreuzer, einer von ihnen muß Englands Stolz, die „Hood“, sein, und ein paar leichte Kreuzer und Zerstörer als Bedeckung.

Jetzt hat der Feind die Deutschen erkannt. Der ganze Verband löst sich auf; im Zickzackkurs versucht jede Einheit sich vor dem drohenden Angriff zu retten. Eine leuchtend weiße, bizarre Spur zeichnet jedes Schiff auf die schwarzgraue Fläche des Meeres.

Die Wolkendecke ist aufgerissen. Die deutschen Flugzeuge steigen, um sich über den Wolken die beste Angriffsposition zu suchen; die Stuka gehen auf 4000 Meter Höhe.

Das aufregende Katz- und Mausspiel beginnt: Der Gegner versucht verzweifelt, einen Wolkenfetzen zwischen sich und die deutschen Kampfflugzeuge zu bringen, und er ist nicht ungeschickt: Unsere Maschinen müssen eine ganze

Weile herumkrebsen, bis sie die beste Angriffsmöglichkeit haben; der erste Anflug ist umsonst, aber der zweite sitzt, und es ist kein Zwei-fel, daß „Hood“ schwer getroffen ist.

„Verdammte Schweinerei!“

Der Beobachter und Bombenschütze, der lang ausgestreckt in der Bugkanzel vor dem Zielgerät liegt, sieht sich um.

„Was ist denn da los?“

Was los ist? Das Peinlichste, was einem bei einem Angriff passieren kann: Die Bomben gehen nicht los! Da muß sich irgend etwas verklemmt haben — die Dinger sitzen fest wie angeschraubt.

Hm! Der Flugzeugführer, der vom Bombenabwurfgerät etwas versteht, schnallt sich los und übergibt — mitten im Angriff — den Knüppel dem Beobachter. Dann läßt er sich den Bordwart kommen.

Luftaufnahme von Leith, dem Hafenstadtteil der schottischen Hauptstadt Edinburgh am Firth of Forth. Das Bild wurde von einem deutschen Fernaufklärer aufgenommen

Und nun fingern beide an den Klinken und Hebeln herum. Nichts zu machen! Wenn der Flugzeugführer wüßte, daß hier irgend jemand was verpatzt hat und wenn er diesen Irgend jemand in diesem Augenblick vor sich hätte... na, schweigen wir.

Deutlich ist hinter der Bugkanzel das Wahrzeichen der Kampffliegergruppe zu erkennen: der Löwe mit den Worten „Vestigium leonis“ — die Spur des Löwen. Da« Zeichen wurde der Gruppe von Generalmajor von Richthofen, dem letzten Kommandeur der Legion Condor, verliehen



Die Bomben jedenfalls belieben sich erst auf den Feind zu stürzen, wenn man etwas mit der Hand nachhilft.

Und nun begibt sich etwas, das an die allerersten und primitivsten Anfänge der Kampffliegerei erinnert: Der Bombenschütze macht sein Ziel aus, hebt den Arm, und hinten fingert einer am Abwurfgerät herum, bis die Bombe fällt.

Das kann man immer nur bei einer Bombe machen, und da der Kommandant nicht daran denkt, Schluß zu machen, bevor er seine letzte Bombe losgeworden ist, zieht sich die Sache in die Länge.

Als alle anderen längst im Heimathafen sind und es bereits dunkel geworden ist, klippert die Maschine heil und gesund nach Hause. Nerven ...

*

Glück muß der Mensch haben!

Seit geraumer Zeit folgt ein deutscher Verband den Peilzeichen eines Aufklärers, der feindliche Streitkräfte in der mittleren Nordsee gemeldet hat. Plötzlich hören die Peilsignale auf.

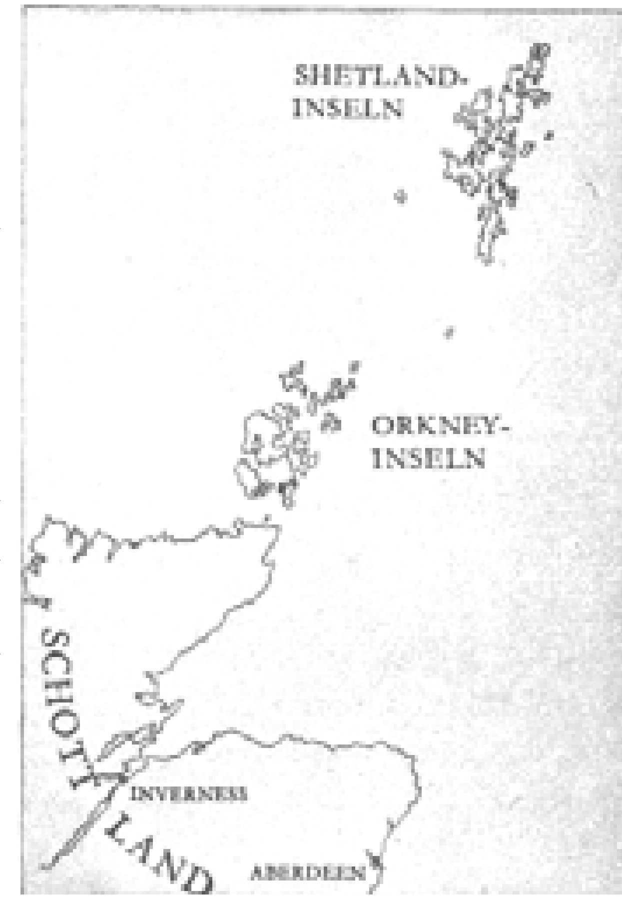
Ist der Aufklärer abgedrängt? Ist seine Funkanlage gestört?

Nicht festzustellen!

Der Verband fliegt nach Norden. Immer weiter nach Norden. Längst liegt die Höhe des nördlichsten Schottlands hinter den deutschen Fliegern. Die Wolkendecke ist dicht wie ein Zeltdach

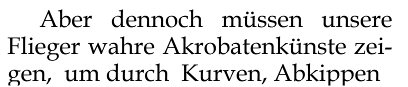
Plötzlich reißt sie auf und gibt einen schmalen Streifen frei, ein Band von etwa 50 Kilometer Breite zwischen dem norwegischen Festland und der See, und haarscharf am Rand dieser geplatzten Wolkendecke machen die Flieger einen britischen Verband aus. Wie gesagt - Schwein muß man haben.

Die Engländer haben alle Ursache, sich hier vor deutschen Fliegern sicher zu fühlen: Sie befinden sich nördlich des 61. Breitengrades; wie, zum Teufel, sollen deutsche Flieger bis hierher kommen können ?



Aber sie sind nun einmal da, und leugnen kann das später höchstens Mister Churchill, aber nicht die britischen Seeleute, die sich jetzt erst einmal ihrer Haut zu wehren haben. — Das Abwehrfeuer der Engländer liegt gut. Die Deutschen greifen in Ketten an, und jede Kette ist über zweitausend Meter gestaffelt; das niedrigste Flugzeug fliegt in 3500, das höchste in 5500 Meter Höhe. Ein schwieriges Ziel für die feindliche Flak, die eigentlich nur noch Sperre schießen kann.

Ein Erfrischungstrunk nach erfolgreichem Flug — ein Schluck heißer Tee aus der Thermosflasche der Flieger



Aber dennoch müssen unsere Flieger wahre Akrobatenkünste zeigen, um durch Kurven, Abkippen und Steigen dem feindlichen Feuer zu entgehen. Daß sie sich darauf verstehen, zeigt der Befund im Heimathafen: ein einziger Flaktreffer, der ein Loch von Walnußgröße gerissen hat.

Ein Flugzeug macht nach dem Angriff noch einmal kehrt. Der Kommandant ist neugierig und will durchaus sehen, ob er etwas getroffen hat, bevor er sich in die Wolken verkrümelt.

Es geht reichlich aufgeregt an Bord zu; jeder bemüht sich, seinen Senf dazuzugeben, bis ein energisches „Wollt ihr mal die Schnauze halten!“ die Ruhe für einen Augenblick wiederherstellt.

„Da! Da! Auf dem mittleren Kasten ein Treffer!“

Der Funker hat seinen vorlauten Mund geöffnet! Diesmal sogar mit Recht: Auf einem Kasten qualmt es, dann scheint etwas in die Luft zu fliegen... Ohne Zweifel, ein Treffer!

Firth of Forth!

Tief unter den deutschen Flugzeugen die weltberühmte Brücke. Aber nicht sie ist das Ziel der Bomber. Der Auftrag lautet auf bewaffnete Aufklärung; wir wollen wissen, welche von His Majestys Pötten England dem Schutz dieses Fjords anvertraut hat.

Sonderbar, unten auf dem Land und auf den Schiffen stehen die Menschen und winken. Ist das Luftschutzdisziplin? Später stellt sich heraus, daß überhaupt kein Luftschutzalarm gegeben worden war.

Die ersten deutschen Bomben sind schon gefallen — und nun erst hat sich der Gegner gefaßt, und seine Flak feuert wie der Teufel.

Nutzt ihm nichts, die Staffel lädt ruhig und sauber, wie auf dem Übungsplatz, ihre Bomben ab und — trifft. Auf dem Kasten, es ist Seiner Majestät Kreuzer „Edinburgh“, qualmt es, und wenn Mister Churchill später behaupten sollte, da habe sich wohl gerade der Capt'n eine Zigarre angesteckt —



diesmal kann man es Seiner Lordschaft schwarz auf weiß beweisen; denn ein Beobachter hat beim zweiten Anflug kaltblütig die Kamera gezückt und die brennende „Edinburgh“ photographiert.

*

Ein Riesenauftrieb unten auf dem Wasser: Frachter über Frachter, kreuz und quer durcheinander.

Soll hier ein Konvoi zusammen-gestellt werden? Es scheint so, denn als sich die deutschen Flieger nähern, machen die kleinen Schiffe — Zerstörer sind es — Dampf auf, spritzen aus-einander und lassen leuchtend weiße Zickzackschaumlinien hinter sich.

Weiter! In Backbord taucht Schott-lands Spitze auf. Immer weiter! Da oben, nordwestlich, liegt das Ziel: Scapa Flow!

Und da ist sie, die riesige Bucht, deren Namen Deutschlands Kriegs-flotte weltberühmt gemacht hat.

Aber heute ist sie — leer!

Priens U-Boot-Angriff muß den Englishmen gewaltig auf die Nerven gegangen sein; sie haben die Bucht, die „unangreifbare“, geräumt und ihre schweren, kostbaren Schiffe woanders vor den deutschen U-Booten und Fliegern versteckt.

Nur ein paar leichte Kreuzer sind auszumachen, und dann ein einziger großer Kasten, nach Silhouette und Aufbauten das Schulschiff „Iron Duke“.

Die Maschinen steigen über die Wolkendecke, die zahlreiche Risse und Löcher aufweist; und durch diese Löcher greifen sie an.

Aber was ist das? Die Briten auf den Kreuzern und der „Iron Duke“ sperren Mund und Nase auf: Vom Himmel trudeln langsam und sachte zwanzig, dreißig, fünfzig — offene Regenschirme! Grüße unserer humorvollen Flieger an Mister Chamberlain . . .

Dann aber wird es ernst. Die ersten Bomben liegen neben der „Iron Duke“. Hoch spritzt das Wasser auf; der von den Bomben aufgewühlte Bodenschlamm steigt als Serie schwarzer, öliger Kleckse an die Oberfläche ...

Die nächsten Bomben liegen besser, und jetzt qualmt es an Deck der „Iron Duke“ — getroffen!

Die Flieger verschwinden in den Wolken — ihr Auftrag ist erfüllt.

Ab dafür, Richtung Heimat!

Was ist das für ein sonderbarer Kasten da unten, dicht an der Küste? Ein Schiff mit völlig glattem Deck; keine Spur von Aufbauten, ein winziger Dampfer daneben?

Später, bei der Bildauswertung, wird sich das Rätsel lösen: Das Schiff liegt kieloben im Wasser, es ist eines der deutschen Schlachtschiffe, die vor zwanzig Jahren in Scapa Flow freiwillig und ruhmreich untergingen und von denen die Briten ein paar gehoben haben. —

Die deutschen Flieger kümmern sich nicht um die britische Flak; das Feuer sitzt viel zu tief. Die Spannung des Angriffs hat nachgelassen. An Bord des Flugzeuges, das die letzte Kette führt, ist es still geworden; irgend jemand singt leise vor sich hin; der Flugzeugführer sieht nach der Uhr: Dann und dann wird man zu Hause sein, noch bei Licht, Gott sei Dank — wenn nichts dazwischen kommt.

Es kommt etwas dazwischen. Über den Wolken erscheinen plötzlich vier britische Jäger, Hurricanes, und stürzen sich auf die Deutschen, die schleunigst Deckung in den Wolken suchen.

Aber die Engländer sind zäh; kaum stecken unsere Flieger die Nase aus der „Erbsensuppe“, sind auch schon die verdammten Briten wieder da, immerhin gute zweihundert Meter entfernt. Aber bei solchem Versteckspiel in den Wolken kann es leicht zu Überraschungen kommen: Dem Heckschützen des Führungsflugzeuges sitzt plötzlich eine Hurricane auf fünfzig Meter vor der Nase. Der Schütze hat gerade eine neue Trommel ins MG eingelegt; ehe der Engländer überhaupt dazu kommt, seine Chance auszunutzen, sitzt ihm die ganze Trommel in Rumpf und Tragflächen.
Die englische Maschine bäumt sich auf, taumelt, und schon sitzt eine zweite Trommel in der Breitseite, und das ist das Ende: mit schwarzer Rauchfahne stürzt der Engländer, tödlich getroffen, in die Wolken.

Der Schütze läßt den Schaft des Gewehres sinken. Das wäre geschafft! Ein Blick auf die Uhr: Wenn wir Schwein haben, kommen wir wirklich noch bei Licht nach Hause ...

Ein zweites deutsches Flugzeug hat es weniger leicht. Es ist einem Engländer gelungen, es unter die Wolken zu drücken. Mit 54 Treffern und zerschossenem Höhenleitwerk entwischt es schließlich dem Briten — und niemand an Bord ist verwundet!

Es ist schon dunkel, als er nach mühseligem Flug im Absprunghafen landet...

Aus den Werkstätten unserer Luftwaffe

Heinkel - Kampfflug-zeuge im Bau. Motore und Bugkanzeln sind bereis an die Rümpfe montiert. Nur die Tragflächen fehlen noch, dann sind die schweren Flugzeuge zur ersten Inspektion und zum Einfliegen bereit.

Die Rümpfe unserer Jagdmaschinen vom Typ ME 109 lassen bereits die schnittige Form dieses Flugzeuges erkennen, das zu den schnellsten der Welt gehört und zu unzähligen Malen seine Überlegenheit bewiesen hat.

Die deutsche Luftwaffe im ersten Kriegsjahr

Von General der Flieger Quade

Sechs Jahre erst war die Luftwaffe des Dritten Reiches alt, als ihre an der Ostgrenze Deutschlands eingesetzten Teile im Morgengrauen des 1. September 1939 zum Gegenschlag gegen Polen starteten.

Sie war aufgebaut, organisiert und ausgerüstet nach den Planungen und Befehlen ihres Begründers und Obersten Befehlshabers, des Reichsmarschalls Hermann Göring.

Kompromißlos hatte er mit allen den Anschauungen gebrochen, die in der Luftwaffe nur eine Hilfswaffe des Heeres sahen. Aufklärungs-, Jagd- und Kampfverbände, die Flakwaffe, die Luftnachrichtentruppe, die Fallschirmjäger, den Flugmeldedienst und den zivilen Luftschutz hat er zu einem unlösbaren Ganzen in der deutschen Luftwaffe vereinigt zu einem dritten Wehrmachtsteil.

Ihre zielbewußte, weit vorausschauende und energische Führung lag in seinen Händen.

Das erste Kriegsjahr hat den Beweis erbracht, daß die Organisation zweckmäßig, Ausrüstung und Ausbildung vortrefflich waren.

Die Führung aller Grade war über jedes Lob erhaben.

Der dritte Wehrmachtteil, die deutsche Luftwaffe, hat ihre Feuerprobe bestanden. Ohne sie wäre dieser Kriegsverlauf völlig unmöglich gewesen.

Der Polenfeldzug

Die gegen Polen eingesetzten Luftflotten 1 und 4 unter dem Befehl der damaligen Generale der Flieger Kesselring und Löhr führten den ersten Schlag mit den Hauptkräften gegen die polnische Luftwaffe. Sie wurde dank einer hervorragenden Aufklärung schnell gefunden und in zwei bis drei Tagen zerschlagen. Ein Meisterstück, da der Feind in dem weiträumigen Lande auf zahlreichen, weit auseinanderliegenden Flugplätzen verteilt war und sich teilweise hervorragend, getarnt hatte.

Gleichzeitig griffen starke Fliegerverbände in den Erdkampf ein. Sie öffneten durch Zertrümmerung der Befestigungsanlagen an den Grenzen Ostpreußens und Schlesiens den deutschen Angriffsarmeen den Weg in Feindesland. Sie griffen die auf Strecken und Bahnen herangezogenen Feindreserven an und zerstörten schnell und nachhaltig das ohnehin dünnmaschige polnische Eisenbahnnetz.

Ein Sturzkampfflugzeug, das neben seiner materiellen Wirkung auch die Moral unserer Feinde schwer erschütterte.

Die Aufklärung erkannte frühzeitig und richtig die durch den deutschen Gegenschlag beim Feinde ausgelösten großen Truppenverschiebungen. Insbesondere wurde die Rückwärtsverlegung der polnischen Hauptarmee um Posen bald gemeldet. Dem Feinde blieb durch die vorbildliche Arbeit der Jagd- und Flakverbände der Einblick in die Maßnahmen der deutschen Führung fast völlig verwehrt.

Die deutsche Luftverteidigung schirmte den Luftraum über dem Heere so gut ab, daß Luftangriffe auf marschierende oder ruhende Truppen kaum stattfanden. Der von Tschenstochau auf Warschau gerichtete Stoß unserer Durchbrucharmee zwang den Polen zur beschleunigten Zurücknahme seiner Truppen in der Flanke unseres Vormarsches.

In diese Bewegung hinein stießen unsere Kampfverbände. Sie griffen Marschkolonnen und Züge an, zwangen die Truppe zum Ausladen auf offener Strecke, zersprengten und demoralisierten die Verbände.

Der Versuch der Polen, mit den Resten dieser Truppe und aus dem Inneren des Landes neu herangeführten Einheiten eine Widerstandslinie an der Weichsel aufzubauen, wurde gleichfalls durch die Luftwaffe maßgeblich in ungünstigem Sinne beeinflußt.

Durch Luftangriffe wurden die Weichselbrücken zerstört, die Bahnen ostwärts des Stromes blockiert, die auf den Straßen vormarschierenden Kolonnen zersprengt.

So konnten die unaufhaltsam vorstürmenden Panzerverbände schon am 9. September die Vorstädte Warschaus erreichen und die Rückzugslinien der polnischen Hauptarmee damit sperren.

In den Ring, der sich immer enger um die eingekesselten Truppen schloß, trugen Kampfflieger und Jäger Tod und Verderben; sie zerschlugen die Moral und die Widerstandskraft.

Das gleiche Schicksal erlitten weitere polnische Divisionen im Räume um Radom. In Galizien half inzwischen die Luftwaffe dem Heere bei der Überwindung der stark verteidigten San-Linie. Das Schicksal des hier kämpfenden Feindes wurde zwischen

Lemberg und Lublin besiegelt. Auch er wurde eingekesselt, durch Luftangriffe zermürbt, gefangen.

Noch einmal, am Schluß der Kämpfe in Polen, mußte die Luftflotte 4 mit zusammengefaßten Kräften eine große Aufgabe lösen.

Es galt, zusammen mit dem Heere den völlig unsinnigen Widerstand der Festungen Modlin und Warschau zu brechen.

In 48 Stunden war auch dieser Auftrag erfüllt. Das Ergebnis war grauenhaft, aber der Krieg gegen Polen war damit beendet.

Bewaffnete Aufklärung

An der Westfront und an den Küsten blieb es während des Polenfeldzuges und noch lange nachher ruhig. Die in höchster Abwehrbereitschaft stehenden Jagd- und Flakverbände bekamen kaum einen Feind zu sehen. Polen wurde von den Westmächten seinem Schicksal überlassen.

Die deutsche Luftwaffe nutzte diese unerwartete Pause in ihrem Sinne aus. Sie eröffnete den Kampf, wie es in der deutschen Wehrmacht nicht anders sein kann, durch Angriff.

In der Form der „bewaffneten Aufklärung" brachte sie zunächst ein lückenloses Bild der feindlichen Bodenorganisation, des Aufmarsches der Luftwaffe, der Armeen und der Stützpunkte der Flotte. Sie leistete dabei vollendete Arbeit, die für die Führung von unschätzbarem Wert war.

Auf Feindesland fiel bei diesen Flügen keine Bombe.

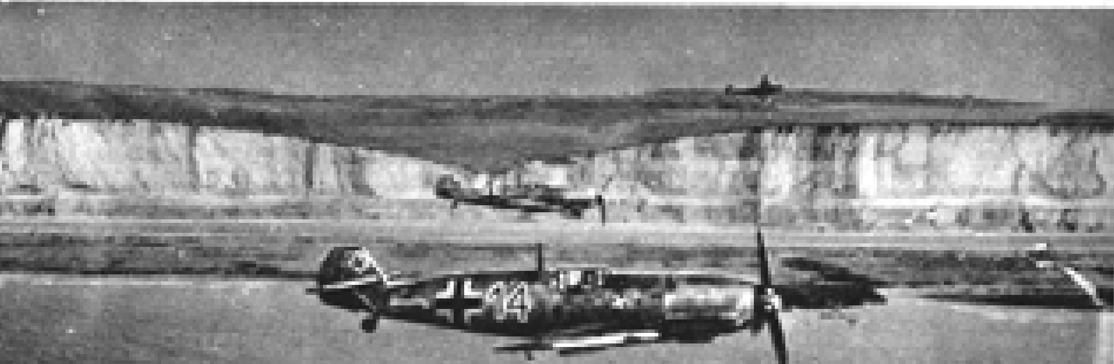
Aber in der Luft, und insbesondere über der See und auf der See wurde jeder Gegner angegriffen.

In erster Linie richteten sich die Angriffe gegen die bewaffneten Handelsschiffe und Geleitzüge in der Nordsee sowie gegen englische Flottenstützpunkte an der Ostküste.

Die stolze englische Flotte war gezwungen, ihre Stützpunkte an der Ostküste der Insel zu räumen. Damit wurde gleichzeitig die Sperrung der Nordausgänge der Nordsee wesentlich gelockert. So konnten deutsche Schiffe immer wieder durch die Lücken der Blockade hindurchschlüpfen. Die Rückkehr der „Bremen" und die Fahrt der „Altmark" seien als Beispiele genannt.

Endlich war die „bewaffnete Aufklärung", die den ganzen Winter hindurch, oft bei grimmiger Kälte und bei schlechtestem Wetter, geflogen werden mußte und häufig genug bis zu den Orkneys und Shetlands führte, eine schwere, aber vortreffliche Schule für unsere Kampfverbände in der kriegsmäßigen Durchführung von Langstreckenflügen.

Deutsche Jagdflugzeuge vor der englischen Kanalküste.



Skandinavien

Die unter dem Befehl des damaligen Generaloberst Milch und des General-leutnants Geisler in Norwegen eingesetzten Verbände der deutschen Luftwaffe standen vor vielseitigen, zum Teil für die Waffe völlig neuen Aufgaben. Sie wurden restlos gelöst.

Als wichtigste Aufgaben sind zu nennen:

1. Sicherung der See- und Landtransporte gegen Luftangriffe und Erkämpfung der Luftherrschaft.
2. Überraschende Inbesitznahme der dänischen und norwegischen Luftbasen.
3. Unterstützung der Erdtruppe durch Aufklärung und Kampf.
4. Aufklärung und Kampf über der nördlichen Nordsee und der Nordwestküste Norwegens gegen landende oder anmarschierende britische und französische Verbände. Angriffe gegen den Nachschub und die zu seiner Deckung eingesetzten Kriegsschiffe.
5. Bewältigung des eigenen dringendsten Nachschubs in erster Linie für die Luftwaffe selbst sowie für die in Narvik ohne Verbindung kämpfenden Einheiten.
6. Einrichtung der Luftverteidigung.

Die Sicherung der Transporte gegen Luftangriffe gelang lückenlos. Auch die Luftherrschaft wurde keinen Augenblick aus der Hand gegeben. Die Inbesitznahme der norwegischen Flugplätze stieß teilweise auf erbitterten Widerstand, der in verschiedenartigster Form gebrochen werden mußte, Fallschirm- und abgesetzte Luftlandetruppen bewährten sich ebenso wie fliegende Verbände, die mit ihren Bordwaffen (Kanonen und MG) den Gegner aus der Luft niederkämpften oder nach der Landung in feindlichem Feuer zum Erdkampf als Infanterie schritten. Antransportierte Einheiten der Bodenorganisation brachen im Nahkampf gegnerische Widerstandsnester.

Die Unterstützung des Heeres in dem schwierigen und unübersichtlichen gebirgigen Gelände, das den landeskundigen hartnäckigen Verteidiger begünstigte, hatte maßgeblichen Anteil an dem raschen Vordringen der deutschen Truppen von Oslo nach Drontheim.

Die Transporteinheiten haben in stiller, unermüdlicher Arbeit bei jedem Wetter ihre schwere Pflicht getan. Ihnen gebührt höchste Anerkennung.

Die Flakartillerie und die Jäger hatten in Norwegen die langersehnte Gelegenheit, wiederholte englische Angriffe mit schwersten Verlusten für den Feind abzuwehren. Sie schützten und beherrschten den Luftraum, und diese Tatsache war — auch nach englischem Eingeständnis — entscheidend für den Enderfolg.

Der Aufklärung gelang es wiederholt, anmarschierende gegnerische Luft- oder Seestreitkräfte und Transporter so rechtzeitig zu melden, daß sie schon vor Erreichen des Zieles durch die Jagd- und Kampfkräfte gefaßt und an der Durchführung

ihrer Aufgabe gehindert werden konnten oder schwere Verluste erlitten. Gerade der Einsatz gegen Kriegsschiffe und Transporter wurde in Norwegen in steigendem Maße durchgeführt, und hier durch die Vernichtung von Kreuzern und Zerstörern sowie eines Schlachtschiffes ein neues Kapitel in der Seekriegsgeschichte aufgeschlagen.

Holland, Belgien, Frankreich

Die Niederzwingung der Heere dreier Länder in einer Zeitspanne von knappen sechs Wochen ist einmalig in der Geschichte. Ohne Mitwirkung der Luftwaffe wäre sie unmöglich gewesen.

An der Westfront waren vornehmlich Luftflotten unter der kühnen und überlegenen Führung der Generalfeldmärschalle Kesselring und Sperrle eingesetzt.

Ihre Verbände rissen, wo immer sie eingesetzt wurden, das Gesetz des Handelns an sich und waren in Führung und Kampf unüberwindlich.

Auch auf diesem Kriegsschauplatz war die erste Aufgabe der Luftwaffe der Kampf um die Luftüberlegenheit.

Mehrmals hat sie im Kriegsverlauf die Masse ihrer Verbände dazu eingesetzt. Im ersten Abschnitt wurde die unserer Angriffsfront gegenüberstehende französische und englische Luftwaffe erheblich dezimiert. Der Rest der französischen Fliegerverbände wurde im ersten Drittel des Juni zerschlagen. Seit dem 10. Juni zeigten sich nur noch vereinzelte Feindflugzeuge über der Kampffront.

Damit war das Heer gesichert vor störenden Überraschungen aus der Luft. Es war seit Angriffsbeginn von Teilen der Luftwaffe unmittelbar und mittelbar an allen entscheidenden Stellen unterstützt worden:

Unmittelbar durch Luftangriffe auf Befestigungsanlagen, Artilleriemassie-rungen, bereitgestellte und angreifende Panzerverbände. Auch die Flakwaffe hat an dieser unmittelbaren Unterstützung einen erheblichen Anteil durch erfolgreiches Eingreifen in den Erdkampf, insbesondere auch bei der Abwehr von Panzerangriffen.

Die mittelbare Unterstützung setzte im ersten Kriegsabschnitt mit voller Kraft ein nach der Durchbrechung der verlängerten Maginotlinie im Räume um Sedan am 14. und 15. Mai und ging nach der Einkesselung der französischen und englischen Armeen in Nordfrankreich über in Vernichtungsangriffe auf den eingeschlossenen Gegner.

Die moralische Niederkämpfung der auf immer engeren Raum zusammengedrängten Feindarmeen wurde durch diese rollenden, Tag und Nacht wiederholten Angriffe erheblich beschleunigt.

Auch die Umfassung der im Norden — am Kanal — noch offenen Seite des Kessels wurde durch Kampf- und Jagdverbände erfolgreich durchgeführt, dem englischen Expeditionskorps durch Angriffe auf die wenigen vorhandenen Häfen und Vernichtung zahlreicher Kriegs- und Transportschiffe schwerer Schaden zugefügt.

Die zur Deckung der Einschiffungen herangezogene englische Luftwaffe erlitt, insbesondere in den Luftschlachten am 29. Mai und 1. Juni schwere Verluste.

Nach der Kapitulation der englischen und französischen Armeen in Nordfrankreich begann am 5. Juni der Angriff auf die zäh verteidigte Weygand-Stellung, dem bald darauf das Vorrücken der ganzen Nordfront bis Sedan folgte.

Auch diese zweite Phase des Krieges in Frankreich begann für die deutsche Luftwaffe mit dem erneuten Kampf um die Luftüberlegenheit. Er mußte geführt werden gegen alle die Verbände, die von anderen Fronten zur Abwehr dieses von der französischen Wehrmachtführung erwarteten Angriffs herangezogen waren.

Die Einleitung bildete der am 3. Juni durch starke Kampfverbände durchgeführte Großangriff auf Flughäfen und Industriewerke der Luftwaffe um Paris. Die Fortsetzung waren Angriffe auf alle als belegt erkannten Flughäfen in Mittel- und Ostfrankreich. Das Ende — die fast völlige Niederkämpfung der französischen Luftwaffe.

Gleichzeitig konnte aber die deutsche Luftwaffe, diesmal schon von Anfang an mit stärkeren Kräften, auch die Angriffshandlungen des Heeres unmittelbar und mittelbar unterstützen. Sie erschien zwischen Somme und Oise, am Unterlauf der Seine, in der Champagne überall, wo starker Widerstand zu überwinden war, auch bei schlechtestem Wetter. Fast immer war ihr Einsatz entscheidend für die schnelle Zerschlagung des Feindwiderstandes.

Dabei konnte man die moralische Wirkung ihrer Angriffe ebenso hoch einschätzen wie die blutigen Verluste, die dem Feind durch die wohlgezielten Bomben und das MG-Feuer aus der Luft zugefügt wurden.



Die "Stuka" — das Wort kennt jeder weiße und farbige französische Soldat — waren gefürchtet wie die Pest.

Am 13. Juni war der Widerstand der französischen Nordfront zerbrochen. Auf der ganzen Front zwischen Kanal und Sedan begann der Rückzug der französischen Armeen.

Der Luftwaffe fiel die letzte und dankenswerteste Aufgabe zu, diesen Rückzug in Flucht zu verwandeln.

Sie löste sie in wenigen Tagen wiederum in vorbildlicher Zusammenarbeit mit dem Heere.

Bald trat bei den immer von neuem gejagten, dem Einfluß der Führung entzogenen Verbänden Katastrophenstimmung ein. Das war das Ende.

Es bedurfte nur des Einsatzes von Teilen der Luftwaffe, um auch diese Verfolgungskämpfe erfolgreich beenden zu können. Sie konnte zur gleichen Zeit, zwischen dem 14. und 16. Juni, eine überaus starke Stoßgruppe bilden, die überraschend an der Saar- und Rheinfront auftrat.

Mit noch nie dagewesener Wucht schlug sie in Angriffen, die den ganzen Tag anhielten, Bresche in die Maginotlinie und schuf so die Vorbedingungen für den Angriff und Durchbruch des Heeres.

Als am 17. Juni die deutschen Panzerverbände bei Pontarlier den Ring um die in der Maginotlinie noch kämpfenden Truppen geschlossen hatten, verlegte sie wie in Nordfrankreich — ihre Angriffe in den Ring und beschleunigte das Ende. Die schnelle Kapitulation der eingeschlossenen Feindkräfte — sie erfolgte bereits am 22. Juni ist mit ihr Verdienst.

Neben diesen im engsten Einvernehmen mit dem Heere verlaufenden Kampfhandlungen wurden der deutschen Luftwaffe in den sechs Kriegswochen noch zahlreiche Aufgaben gestellt.

Es kann im Rahmen dieser kurzen Übersicht nur erinnert werden an die Angriffe auf die französischen Kanalhäfen, insbesondere auf Cherbourg und Le Havre zwischen dem 8. und 11. Juni und an den besonders erfolgreichen Angriff auf Kriegs- und Transportschiffe in der Loiremündung, bei dem gewaltiger, teilweise beladener Schiffsraum versenkt wurde.

Wichtiger vielleicht noch als die materiellen Verluste ist die Tatsache, daß mit diesen Angriffen der schon damals recht dünne Faden, der Frankreich mit seinen Verbündeten jenseits des Kanals verband, fast völlig zerschnitten wurde.

Diese kurzen Betrachtungen dürfen nicht abgeschlossen werden, ohne der getreuen und unentbehrlichen Helfer der mittelbar kämpfenden Flieger- und Flakverbände zu gedenken. Ihre Arbeit ist auch zum Nutzen des Heeres geleistet worden.

Die Fern- und Nahaufklärung hat vorbildlich gearbeitet. Sie gab der obersten Führung von Heer und Luftwaffe dauernd Meldungen über die Bewegungen des Feindes. Sie war das Auge der Führung, der Erdtruppe ein getreuer Helfer in der Schlacht.

Die Luftnachrichtentruppe sorgte blitzschnell für die notwendigen Verbindungen.

*

Der Ausbau der Bodenorganisation ist eine Vorbedingung für den Einsatz von fliegenden Verbänden. Er ging auch in Feindesland reibungslos vor sich.

Die Nachschubverbände arbeiteten unter zum Teil schwierigsten Verhältnissen einwandfrei.

Der Flugmeldedienst tat in Feindesland seine Pflicht wie in der Heimat.

Die Erfolge der erstmalig in großem Umfang eingesetzten Fallschirm- und Luftlandetruppen im Rahmen dieses Aufsatzes zu würdigen, ist unmöglich. Sie haben ruhmreichsten Anteil an den Kämpfen in Holland und konnten dem Heer viel Blut ersparen.

Die deutsche Luftwaffe kann mit Befriedigung und Stolz auf das erste Kriegsjahr zurückschauen.

Wo sie erschien, riß sie nach kurzer Zeit die Luftherrschaft und damit das Gesetz des Handelns an sich.

Über Polen und Norwegen, über der Nordsee bis hoch in den Norden hinauf, über ganz England, Holland, Belgien und Frankreich sind ihre Verbände geflogen, haben sie gekämpft und gesiegt.

Kriegserprobt und angriffsfreudig steht die deutsche Luftwaffe heute bereit zum letzten großen Einsatz gegen England.



Stuka im Sturz. Die Aufnahme wurde aus der dritten Maschine einer in Reihenformation fliegenden Staffel von Sturzkampfflugzeugen gemacht.

Luftkampf über Moor und Heide



„Das sind die Einflugschneisen unserer lieben britischen Feinde!“

Die Hand des Generalstabsoffiziers zeigt auf mehr oder weniger dicke rote Linien, die in die Karte Westdeutschlands eingezeichnet sind. Je häufiger die Besuche der feindlichen Flieger auf einer Route sind, um so dicker wird die „Schneise“. Wie eine anatomische Zeichnung der Blutbahnen sieht die Sache auf der Karte aus. Ein besonders dicker Strang zeigt deutlich, daß die Phantasie der feindlichen Flieger beschränkt ist: Albions fliegende Söhne bevorzugen einen ganz bestimmten Kurs, dicht an der Grenze entlang.

„Eigentlich stumpfsinnig“, fährt der Offizier fort, „erinnert ein bißchen an Wildwechsel. Na, uns soll es recht sein.“ Die Karte mit dem nüchternen graphischen Niederschlag des Luftkrieges in der „Wartezeit“ wird zusammengerollt und verschwindet im Schrank.

In „Sitzbereitschaft". Die Flugzeug-führer der Alarmrotte des Jagdflie-gerhorstes wachen flugfertig in dem Führersitz ihrer Alarmmaschinen Stunde für Stunde, um auf die Alarmmeldung hin sofort starten zu können.

Der junge braune Hund von unbestimmbarer Rasse jagt hinter einem eingebildeten Karnickel über den kahlen Boden des Feldflugplatzes. Mit keuchendem Atem und wedelndem Schweif kehrt er zu seinem Herrn zurück und bettelt um den Handschuh, der als „jagdbares Wild“ zu dienen pflegt. Herrchen ist Oberleutnant B., ein alter Spanienkämpfer, der an dem glorreichsten Tag der Legion Condor, dem 7. Februar 1937, in fünf Minuten vier rote Bomber abschoß; und der brave Hund ist ein Waisenkind, das der Oberleutnant aus dem polnischen Feldzug mitgebracht hat. Er kennt keinen Nationalstolz und betrachtet jeden Flieger als seinen besten Freund; nur gegenüber anderen Waffengattungen übt er Zurückhaltung. Ein richtiger Fliegerhund.

Der Oberleutnant klopft dem Hund das braune Fell und nimmt ihm den Handschuh ab: „Brav gemacht, Hundchen, jetzt aber marsch nach Hause!“

Der junge Staffelkapitän wirft einen prüfenden Blick über den Platz, diesen öden kahlen Platz, der zwischen Moor und Heide in der Nordwestecke Deutschlands liegt. Na ja, ganz so schön wie zu Hause sieht es hier nicht aus.



Lautsprecher haben den Befehl zum Start über den ganzen Feldflugplatz weitergegeben. Die Motoren beginnen zu dröhnen, und wenige Sekunden später rollt das erste Flugzeug der Alarmrotte über das Rollfeld.

Eine Reihe kümmerlicher Kiefern deckt an zwei Seiten des Flugplatzes die Messerschmitt-Staffeln.

Langsam schlendert der Oberleutnant an den Flugzeugen entlang.

„Na, Schneider, wie lange müssen Sie noch sitzen?“ Feldwebel Schneider hat „Sitzbereitschaft“, er muß alarmbereit in der startklaren Maschine sitzen.

„Noch zehn Minuten, Herr Oberleutnant!“

Der Oberleutnant sieht in die Luft. Wenig Aussicht, daß sich hier unangemeldet ein Flugzeug sehen läßt, aber eine Rotte muß für alle Fälle Tag und Nacht alarmbereit sein.

Der Gefechtsstand ist eine dürftige Bretterbude. Warme Kommißluft schlägt dem Staffelkapitän entgegen, als er die Tür öffnet.

„Keine besonderen Vorkommnisse!“ meldet der Nachrichtenoffizier. Nichts Besonderes. Es ist zum K ... .! Zwei Nachrichtensoldaten sitzen am Empfangsgerät, die Kopfhörer über den Ohren. Sie warten, warten, warten, wie der ganze Feldfliegerhorst. Die Tommies konnten sich ruhig ein bißchen mehr betätigen, man hätte nichts dagegen ...

„Achtung!“ Die Mikrophone auf dem Flugplatz und in den Baracken bekommen plötzlich Stimme.



Die Maschinen der Jagdflieger-staffel sind in der Luft, um den gemeldeten Feind zu stellen. Am Funk- und Fernsprechgerät warten die Männer des Flugmel-dedienstes auf die ersten Nach-richten.

„Achtung, Fluko meldet: Zwei feindliche Flieger, wahrscheinlich Bristol-Blenheim, über Gustav Emil vier gesichtet, Höhe 2000 Meter, Kurs Richtung O. Achtung! Achtung! Zwei feindliche Flieger...“

Im Offizierskasino fliegen Messer und Gabeln auf den Tisch. Endlich, endlich das Zauberwort, das die lähmende Spannung des Wartens löst. Das Mikrophon hat seine Meldung noch nicht wiederholt, als bereits die Propeller der Alarmrotte zu dröhnen beginnen und die Motore der Bereitschaftsstaffel angelassen werden.

Die beiden Alarmflugzeuge rasen über den Platz, heben sich in die Luft und verschwinden nach Norden. Ein dünner Wolkenschleier liegt über dem Platz und verschluckt die beiden Maschinen.

Richtung O? Verdammt! Dann müssen sie ja eigentlich direkt über den Platz kommen, wenn sie nicht vorher erwischt werden. Wozu liegt man denn auch genau in der Mitte der breitesten Einflugschneise?

Das Flugfeld belebt sich. Sogar die Soldaten und Arbeitsdienstmänner der Baukolonne, die am Rande des Flugplatzes an Baracken und Unterständen herumbasteln, lassen Spaten und Sägen sinken und starren in den milchigen Himmel. Die schwere Flakbatterie des Feldflughafens ist wie elektrisiert. Der Flugmeldeposten drückt sich das Glas in die Augen, daß ihm die Knochen wehtun. Im Gefechtsstand gibt der Nachrichtensoldat die Meldungen der in der Luft befindlichen Maschinen weiter:

„. . . sind da und da, fliegen so und so, vom Feind nichts zu sehen.“ — Nichts zu sehen? Immer noch nichts? Nach der Fluko-Meldung müßte der Feind längst erreicht sein. Sollten die Tommies den Kurs geändert haben?

„Achtung!“ Eine neue Meldung im Sender. „Feindberührung! Eine Bristol-Blenheim 500 Meter vor mir. Kurs Richtung Flugplatz.“

Nach den Kennbuchstaben, die der Meldung vorangingen, muß es Feldwebel R. sein, der die Bristol erwischt hat.

Jetzt hören die Meldungen auf. Klar, wenn man den Feind vor seinen Kanonen hat, denkt man nicht daran, sich mit den Leuten zu Hause zu unterhalten. Schließlich ist man kein Boxkampfansager, sondern deutscher Flieger.

*

„Ist dieser Tommy verrückt geworden?“ denkt der Feldwebel R. Der Engländer stößt aus den Wolken, statt möglichst lange drin zu bleiben, um seinem Verfolger zu entgehen. Jetzt legt er sich in eine Kurve, aber der Feldwebel kommt noch nicht zum Schuß. Er jagt hinter dem Engländer her, der nach dem ersten Schreck anscheinend wieder zur Besinnung kommt und in die Wolkendecke zurückflüchtet.

Wenn er jetzt bloß nicht entwischt. Feldwebel R. strengt seine Augen an, daß ihm die Tränen über die Backen laufen. Gott sei Dank, der Wolkendunst ist ziemlich dünn. Wie ein Gespenst sieht er den Engländer vor sich durch die Wolkenfetzen huschen. Jetzt endlich liegt die Blenheim gut. Der Deutsche zieht sich heran und drückt auf alle Knöpfe. Aus zwei Kanonen und zwei MG. spritzt dem Engländer Stahl und Sprengstoff in Rumpf und Tragflächen. Der Rauch der Spurmunition wird in Sekundenbruchteilen von der verfolgenden Maschine eingeholt. Fast sieht es so aus, als schlucke die deutsche Maschine ihn auf.

Immer noch jagt der Engländer wie ein Schemen durch den Nebel. Plötzlich geht er tiefer, ja, er macht einen regelrechten Tiefflug, ohne Rücksicht darauf, daß er die Wolken über sich läßt. Feldwebel R. kann wunderbar zielen. Seine vier Rohre geben her, was sie können. Der Engländer macht heftige Abwehrbewegungen, als wolle er sich den Gegner buchstäblich vom Leibe schütteln.

Es nützt ihm nichts mehr. Feldwebel R. ist jetzt so nahe an ihm, daß jeder Schuß sitzt. Der linke Motor der Blenheim fängt bereits an zu „stinken“. Eine Rauchfahne zeigt an, daß er wundgeschossen ist. Das Motorenöl spritzt bis auf die Fenster der verfolgenden deutschen Maschine und nimmt dem deutschen Flieger für Sekunden die Sicht.

Jetzt legt sich die Blenheim auf die rechte Fläche. Der Deutsche hat aufgehört zu schießen. Sieht denn der Tommy nicht, daß er 50 Meter vor sich Wald hat? In dieser Lage kann er doch unmöglich die Maschine hochziehen ...

Der Tommy sieht den Wald nicht. Er sieht nichts mehr. Mit durchschossenem Kopf hängt er in den Gurten, und führerlos rast die britische Maschine in den Wald, während Feldwebel R. sein Flugzeug abfängt und hochzieht. Dicht unter dem Deutschen krachen die ersten Wipfel, sie rasieren die rechte Tragfläche der Blenheim ab. Aber es ist, als ob noch irgendein unheimliches Leben in dieser rasenden Maschine steckt. Sie tobt gegen die Bäume, knickt krachend schenkelstarke Stämme wie Streichhölzer, läßt in einem Chaos splitternder Baumstümpfe ihre Tragflächen und ihr Leitwerk, bohrt sich immer tiefer in die dichte Schonung. Eine grelle Stichflamme bricht aus dem rechten Motor, aber noch immer nicht hat sich die Wucht der zerschellenden Maschine

Ganz in der Nähe des Feldflugplatzes hat sich das Schicksal eines der eingeflogenen Engländer erfüllt. Ein deutsches Jagdflugzeug hat den Engländer abgeschossen. Das feindliche Flugzeug stürzt in einen Wald, zerbricht in Atome und verbrennt.



ausgetobt. Jetzt endlich löst sie sich in ihre Bestandteile auf. 200 Meter ist die Schneise lang, die die rasende Blenheim durch den Wald gerissen hat.

Als die ersten Männer an der Stelle des Absturzes sind, ist von dem stolzen britischen Kampfflugzeug nichts übrig als glimmende, verkohlte Reste.

Soldaten und Männer vom Arbeitsdienst bergen die unkenntlichen Reste des Flugzeuges. Wenige Tage später wird mit allen militärischen Ehren die gefallene Besatzung des englischen Flugzeuges beigesetzt. Der gefallene Gegner hat aufgehört, ein Feind zu sein.

Die Bristol-Blenheim ist nicht der einzige Erfolg des Tages. Ein zweites Flugzeug vom gleichen Typ wurde gestellt, auf die Erde gedrückt und von einem deutschen Jäger verfolgt. Ganz dicht über dem Boden vollzogen sich Flucht und Verfolgung; über Häuser und Hecken sprangen Jäger und Gejagter, bis — kurz vor der holländischen Grenze — der Brite den Boden berührte und mit brennenden Motoren liegen bleibt. Es war ein „klassisches" Gefecht ...



Fast zweihundert Meter lang ist die Schneise, die das niedergekämpfte britische Flugzeug in den Wald gerissen hat. Schenkelstarke Bäume sind abgebrochen, und in einem Chaos zersplitternder Stämme ist das Wrack der englischen Kampfmaschine liegengeblieben. Deutsche Sol-da-ten, Feuerlöschmannschaften können nur noch die völlige Vernichtung des Feindes feststellen.

So ging Zerstörer »Grenville« unter

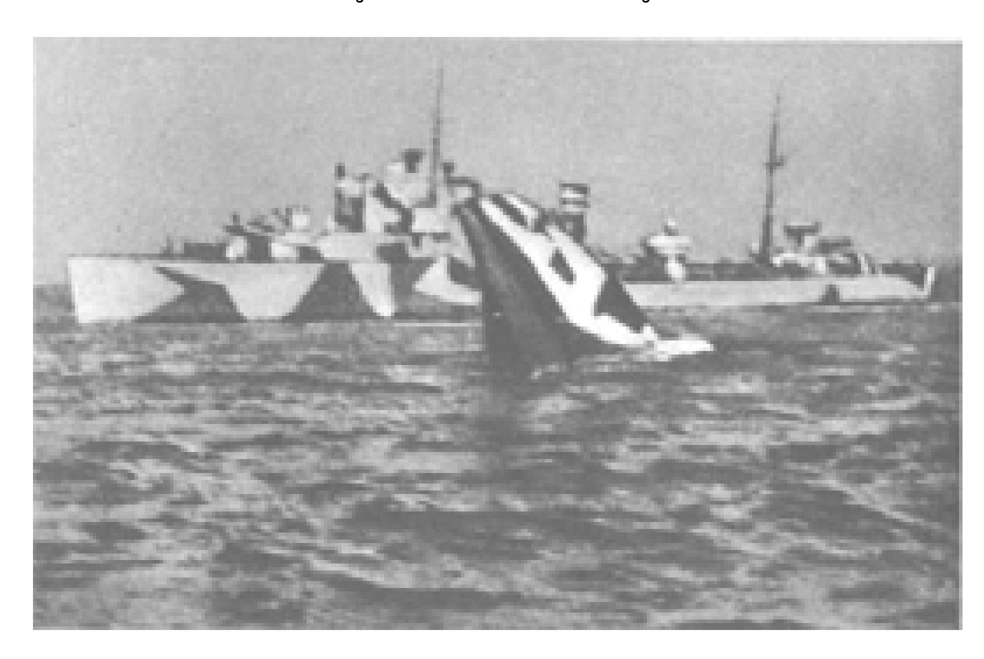
Am 21. Januar 1940 „bedauerte" der britische Ministerpräsident mitteilen zu müssen, daß der Zerstörer >Grenville< verloren sei. In dem folgenden Bericht erzählt ein Überlebender des von deutschen Streitkräften vernichteten britischen Kriegsschiffes, wie er gerettet wurde. Er, der Matrose Bromfield, war der letzte Mann, der den sinkenden Zerstörer verließ.

Matrose George Bromfield sieht sich das Bild der sinkenden „Grenville" an.

„Das bin ich", sagt er und zeigt auf einen Matrosen, der wie eine Fliege am Vorschiff des versinkenden Schiffes hängt und mit den Füßen an einem Bullauge Halt sucht. „Was man auf dem Bild nicht sehen kann, ist, daß ich nur einen Stiefel anhabe. Als die Explosion erfolgte, hatte ich keine Zeit mehr, den zweiten anzuziehen."
Der 26jährige Seemann lacht, als er von seinem Abenteuer erzählt. Nur wenn er von dem Tod seiner Kameraden spricht, wird sein Gesicht ernst.

"Ich sah sie untergehen", fährt er fort, "ich glitt seitlich von der Bordwand herunter und schloß für einen Augenblick meine Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich, wie meine Kameraden in den Strudel des sinkenden Schiffes gezogen wurden ...

Der sinkende Zerstörer „Grenville". Das Schiff ist über das Heck abgesackt. Lange noch ragt aber das Vorschiff über das Wasser. Ein zweiter britischer Zerstörer mit seiner charakteristischen Tarnbemalung liegt in der Nähe, um die überlebenden aufzunehmen. Diese und die folgenden Aufnahmen stammen aus englischen Archiven.



Ich war gerade von Wache gekommen und hatte mich in die Koje gelegt, als die Explosion mich weckte. Zuerst dachte ich, wir hätten nur ein paar Wasserbomben geworfen, und drehte mich um, um weiter zu schlafen.

Plötzlich begann das Schiff sich auf die Seite zu legen. Meine Kameraden liefen zum Niedergang, und ich stürzte, nur einen Stiefel an den Beinen, hinter ihnen her. Als ich an Deck kam, lag das Schiff schon schwer auf der Seite, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Die Situation war für mich um so ernster, als ich nicht schwimmen kann. Ich beschloß, mich, solange es ging, an irgend etwas festzuhalten. Als das Schiff sich völlig auf die Seite legte, kletterte ich auf die Bordwand, um mich vielleicht dort zu halten, falls das Schiff kentern sollte. Plötzlich aber kam ich ins Rutschen; in letzter Sekunde konnte ich mich an einem Bullauge festhalten.

Das Schiff sank jetzt plötzlich über das Heck weg. Ich zog mich von einem Bullauge zum anderen, wie auf einer Leiter, bis ich das letzte Bullauge kurz vor dem Bug erreicht hatte.

Während ich mich noch festhielt, sah ich zwei Schiffe um die „Grenville“ herumfahren und Überlebende an Bord nehmen. Auch zwei Rettungsboote kamen an mir vorbei, aber sie waren bereits überfüllt. Die See unter mir war voll von den Köpfen meiner Kameraden, die um ihr Leben schwammen.

Über eine halbe Stunde hielt ich mich an dem Bullauge fest. Ich war vollkommen steifgefroren und glaubte, jeden Augenblick ins Wasser stürzen zu müssen. Aber wenn ich meine Kameraden um ihr Leben kämpfen sah, riß ich mich immer wieder zusammen. Dann scholl auch die Stimme unseres Kommandanten über das Wasser und sprach uns Mut zu.

Viele meiner Kameraden hielten sich an allen möglichen Wrackstücken fest. Plötzlich stimmten auf Befehl des Kommandanten meine Kameraden ein Volkslied an, und unter dem Eindruck des Liedes — ich glaube, es war die Bierfaßpolka, ein altes Matrosenlied — kehrten mein Lebensmut und meine Kräfte zurück.

Eine Stunde etwa hatte ich jetzt an dem Bullauge gehangen, als ein Rettungsboot in meine Nähe kam und mich aufnahm. Kaum eine Minute später versank der Bug der „GrenviIle“ im Wasser ..."

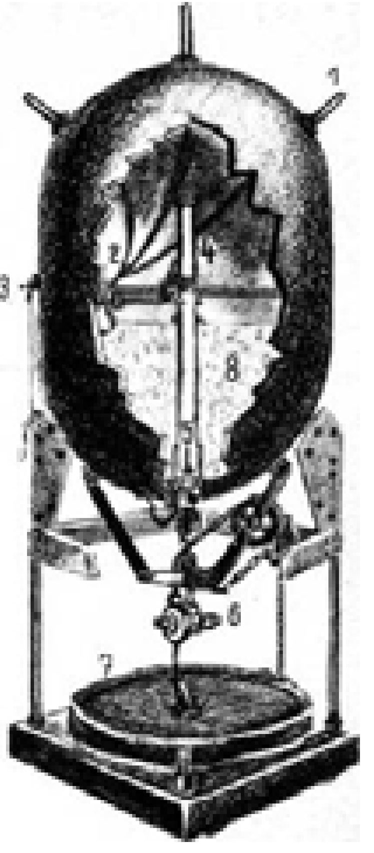


Stundenlang umkreisen Rettungsboote das sinkende Wrack, um das Wasser nach Schiffbrüchigen abzusuchen



Der Matrose Bromfield verläßt als Letzter die „Grenville“. Wie eine Fliege klebt er an einem Bullauge des Vorschiffes, bis ihn seine Kräfte verlassen und er von einem Rettungsboot aufgefischt wird.

UNTER WASSER LAUERT DER TOD



Querschnitt durch eine Mine

Minen legen, Minen suchen, Minen räumen

„Die Kriegsmarine führte auch in den letzten Wochen erfolgreichen Handelskrieg. Die Tätigkeit der Minensuch- und Vorpostenverbände wurde planmäßig durchgeführt."

Aus dem Bericht des OKW. vom 23. Januar 1940

Hoch hebt der Leib des kleinen grauen Minen-such Nordseedünung. Tief schneidet im Rhythmus des See See. Das überkommende Wasser überzieht das Deck mi ten wachsen Eiszapfen.

Zwei, vier, sechs Boote sind es — eine ganze Flot-t ausgebracht und stampfen hart in der Dünung. Schn Kälte, Regen oder Nebel — dies alles ist kein unübe umgeschnallten Schwimmwesten stehen die Besatzunge Stunden, Tage . . .

So kämmen unsere R-Boote unablässig die See nach feindlichen Minen ab. Weit draußen auf hoher See verrichten die großen Schwestern der R-Boote, die Minensucher, den gleichen Dienst. Veteranen sind unter ihnen, die tiefschwarzen Minensucher des Weltkrieges, und neue moderne Fischdampfer, die noch ganz leicht nach Tran riechen.

Die Mine wurde in diesem Krieg vielleicht mehr noch als im Weltkrieg zeitweise zu einer offensiven Waffe. Immer weiter wurde sie vorgeschoben, aus dem Küstenvorfeld, in dem sie die eigenen Schiffahrtswege vor dem Feind zu sichern hatte, bis in die Domänen des Feindes selbst. Sie ist keine Verteidigungswaffe, keine bloße Sperrwaffe mehr, sondern eine Angriffswaffe, bestimmt dazu, dem feindlichen Kriegsschiff in seinem eigenen Gewässer den Weg zu verlegen.

Sie ist eine unheimliche Waffe, man sieht sie nicht, weder vom Schiff noch vom Flugzeug aus, wenn sie unter Wasser auf den Gegner lauert. Sie ist unheimlich, aber keineswegs so voll von Geheimnissen, wie unsere Feinde sie ihr eine Zeitlang allzu gern andichten.

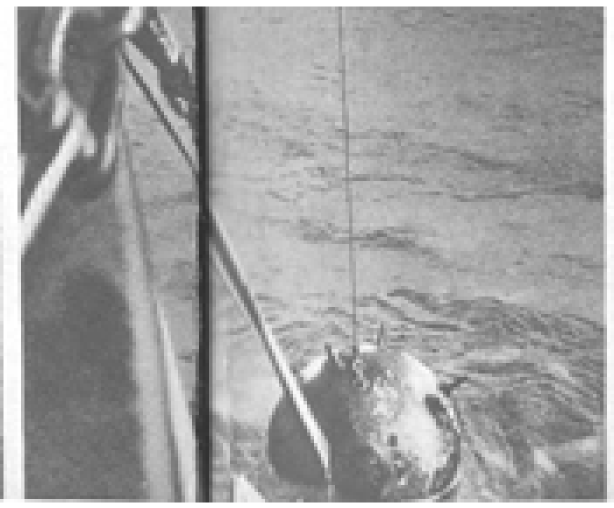
Obwohl es sich bei der schematischen Darstellung unserer Mine (Abbildung 1) um ein älteres Modell handelt, ist die Konstruktion im Prinzip genau dieselbe wie bei allen modernen Minen. Die drei mit 1 bezeichneten „Hörner" stellen die Bleikappen dar.

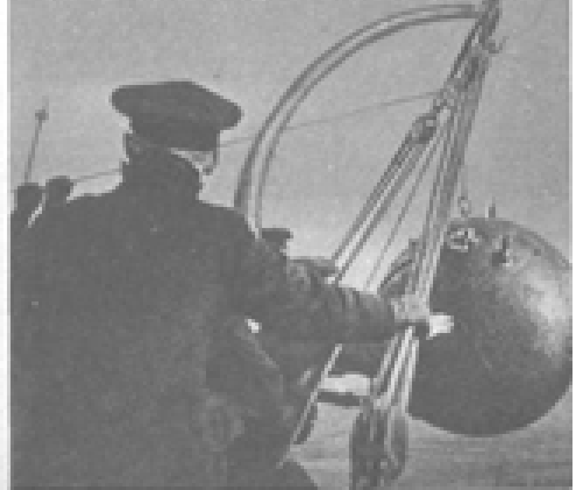


Sie enthalten ein mit Chromsäure gefülltes Glasgefäß. Werden die Bleikappen umgebogen, z. B. durch Schiffsberührung, so läuft die Chromsäure in ein kleines Zink-Kohle-Element. Es entwickelt sich elektrischer Strom. Vom Zink-Kohle-Element gehen Zuleitungen (2) zu einer Sicherheitsvorrichtung (3). Von hier gehen sie weiter zu dem Zünder (5). Durch den Strom des Zündelementes wird, wenn bei (3) der Stromkreis geschlossen ist, die in dem Sprengbüchsenrohr (4) befindliche Sprengbüchse zur Explosion gebracht. Die Stichflamme wirkt dann auf die Sprengladung ein: Die Mine detoniert.

Männer eines Minensuchbootes fischen eine fremde Mine auf — ein Unternehmen, zu dem nicht nur Erfahrung, sondern auch eine gehörige Portion Mut gehört.







sinnreiche Einrichtung, den Tiefensteller (6), der auf den Wasserdruck reagiert, wird das Ankertau automatisch durch Klauen festgehalten, wenn die Mine eine bestimmte Wassertiefe erreicht hat. Das Minengefäß löst sich erst vom Anker, wenn eine aus einem Salzstück bestehende Haltevorrichtung (gegenüber der Tiefeneinstellung) sich im Wasser aufgelöst hat. Mine und Verankerung bleiben also noch einige Zeit nach dem Minenlegen miteinander verbunden. Löst sich die Mine von der Verankerung, so reißt die Verbindung zwischen Sicherheitsvorrichtung (3) und Minenstuhl einen Abzug auf, und die Mine ist entsichert. Bis dahin, also z. B. beim Minenlegen, kann die Mine nicht explodieren, selbst wenn die Bleikappen verletzt werden sollten.

*

Geräumt werden Minen durch einzeln fahrende Minensuchboote oder durch mehrere R-Boote, die dann das sogenannte „verbundene Gerät“ benutzen. Die Darstellung (Abbildung 2) zeigt zwei Räumboote; es kann aber eine ganze Flottille gleichzeitig mit verbundenem Gerät arbeiten. Das Gerät besteht aus einer Reihe von Einzelteilen, die auf sinnreiche Weise zusammenarbeiten. Gleich hinter dem Heck des linken Räumbootes sehen wir eine Bojenleine, die die Schleppboje hinter sich herzieht. Die Schleppboje trägt, in unserer Zeichnung deutlich sichtbar, die Drachenleine, an der der sogenannte Drachen (B) hängt. Er dient dazu, der eigentlichen Suchleine die notwendige Tiefe zu geben. Von der Drachenleine zweigt eine neue Leine ab, an deren einem Ende sich an einem Greiferbojenständer die Greiferboje (C) und an dem anderen Ende der Sprenggreifer (A) befindet. An diesem Greifer sitzt die eigentliche Suchleine, die wiederum über einen Drachen — zu dem zweiten Boot führt. Hat sich das Ankerseil einer Mine in der Suchleine gefangen, so wird das Seil in den Sprenggreifer gezogen. Der Greifer explodiert und durchschneidet das Ankerseil der Mine. Die Mine steigt an die Oberfläche, gleichzeitig auch die Greiferboje (C).



Untersuchung fremder Minen

Die Untersuchung fremder Minen, die von unseren Minensuch- oder Räumbooten oder anderen Kriegsschiffen aufgefischt wurden, ist zur Abwehr der Minengefahr von Bedeutung (Abbildung 3). Das Auseinandernehmen von Minen kann unter Umständen recht gefährlich sein, zumal wenn es sich um einen neuen Minentyp handelt. Zunächst gilt es hier festzustellen, wo der Zündapparat liegen könnte. Mit äußerster Vorsicht muß dieser dann entfernt werden, bevor man die Sprengladung der Mine ausräumen kann. Dabei werden selbstverständlich alle nur denkbaren Sicherungsmaßnahmen getroffen. Das öffnen der Minen wird nur von besonders erprobten Fachleuten unter Führung eines Offiziers vorgenommen. Links auf unserem Bild eine englische Mine, deren Typ bisher nicht bekannt war. Sie trug nicht weniger als elf „Hörner“ und wurde daher von den Arbeitern „Stachelschwein“ getauft. In dem tonnenähnlichen Gefäß vor der Mine ist die Sprengladung enthalten (sehr häufig befindet sich die Ladung nicht in einem besonderen Gefäß, sondern ist in die Mine eingepreßt oder eingegossen). Der Oberleutnant und der Feldwebel vor der Mine prüfen gerade den Zünder und die Sprengbüchse der Mine. — Rechts im Vordergrund eine polnische Mine französischer Herkunft, die vor Hela aufgefischt wurde. Daneben eine deutsche Mine aus dem Weltkrieg. Nach dem auf der Mine befindlichen Schild muß die Mine jedoch erst in diesem Kriege von den Holländern gelegt worden sein. Anscheinend gehörte sie zu dem auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen des Weltkrieges abgelieferten Kriegsmaterial und ist später von **den** Engländern weiterverkauft worden.

Großadmiral Dr. h. c. Raeder



Ekelhaftes Septemberwetter.

Grauschwarze Atlantikdünung fegt über das Deck. Auf U. . . schlagen krachend die Brecher gegen die eiserne Wand des Turms; grünweißer Gischt spritzt den Männern auf der Brücke in die Gesichter, die seit ein paar Wochen keine Rasierklinge mehr gesehen haben. Fest wickeln die Männer sich in ihr Lederzeug.

Wenn man wenigstens rauchen könnte. Aber jetzt — ausgeschlossen! Weiß der Teufel, wie weit man im Dunkeln ein brennendes Streichholz sehen kann.

Zwei Augenpaare spähen über das Wasser. Nichts. Nichts? Hat das da vorn nicht eine verfl. . . Ähnlichkeit mit einem Schiff? Mal etwas von nahem besehen. „Fahrzeug in Sicht!"
Der Kommandant klettert auf die Brücke. Himmelherrgott! Vielleicht ein Kriegsschiff, denkt er und bekommt ein wenig Herzklopfen.
Nein, leider nicht. Aber immerhin ein ganz netter Brok-ken. Wenn es bloß nicht so dunkel wäre . . .
„Morsen!"

In unregelmäßigen Intervallen blitzt die Morselaterne auf. „Stoppen Sie sofort!"

Der Kerl denkt nicht daran. Im Gegenteil, er fängt an zu qualmen wie ein erdbebenreifer Vulkan und holt aus seiner Maschine heraus, was nur drin ist.

U . .. läuft aus. In der Werft daheim ist es nach der letzten Feindfahrt überholt worden und fährt nun neuen Taten und Abenteuern entgegen.



Das deutsche U-Boot hängt sich hinter ihn. Auskneifen, mein Lieber? Kommt nicht in Frage!

„SOS! Chased by German submarine . . ." funkt der Fremde.

Klarer Fall. Kein Neutraler, den man vielleicht wieder laufen lassen muß, sondern ein richtiggehender Engländer. Warte, mein Junge!

Der Engländer ist nicht ungeschickt. Er versucht, sich zwischen dunkle Wolken und das U-Boot zu schieben, um dem Deutschen aus den Augen zu kommen. Die aber sind zäh wie Jagdhunde.

Die See ist ziemlich grob geworden. Mit dem großen Geschütz läßt sich ein sicherer Schuß beim Engländer nicht anbringen, und auf die Fla-MG reagiert er sauer.

Zwei Stunden sitzt dem ausreißenden Frachter U ... auf dem Nacken, dann erst kann der Kommandant das Geschütz gebrauchen, und der Brite gibt auf.
„Fanad Head" heißt er.

„Fanad Head" — unten im Boot wird eifrig Lloyds Register gewälzt.

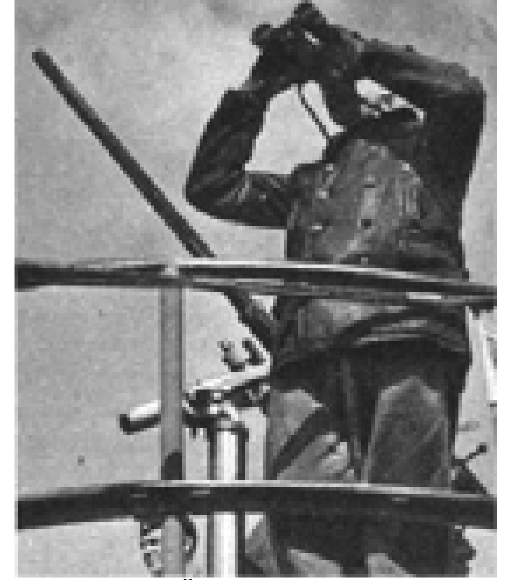
Da ist er: "Fanad Head", 4600 Tonnen, dann und dann und da und da erbaut usw. usw.

Befriedigt wird das Buch zugeklappt. Na also, ein hübscher und netter Brocken für Churchills Verlustliste . . .

Die Leute von der „Fanad Head" machen keine Schwierigkeiten mehr. Nach dem Funksignal : „Take the boats!" verlassen sie das Schiff und gehen in die Boote.

Dicht bei dem Briten stoppt U. . . Wozu soll man den Kahn mit einem kostbaren Torpedo versenken, wenn ein paar Sprengpatronen denselben Dienst tun?

Außerdem kann man sich ja mal ansehen, was der Kerl an Bord hat.



den mit dem Glas Meeresfläche und Kimm ab, um entweder rechtzeitig Schutz suchen oder irgendwelche Beute stellen zu können.

U . . . hat Glück gehabt und einen fetten Brocken aufgegabelt. Bevor der feindliche Frachter völlig dem nassen Element übergeben wird, holt man mit dem Dingi des U-Bootes manche schöne Dinge aus seinen Laderäumen





Der Kapitän des britischen Frachters kommt, bevor er im Rettungsboot mit seiner Besatzung das Weite sucht, noch einmal an Bord von U ..., aber das Schicksal seines Schiffes kann er nicht mehr abwenden.

Das kleine Dingi wird klargemacht, und ein lebhafter Verkehr zwischen U-Boot und dem britischen Damp-fer entwickelt sich. Der 1. Wachoffizier und ein Mann gehen an Bord des Briten, um den Kasten zu durchstöbern. Was sie da ans Tageslicht bringen, ist nicht schlecht, ein paar Hammelkeulen, Speckseiten und Arme voll Brote, die man in der wohlgefüllten Speisekammer der „Fanad Head“ gefunden hat. Man kann sie selber ganz gut gebrauchen oder auch der Besatzung der „Fanad Head“ mitgeben, falls die sich nicht ausreichend verproviantiert haben sollte.

Das kleine Dingi fährt lustig hin und her. Ein großer Teil der Besatzung von U . . . hat sich an Deck eingefunden.

Schließlich fahren ein Obermaschinist und ein Funkoffizier mit Sprengpatronen zum Briten hinüber, um dem Kahn den Rest zu geben . . .

Dazu aber kommt es nicht. Vom Ausguck werden Flugzeuge gemeldet — englische Sturzkampfmaschinen.

Die Sache wird brenzlich. Der Kommandant gibt Befehl zum Alarm-tauchen. Wie die Wiesel verschwinden die Männer unter Deck, während die Alarmklingel rasselt. Das Turmluk wird zugeworfen, Luftschacht, Dieselauspuff geschlossen, die Freiwache stürzt auf die Tauchstationen . . .

Das Boot verschwindet unter dem Wasser, während die ersten Bomben der britischen Flugzeuge krachen.

Das Boot ist sicher, denkt der Kommandant, aber draußen auf der „Fanad Head“ hat er vier Leute. Nein, fünf sind es, denn der Unteroffizier im Dingi konnte sich nicht schnell genug ins U-Boot retten.

Fünf Leute im Feuer der englischen Bomben.

Der Kommandant beißt die Zähne zusammen. Diese gottverdammten Briten vom „Fanad Head“, denkt er, haben uns mit



Bücher, Zeitschriften, Brote und alles mögliche andere wandern an Bord von U .. .



ihren Notsignalen die Flieger auf den Hals geholt.

Aber das ist nun einmal nicht zu ändern...

Nach ein paar hundert Metern geht das U-Boot auf Sehrohr-Tiefe. Im Boot ist es totenstill. Fast lautlos wird das Sehrohr ausgefahren. Der Kommandant drückt seine Augen ans Okular. Das Was-ser im Einblick wird hellgrün, immer heller, und dann . . .

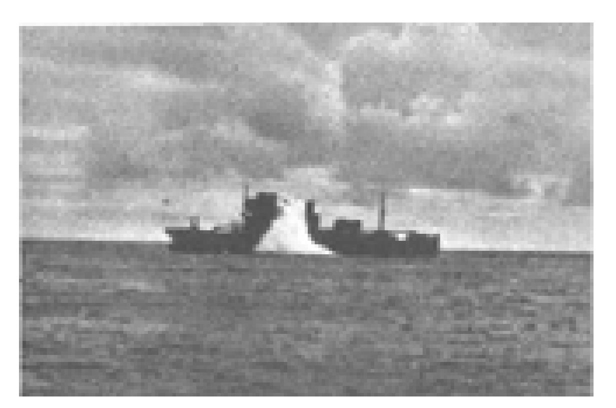
"Himmelherrgott. . ."

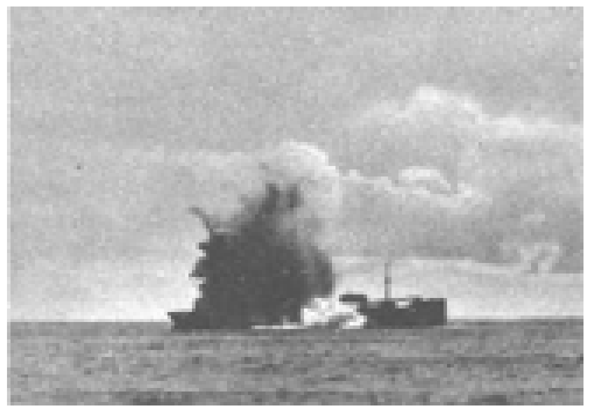
Der Kommandant unterdrückt einen äußerst unchrist-lichen Fluch. Etwas fast Gro-teskes ist passiert: Das getauchte U-Boot hat sein Dingi mitgeschleppt. Die lan-ge Wurfleine muß sich irgend-wo am Boot verhakt haben.

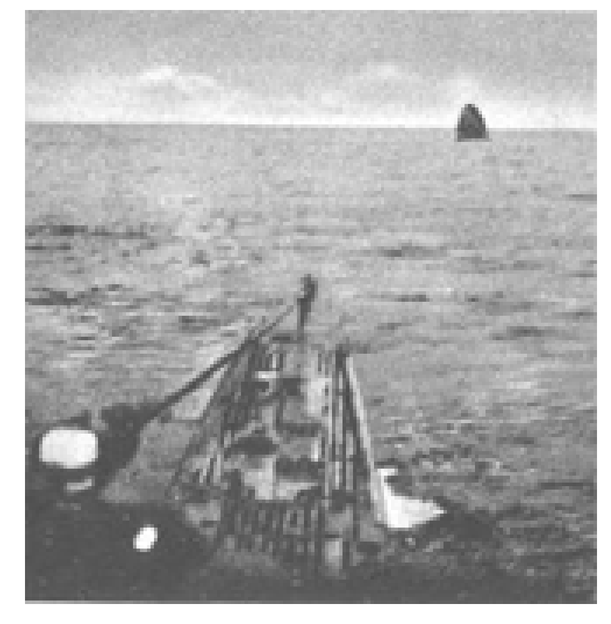
Hier gibt es nicht viel zu beraten. Das U-Boot muß sein Dingi loswerden, und zwar sofort, denn selbstverständ-lich müssen auch die Englän-der schon gemerkt haben, was da unten passiert ist. Von selbst fährt ein unbemanntes Dingi nicht über das Wasser.

Ein schweres Küchenmes-ser wird bereitgelegt. Dann taucht das U-Boot auf. Wäh-rend jeder Mann der Besat-zung den Atem anhält, wird das Turmluk aufgerissen, ein Mann stürzt an Deck, kappt die Wurfleine, springt zurück —

In diesem Augenblick stürzt ein feindliches Flug-







Die Mannschaft hat das britische Schiff verlassen. Ein Torpedoschuß - und binnen weniger Minuten erfüllt sich das Schicksal des feindlichen Handelsdampfers.

Zeug auf das U-Boot zu. Es ist ein unwahrscheinliches Glück, daß es bereits seine letzte Bombe verworfen hat, denn es eröffnet nur ein MG-Feuer auf das tauchende Boot. Ein paar Einschläge in den Turm, dann schließt sich das Wasser des Atlantik wieder über U . . . Verdammt dicke Luft draußen . . .

Warten bis es dunkel wird, rät einer. Aber was soll das für einen Sinn haben? Es ist klar, daß die Flugzeuge längst Zerstörer herangefunkt haben, die bis zur Dunkelheit ja wohl aller Voraussicht nach an Ort und Stelle sein werden.

Warten — Unsinn! Und unsere fünf Mann auf der „Fanad Head?“ Der Kommandant entschließt sich zu einem tollen Manöver. Er will unter Wasser längsseits der „Fanad Head“ gehen, auftauchen, die fünf Mann schnell an Bord nehmen, wieder tauchen und diese trotz der Schinken und Speckseiten so ungastliche Stätte verlassen . . .

*

Die Leute auf der „Fanad Head“ haben den Bombenregen der Engländer über sich ergehen lassen müssen. Sie haben Deckung gesucht, so gut es eben ging, doch die Bombensplitter haben keinen verschont. Aber Gott sei Dank, nur einer ist schwerer verletzt: ein Splitter scheint ihm den Unterarm durchschlagen und die Pulsader getroffen zu haben.

Inzwischen hat sich die Geschützbedienung des Flugzeuges angenommen und gibt ihm eine Probe deutscher Schießkunst, so daß es 200 Meter vom Dampfer entfernt abstürzt. Der Pilot hält sich an den Trümmern seines Flugzeuges, der Beobachter ist verschwunden, wahrscheinlich verletzt und ertrunken.

Und nun vollbringt ein deutscher Seemann ein Heldenstück, das Mister Winston Churchill in den Kommentaren zu seinen Kampfberichten wahrscheinlich ungern erwähnt sieht:

Der Heizer von U..., obwohl er von einem Bombensplitter in den Rücken getroffen ist, stürzt sich ins Wasser, schwimmt die 200 Meter bis zu dem verwundeten Engländer und holt ihn an den Dampfer. Dort zieht man ihn an Deck.

*

Zweimal hat sich U... unter Wasser langsam an die „Fanad Head“ herangeschoben.

Der dritte Versuch gelingt. Das U-Boot hebt sich dicht neben der „Fanad Head“ aus dem Wasser und schlägt hart an die Wand des britischen Dampfers an.

Die fünf Mann vom Prisen- und Sprengkommando schwimmen die paar Stöße zum U-Boot und ziehen ihre Kameraden an den Wurfleinen hinter sich her. — Bloß der Engländer zögert.

„Wir torpedieren den Dampfer, Idiot“, brüllt einer zu ihm hinüber. Jetzt begreift er, springt ins Wasser, wird ins U-Boot gezogen, das Turm-Luk schließt sich - U. . . taucht.

Ein Torpedoschuß vernichtet den Schauplatz der dramatischen Ereignisse dieser Stunden: Die „Fanad Head“ verschwindet gurgelnd in den Fluten des Atlantik. — Das war am 14. September 1939.



III. KAPITEL

Vor den Bunkern

Im Bunker

Gemälde von A. Janesch

Spähtrupp,



die ersten am Feind

„Bei örtlichen Spähtruppunternehmen im Grenzgebiet erlitt der Feind Verluste . . ." So oder ähnlich lauteten in der langen „Wartezeit" vom Beginn des Polenfeldzuges bis zur endlichen Offensive zahlreiche Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht aus dem Westen. Wer nicht bei der Wacht im Westen dabei war, erfuhr aus dieser knappen Formulierung so gut wie niemals ganz genau, wieviel persönliches Heldentum und welche Opferbereitschaft sich hinter diesen kargen Worten der Wehr-machtsberichte verbarg.

„Spähtrupptätigkeit", „gewaltsame Erkundung", „Stoßtruppunternehmen" — heute wissen wir, daß diese meist allein auf den Mann gestellten Unternehmen an der angeblich damals so stillen Westfront den Sieg vorbereiten halfen. Unsere Bilder auf diesen Seiten geben nur einen winzigen Ausschnitt aus einem „Spähtruppunternehmen".



Oben: Kampfgeist, Kühnheit, Konzentration spiegeln sich in dem Gesicht des Stoßtruppmannes. In der linken Hand die Maschinenpistole, in der rechten die Handgranate — das ist das Porträt des Einzelkämpfers, des deutschen Soldaten, der vom ersten Kriegstag an dem Gegner Respekt abrang, einem Gegner, der sich bei Anfang des Krieges als den besten Soldaten der Welt bezeichnete,

Links: Im Morgengrauen hat sich der Stoßtrupp zur Erkundung und wenn möglich zur gewaltsamen Einnahme des Ortes U... aufge-macht. Einem Mann ist es gelungen, vor den anderen in den Ort einzudringen und sich in einem Schuppen zu verstecken; er war kaltblütig genug, neben der Pistole auch die Kamera zu zücken und von einer Luke des Schuppens aus einen ahnungslos vorbeimarschierenden französischen Soldaten aufzunehmen.



Die Männer des Stoßtrupps haben sich bis an den Rand des Ortes herangearbeitet. Sie liegen in Deckung, nur ihre Stahlhelme ragen aus dem Straßengraben. Handgranaten und Karabiner sind feuerbereit; zunächst weiß man noch nicht, ob und wie sich der Feind auf den überraschenden Besuch des deutschen Spähtrupps vorbereitet hat.

Es scheint, als ob die ersten Häuser des Ortes unbesetzt sind. Ohne beschossen zu werden, können die Männer ihre Deckung verlassen und sich an den Mauern der Häuser weiter vorarbeiten.



der, zumal er von beiden Fronten gezeigt wird, vielleicht trotzdem ein Bild von dem persönlichen Einsatz derjenigen gibt, die in den damaligen Wehrmachtsberichten hinter den Wor-ten standen:

„An der Westfront örtliche Späh-trupptätigken ...“

Die Häuser, der Ortschaft U . . . sind scheinbar unbewohnt, aber man kennt die Taktik des Gegners: Unsere Soldaten zu-nächst einmal hineinkommen zu lassen, um sie dann vom Rückzug abzuschneiden. Jedes Haus ist daher wahrscheinlich ein Widerstandsnest, und Handgranaten sind das beste Mittel, klare Verhältnisse zu schaffen. Die Fenster eines verdächtigen Hauses werden eingeschlagen, und eine Handgranate wird an der Tag bringen, ob man sich geirrt hat oder nicht.

Das Haus war leer. Niemand hat sich nach der Detonation der Handgranate gezeigt. Es kann weitergehen, aber Vorsicht ist am Platze, und von Deckung zu Deckung be-wegt die Spitze des Stoßtrupps sich weiter, Karabiner oder entsicherte Handgranate in der Hand. Noch, scheint es, ist man un-gesehen. Aber das ist ein Irrtum, denn ...



.. . die Franzosen haben den Spähtrupp entdeckt. Sie besetzen im Laufschritt einen Häuserblock, der bereits stark unter dem Feuer der deutschen und der französischen Artillerie gelitten hat. Fensterscheiben gibt es nicht mehr, der Luftdruck detonierender Granaten hat die Türen aus den Angeln gerissen und den Fußboden bis auf den Grund aufgewühlt. Die hohlen Fensteröffnungen werden nun besetzt und als Schießscharten benutzt. Aber das ändert nichts daran, daß der deutsche Stoßtrupp sich bereits über die Stärke des Gegners informiert und in den Besitz der taktisch wichtigsten Punkte der Ortschaft U . . . gebracht hat



So wurde es geübt...

Sturm auf ein »feindliches Panzerwerk«

Die Errichtung befestigter „Linien" machte nach dem Bau der Maginotlinie, auf die Frankreich so große Hoffnungen setzte, fast in allen Deutschland umgebenden Staaten Schule. Während der Versailler Vertrag Deutschland die Anlage neuer Befestigungen verbot und ihm nur die Beibehaltung einiger Festungen alten Typs im Osten des Reiches zubilligte, entstand in Frankreich die Maginotlinie, die von der Schweizer Grenze bis zur belgischen und später bis zum Kanal reichte, entwickelte sich in Belgien ein ganzes System von Stellungen, die sich an die Kanäle und Flußläufe anlehnten, ja es wurden sogar in Holland Befestigungswerke angelegt, die ihre Front nach Osten kehrten, und schließlich fehlte in dem Reigen dieser Staaten weder die frühere Tschechoslowakei, die sich in der Schöberlinie gewissermaßen ein Westentaschenformat der Maginotlinie schuf, noch Polen, das auf seine Narewlinie besonders stolz war.

In einem kommenden Krieg mußte Deutschland damit rechnen, derartige Befestigungslinien niederkämpfen zu müssen. Schon die allererste Bewährungsprobe der deutschen Wehrmacht lief auch in dieser Beziehung glänzend aus - die von Polen neu angelegten Werke, wie z. B. die Narewlinie, bildeten für den deutschen Vormarsch kaum ein Hindernis.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Wehrmacht mit der Bekämpfung der neuzeitlichen Befestigungswerke, der Bunker, der Panzerwerke, der Ensembles, der Infanteriewerke und wie sich die einzelnen Teile und Gruppen solcher Befestigungsanlagen zu nennen pflegten, vertraut gemacht wurde.

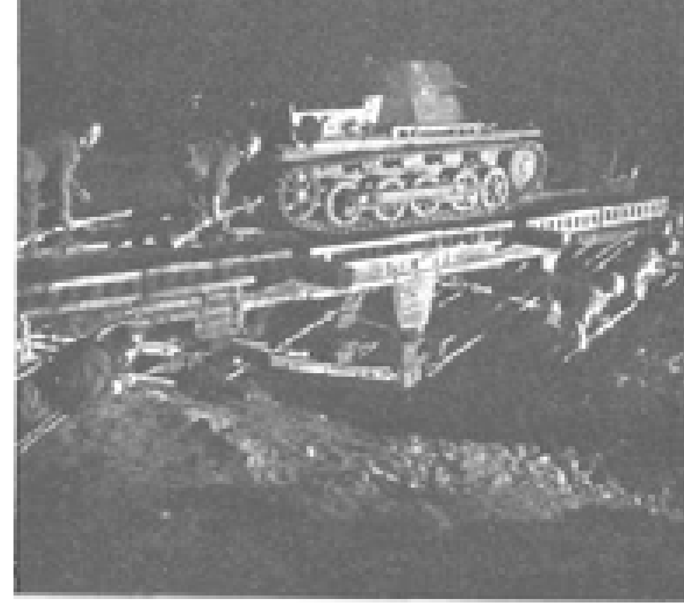
Gewissermaßen am Modell lernte der deutsche Soldat diese Art des Kampfes kennen. Auf den Truppenübungsplätzen entstanden regelrechte „Kampfgelände" mit Bunkern, Panzerwerken, Drahtverhauen, Gräben, Sprengtrichtern usw. Auf ihnen und an ihnen lernten unsere Soldaten, unsere Infanteristen, unsere Pioniere, unsere Panzermänner, diesen Kampf kennen, der an Mut und Opferbereitschaft außerordentliche Anforderungen stellte.

Unter Einsatz modernster Waffen wurden auch noch so gut verteidigte Befestigungsanlagen genommen, auf dem Übungsplatz genau so wie später in der Praxis des Krieges. Persönlichkeit und Kriegstechnik vereinigten sich in der „Übung am Modell" bereits zu einem Instrument, dem später auch das schwerste und modernste Fort und Befestigungswerk nicht gewachsen waren.

Panzerwerk ist bereits von Granateinschlägen durch-pflügt. Sprengtrichter liegt neben Sprengtrichter; die Artil-lerie hat gut vorgearbeitet; ihre Geschosse galten nicht nur dem Werk selbst, sondern nebenbei der Schaffung der Sprengtrichter, die später für die stürmenden Stoßtrupps Deckungsmöglichkeiten bieten sollen (Bild links unten).

Im Schutze der Nacht sind Panzerwagen aus ihrer Bereit-stellung in das Kampfgelände gefahren. Besonders konstru-ierte Behelfsbrücken erleich-tern ihnen das überqueren des zerfurchten Geländes (Bild rechts).

Es ist hell geworden. Unter dem Schutz künstlichen Nebels gehen die Stoßtrupps vor (Bild unten).





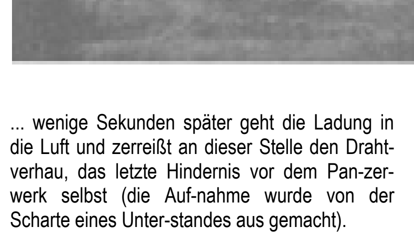






Es ist X Uhr, die für den Sturm festgesetzte Zeit. Die Handgranate in der rechten Faust, springt der Stoßtruppführer vor. Links von ihm der Mann mit der gestreckten Ladung durch die eine Bresche in den Drahtverhau gesprengt werden soll.

Unmittelbar vor dem Drahtverhau haben Männer des Stoßtrupps in einem Sprengtrichter Deckung gefunden. Die gestreckte Ladung wird jetzt unter das Drahthindernis geschoben und..



... wenige Sekunden später geht die Ladung in die Luft und zerreißt an dieser Stelle den Drahtverhau, das letzte Hindernis vor dem Pan-zerwerk selbst (die Auf-nahme wurde von der Scharte eines Unter-standes aus gemacht).

Das letzte Hindernis ist gefallen. Blitzschnell stürmt der Stoßtrupp vor-wärts. Der Qualm des Flammenwerfers nimmt dem Gegner die Sicht. Er wird ,,blind" und stellt sein Feuer ein.



Der Spitze des Stoßtrupps stürmen jetzt die übrigen Männer nach. Gräben und Trichter bilden kein Hindernis mehr, nachdem der Draht-verhau ein breites Loch zeigt. Es gilt jetzt, möglichst in den „toten Winkel“ des Werkes zu gelangen, in jenen Winkel, der nicht durch MG oder Geschütze des Werkes bestrichen werden kann. Der Beobachter im teind-lichen Bunker würde, falls er dazu noch Lust und Gelegenheit hätte, die Angreifer etwa so vor sich sehen, wie unser Bild sie zeigt. Es sind jetzt nur noch wenige Meter, die die Spitze des Stoßtrupps von dem Werk selbst trennen.

Das Panzerwerk ist genommen. Nach der Vorbereitung durch die Artillerie konnte es dem tapferen Sturm unserer Infanteristen und Pioniere nicht länger standhalten. Der Führer des Stoß-trupps gibt mit der Leucht-pistole das verabredete Zeichen, das der Truppe den „Sieg“ verkündet. Die Übung ist beendet.





Schnitt durch ein Hauptwerk der

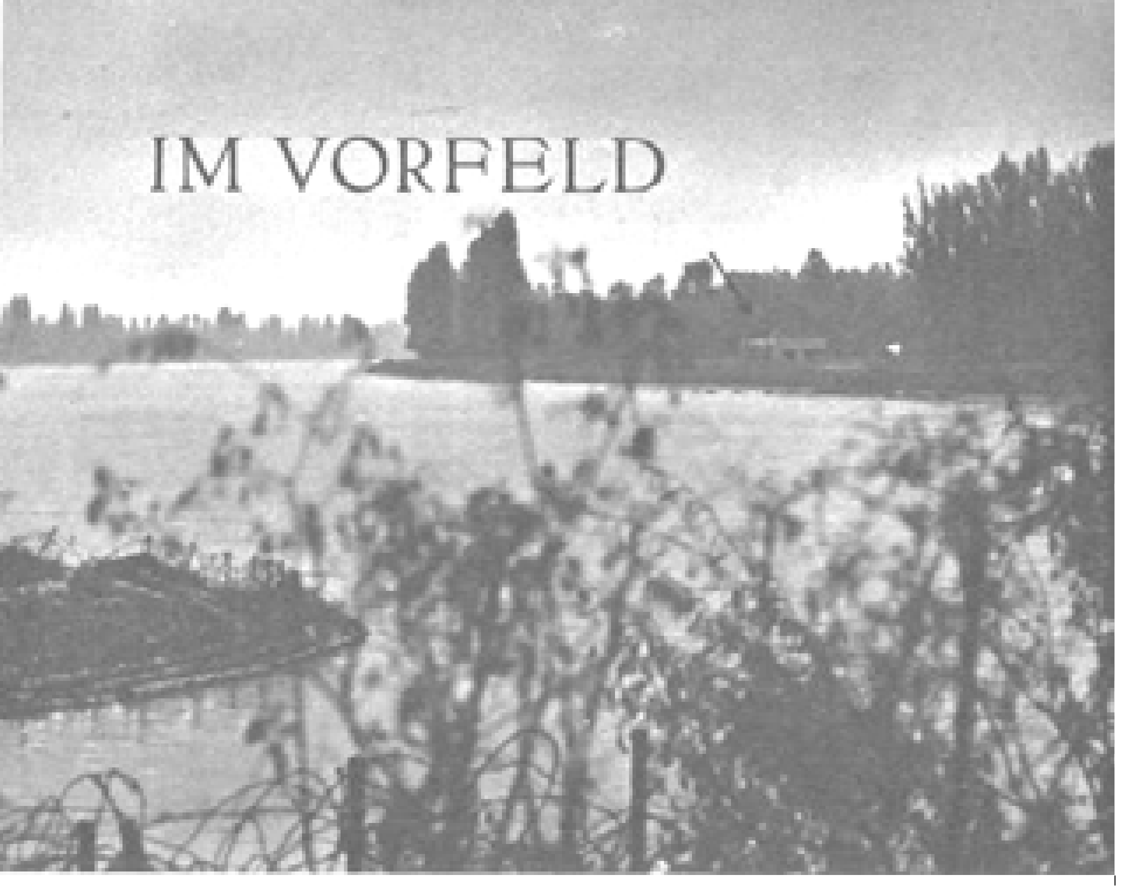
Maginotlinie

Eine Zwingburg Europas sollte die Maginotlinie sein. Nach wenigen Wochen Kampf in Frankreich war sie nichts mehr als eine zugrunde gegangene, durch die Wucht harter Tatsachen vernichtete Illusion. Bis zum 10. Mai, dem Tag der großen Offensive im Westen, hatte der in kurzen Jahren mit kraftvoller Energie errichtete deutsche Westwall die Zwingburg Frankreichs gelähmt; sie konnte die ihr zugedachte Rolle nicht spielen - Ausfallsbasis für den Großangriff auf Deutschland zu sein.
Die nächsten Seiten schildern, wie es in einem Werk der Maginotlinie aussah.

Der Westwall

mit der Luftverteidigungszone





IM VORFELD

Zwischen Westwall und Maginotlinie

Am 1. September 1939 begann der Krieg. Von da an bis zum Anfang der siegreichen Offensive im Westen am 10. Mai 1940 lagen deutsche Truppen in und vor dem Westwall, der „berühmten" Maginotlinie gegenüber. Es gab in diesen mehr als acht Monaten — bis sich die Westwallfront in Bewegung setzte — Kämpfe genug. Spähtrupp-, Erkundungs- und Stoßtruppunter-nehmen in kleinerem und größerem Ausmaß, Artillerietätigkeit auf beiden Seiten, Störungs- und Vergeltungsfeuer, aber doch nicht eigentlichen Krieg.

Die Franzosen fühlten sich in ihrer Maginotlinie sicher — die Deutschen, mit mehr Recht, wie sich später herausstellte, in den Bunkern ihres Westwalls.

Es war, als der Kampf im Westen begann, ziemlich genau 10 Jahre her, daß die Franzosen mit dem Bau ihrer sogenannten Maginotlinie begannen und sich im französischen Volk und Heer der Glaube festfraß, daß hinter diesem „stärksten Befestigungswerk der Welt" Frankreich unter allen Umständen vor einem erfolgreichen Angriff geschützt sein würde. Frankreich betrachtete seine Maginotlinie als eine „chinesische Mauer", die, allerdings vor zweitausend Jahren, China tatsächlich vor jeder westlichen Invasion bewahrte.

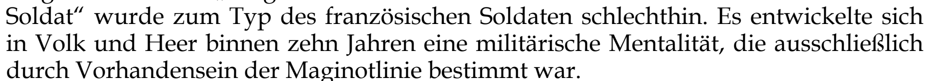


Bild auf der linken Seite: Blick von einer deutschen Stellung auf einen französischen Bunker der Maginotlinie an der Rheinfront (siehe Pfeil).

Rechts: Eingang in einen Stollen des deutschen Westwalles, der zu einem deutschen Befestigungswerk führt.

Unten: Arbeiten in einem Stollen des Westwalles (die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1938, also aus einer Zeit, in der der Westwall noch im Bau war).

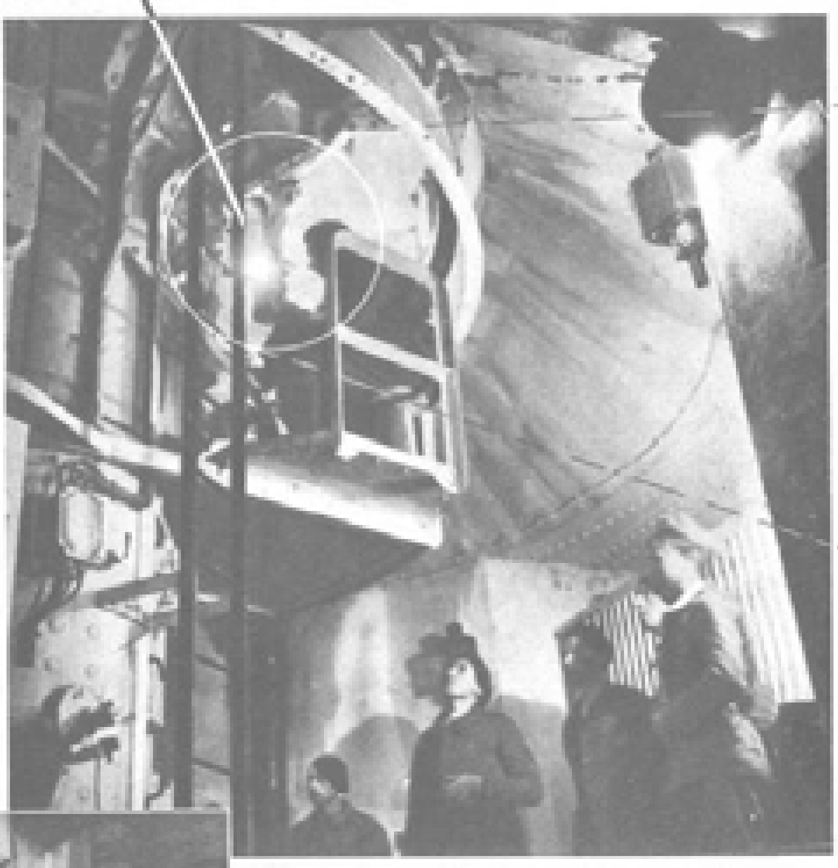
Das Volk Frankreichs trieb einen wahren Kult mit seiner Maginotlinie. Der „Maginot-Soldat" wurde zum Typ des französischen Soldaten schlechthin. Es entwickelte sich in Volk und Heer binnen zehn Jahren eine militärische Mentalität, die ausschließlich durch Vorhandensein der Maginotlinie bestimmt war.



In der sogenannten „Zwischenzeit", vom Beginn des Krieges bis zur deutschen Offensive an der Westfront, hatte Frankreich tatsächlich keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die Maginotlinie halten würde, was sie versprach. Daß Beton und Stahl des ungeheuren Festungswerkes sich binnen weniger Monate als ein Gewebe aus gestrigen Anschauungen und vagen Illu sionen erweisen würde, war damals eigentlich noch niemandem ganz klar. Frankreich hatte das Schlagwort von der „siegreichen Defensive" erfunden, und Deutschland – wartete.

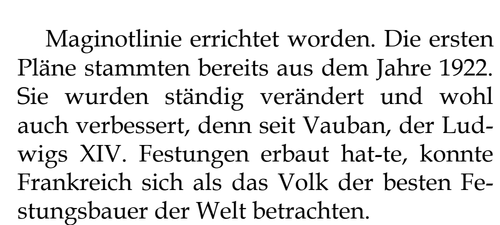








Das charakteristische Gelände rings um ein Panzerwerk (der Turm ist eingefahren). Verdrahtungen und Grä-ben sollen dem Gegner die Annäherung an den Panzerturm erschweren. Der Soldat im Vordergrund hält seine Hände vor eine Öffnung der zahlreichen Ventilatoren, von denen aus das Innere eines Werkes ständig mit Frischluft versorgt wird.



Maginotlinie errichtet worden. Die ersten Pläne stammten bereits aus dem Jahre 1922. Sie wurden ständig verändert und wohl auch verbessert, denn seit Vauban, der Ludwigs XIV. Festungen erbaut hat-te, konnte Frankreich sich als das Volk der besten Festungsbauer der Welt betrachten.

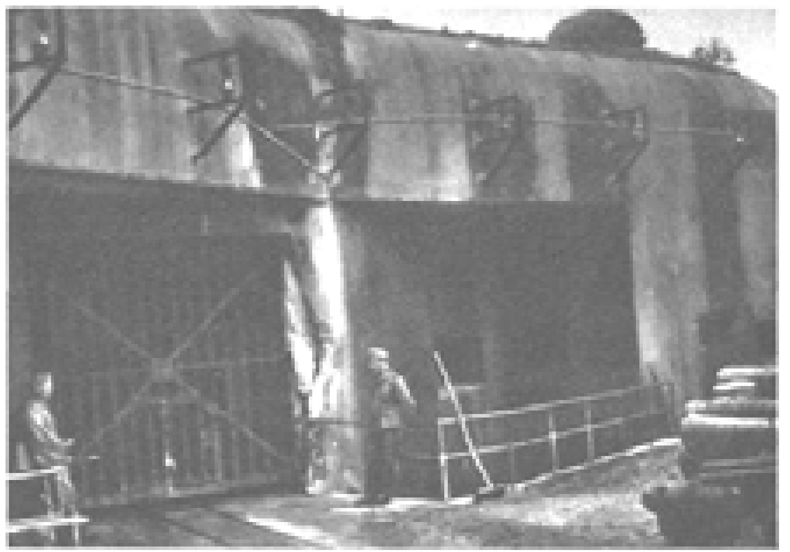
Deutschland hat an sei-nem Westwall nur wenige Jahre arbeiten können. Es hat auch aus den Erfahrungen des Weltkrieges, nicht zuletzt aber auch aus dem Bau und der Anlage



Der Beobachter am Teleskop sitzt auf dem Leitstand, wie aus dem Kreis des Bildes auf der linken Seite ersichtlich ist. Die Rohre des Teleskops münden in das Ausgangs-loch des Sehrohrs (siehe Pfeil links oben).

Tief unter dem Leitstand des Turmes und dem Befehls-stand der Artillerie befindet sich das Schaltwerk des Panzerwerkes, von dem aus die gesamte Maschinerie des komplizierten Panzerturmes und des ganzen Werkes bedient wird (Bild rechts).





Der Eingang in ein großes Panzerwerk der Maginotlinie liegt gewöhnlich mehrere Kilometer hinter den Gefechtstürmen. Elektrische Schmalspurbahnen, deren Gleis auf unserem Bilde erkennbar ist, sorgen für den Transport von Munition, Lebensmitteln, Verstärkungen und Ablösungen.

der Maginotlinie gelernt und in seinem Westwall ein ganz anderes, moderneres, aufgelockerteres und elastischeres System an seiner Grenze errichtet, das zwar weder in der sogenannten „Wartezeit", noch später in dem westlichen Krieg seine Bewährungsprobe zu bestehen brauchte, sie aber zweifellos bestanden hätte, wenn es notwendig gewesen wäre. Während der deutsche Westwall sich tief ins Hinterland staffelt, war die Maginotlinie ein Befestigungswerk, das in der Anordnung seiner Hauptwerke, Zwischenwerke und Großgruppen in der Linie die beste Verteidigungsmöglichkeit bieten sollte. Ungeheuer stolz waren die Franzosen darauf, daß ihre Großgruppen viele Stockwerke tief in die Erde reichten, daß, gegen jeden möglichen Beschuß geschützt, die Besatzungen ruhig schlafen und essen konnten, daß sogar Eisenbahnen zwischen den Hauptwerken verkehrten. Sie berauschten sich an dem technischen Wunderwerk, sie benebelten sich gewissermaßen und schufen, wie bereits angedeutet, dadurch den ausgesprochenen Defensivgeist, der, als es ernst wurde, den französischen Soldaten von 1940 zuweilen sehr bedeutend von dem der Jahre 1914 bis 1918 unterschied.

Immerhin — in der Zeit vom September 1939 bis zum Juni 1940 hatte der deutsche Soldat, der im Vorfeld zwischen Westwall und Maginotlinie kämpfte, zumal derjenige, der den Polenfeldzug, die Aktion Norwegen, die Offensive durch Holland, Belgien und Nordfrankreich nicht mitmachen durfte, einen schweren Stand. Er war auf ein verhältnismäßig schmales Kampffeld beschränkt, auf dem er Außerordentliches leistete, aber er atmete befreit auf, als auch für ihn der Befehl zum Angriff und Vormarsch erging und er es erleben durfte, daß die komplizierte Maschinerie aus Beton und Stahl der Maginotlinie vor dem Angriffsgeist und der Moral der deutschen Soldaten zusammenfiel wie ein Kartenhaus.

Der Offizier von heute

Von Oberstleutnant Matthaei

Mit der Feuerprobe des polnischen Feldzuges und den übrigen stolzen Waffentaten der Wehrmacht seit dem entscheidungsreifen Herbst 1939 hat der deutsche Offizier jene Bewährung erhalten, die das Leben und der harte Dienst des ersten Waffenträgers der Nation einmal von ihm fordern mußten — der Offizier, vom General bis zum Leutnant, und mit diesen auch der Unteroffizier. Es genügt heute nicht mehr allein die Beziehung auf die stolze Überlieferung eines ewigen deutschen Soldatentums, es genügt heute nicht mehr, den friderizianischen Fähnrich hervorzuholen, der anständig zu sterben wußte, oder das Bismarcksche Wort anzuführen von dem Leutnant, den uns keiner nachmacht, wenn dies alles auch heute noch wahr bleibt. Es genügt auch nicht mehr, allein auf die Auswirkung des Vorbildes jenes stahlharten, fahlgewordenen und unerbittlich seine Pflicht tuenden Frontoffiziers des Weltkrieges zurückzugehen oder auf die eiserne Erziehungsschule der Reichswehr: der Offizier von heute, welcher zu Lande, zur See und in der Luft vor die Bewährungsprobe seines Lebens gestellt war, dieser Offizier hat eine eigene Prägung, die, bei der Erziehung und Ausbildung der Truppe im Frieden



Vor dem Feind bewährt — der Offiziersanwärter.



Der Leutnant der Infanterie.

selten nur erkennbar, im Feuer erhärtet ward und erst im Schlachtenlärm sichtbar hervorbrach.

Sie zeigte unvermittelt auch der weitesten Öffentlichkeit des Gesamtvolkes in seinen eindeutigen Umrissen und klaren Linien das Antlitz der Führer einer Berufsschicht, bei welcher die völkische Ausrichtung und die große Überlieferung, das sachliche Denken und Handeln und die Unnachgiebigkeit einer stummen Pflichterfüllung die ersten und einzigen Voraussetzungen der Leistung sind. Niemals wohl in der deutschen Geschichte und in der Entwicklung anderer Länder und Völker hat sich ein Führerkorps so entschlossen zur Tat, so selbstverständlich in der Bewältigung der Aufgabe, so pflichterfüllt gegenüber der rassischen Gemeinschaft des eigenen Volkes und so hart gegen sich selbst in der Durchführung der Befehle des Führers gezeigt, wie das Offizierkorps der deutschen Wehrmacht in jenen jagenden Wochen und Monaten, die seit dem 1. September 1939 die Heimat mit stolzem und aufgeschlossenem Herzen miterleben durften.

Die jugendlichen Generäle in den fünfziger Lebensjahren, die so sichtbar hervorgetreten sind, bedeuten einen ausschlaggebenden geistigen und soldatischen Wert der Wehrmacht überhaupt. Wenn die leuchtenden Uniform- und Gradabzeichen der Generäle oft ganz vorn bei den Truppen zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft zu sehen waren, wenn der Soldat sie neben sich im Feuer liegen oder auf der blanken Erde biwakieren sah, wenn die ruhige Sicherheit der Generäle und Kommandeure in den härtesten Gefechtslagen immer den bestimmenden Einfluß auf die Kampfhandlungen behielt, so sind das Tatsachen, deren Auswirkung auf die Truppe und deren Geist maßgeblich sein mußten. Aber in der gleichen Haltung sah die Truppe den ihr besonders nahen Offizier der unteren Dienstgrade, den Leutnant, und neben ihm den Unteroffizier. Der schnelle Aufbau der Wehrmacht hat die Verjüngung des Offizierkorps und der Unteroffiziere aller Grade bis nach unten hin durchgesetzt, und diese blühende Führerjugend im Offizierkorps ist heute die Wirkung einer politisch und rassisch aufgeschlossenen Zeit. Sie hat damit einen neuen Typus des Leutnants gezeitigt, welcher von entscheidender Bedeutung für die innere Haltung der Truppe ist.



Der Pionierleutnant und Stoßtruppführer vor dem Sturm.

Zahllose Kompanien und gleichgeartete taktische Gefechtseinheiten wurden von den jungen Leutnanten und Oberleutnanten geführt. Die gesamte soldatische, menschliche und taktische Verantwortung für anderthalb hundert. Mann lag und liegt so auf den Schultern von jungen Offizieren, die die ihnen fehlende längere Lebenserfahrung allein durch das Bewußtsein der Idee und durch einen hohen Grad von Selbstzucht, durch eine langjährige männliche Schulung und eine in der Not von Volk und Reich schnell reif gewordene innere Haltung zu ergänzen vermochten.

Der Artillerieleutnant auf einer B-Stelle.



So mag sich wohl, im ganzen gesehen, hier in sicheren Formen ein neuer, unserer Zeit gemäßer Typus entwickeln, der in den harten Jahren der Zeit nach 1918 und in der so reich bewegten Zeit nach 1933 in der Stille herangewachsen ist. Bei ihm ist die Schule des Körpers im harten Wettbewerb auf dem Rasen, in den Bergen auf Schneeschuhen und beim Schwimmen, am Gerät, auf dem Pferd und im Kraftwagen ebenso bedeutsam, wie die heilige Verpflichtung gegen die Väter, die im großen Kriege gekämpft hatten oder auch gefallen waren. Ein verinnerlichtes Soldatentum wuchs heran, und sie wurden sich dessen bewußt, daß auch sie in der soldatischen Geschlechterfolge einmal die Aufgabe haben würden, mit der Waffe für Deutschland zu kämpfen.

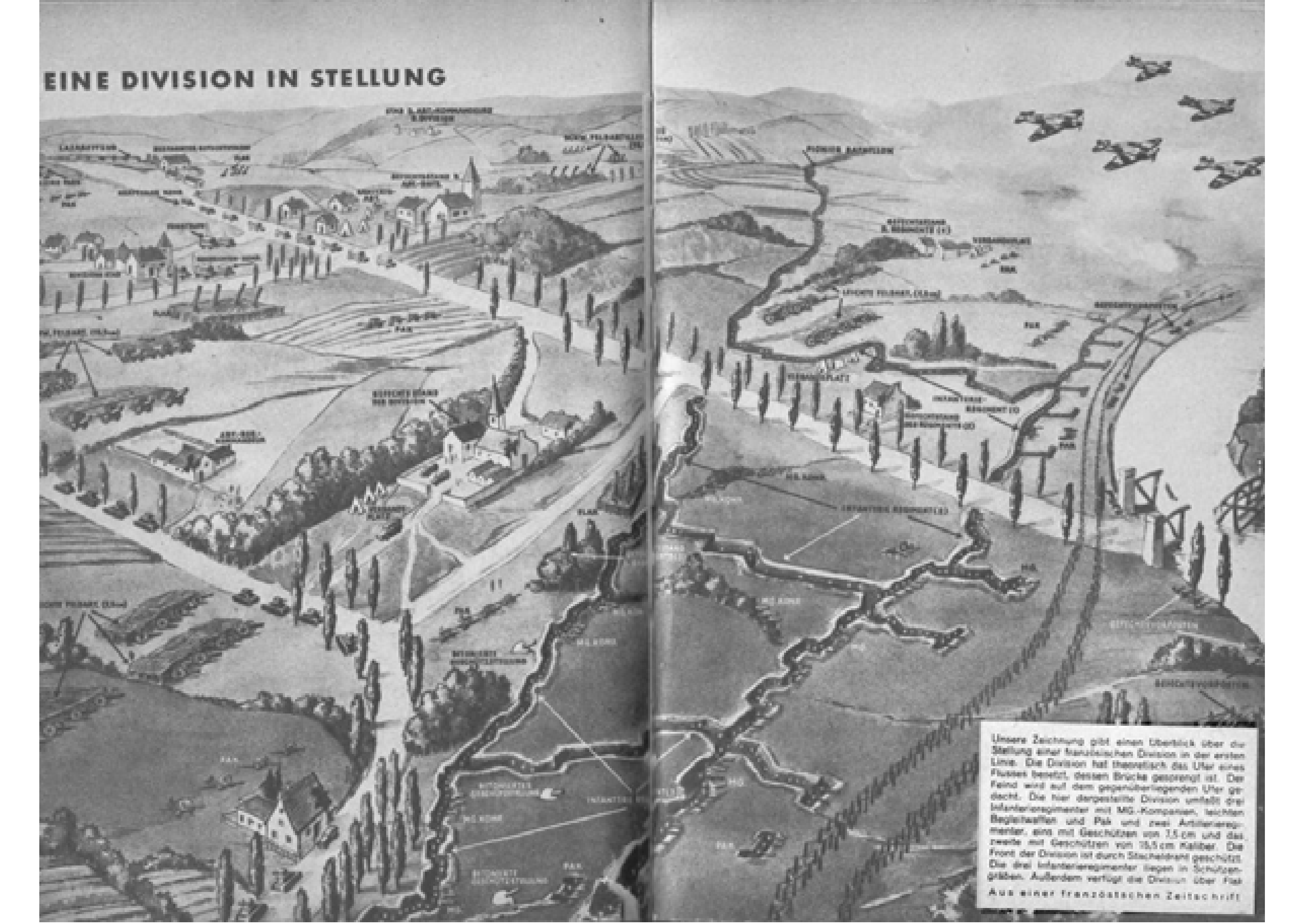
Auf solcher Grundlage ist die straffe und klare Haltung aufgebaut, die vor dem Ernst des Todes und vor der Verantwortung für die unterstellte Truppe keiner Mützenkordel und keines Schulterstückes mehr bedarf, sondern allein durch das Beispiel wirkt. In ihr liegt aber auch das Verhältnis des Offiziers zum Soldaten ohne Dienstgrad und zum unterstellten Unteroffizier begründet. Es beruht auf einem früh gereiften Ernst, auf einer selbstverständlichen harten Pflichterfüllung ohne große Worte über Einsatz und Opfer, auf der sicheren Erkenntnis der Staatsaufgaben und auf dem schon früh und erst recht als Offizier geübten tätigen Mitgehen mit dem heißen Drang der deutschen Jugend im großdeutschen Freiheitskampf. Ein sauberes innerliches Herrentum, welches im Offizier vorhanden sein muß, wenn er gehorchen und befehlen können will, war so von vornherein der Anerkennung der Untergebenen auch der älteren Jahrgänge sicher. Ausgezeichnet militärisch ausgebildet, ein Könner in seinem Handwerk, innerlich getragen von der Aufgabe seiner hohen Pflicht, geübt in Menschenkenntnis und Menschenführung, klar in seiner völkischen Ausrichtung, rassisch ohne Tadel und durch Erziehung und selbsterlernte oder schulmäßige Bildung dem Soldaten überlegen, so war und ist der junge Offizier in verantwortungsvoller dienstlicher Stellung der rechte Führer seiner Soldaten, denen er zu jeder Zeit das Beispiel ihres Handelns durch sich selbst vorschreibt. Und im kameradschaftlichen Verkehr mit seinen Männern kommt dann jenes ideale Verhältnis wieder zum Durchbruch, welches König Friedrich, der einen Soldaten wahrlich auch nichts schenkte, mit den Grenadieren des Siebenjährigen Krieges verband. Die Sorge um das Wohl der Truppe, die innerliche Selbstzucht ihres Führers, dessen sittlicher Kern in der rauschenden und blutigen Melodie des Krieges immer wieder hervorleuchtete, das macht das Verhältnis zu seinen Soldaten aus und erlaubt ihm auch, zu weit älteren Reservisten jene saubere Kameradschaft, die in dem menschlichen Verständnis für den einzelnen bei einem zünftigen Trunk und einem derben Scherz ihre landsknechtmäßige Betätigung findet.

Die Soldaten der Feldzüge 1939/40 sahen, daß ihre Offiziere, der junge Leutnant und Oberleutnant, immer die ersten am Feinde waren, und vor jedem Zuge der Gefallenen liegt mit stillem, bleichem Antlitz ein Offizier, der verstanden hatte, was vorsterben heißt, und der im bewußten Einsatz des eigenen Ich der Truppe das unauslöschliche Beispiel des Opfers gab. Die Wirkung solchen Einsatzes beweist das Ergebnis des Feldzuges, und sie bleibt in alle Ewigkeit. Unzählige Beispiele liegen vor, von allen Waffengattungen und Wehrmachtteilen. Überall, wo die Krise im Gefecht sich fühlbar machte, wo Störungen der Kampfhandlungen eintraten, wo Stockungen hinderlich wurden und die Verzweiflung sich heranschlich, wo die Nerven die Belastung kaum noch zu tragen schienen, da war es der Offizier aller Dienstgrade, der im blitzschnellen Entschluß handelnd und befehlend selbst zupackte, die Lage wiederherstellte und durch eine einzigartige und einheitliche geistige Haltung die Mannschaft zum Siege mitriß.

Aus solchem harten und sauberen Holze ist der Offizier von heute geschnitzt; eine zweihundertjährige soldatische Überlieferung hat er erhal-ten und ausgebaut und, fest wurzelnd in der nationalsozialistischen Idee, im Glauben an das ewige Deutschland dem Gipfel entgegengeführt. Ein stolzes Beispiel ist gegeben, und die Aufgabe, die dem Offizier bis jetzt gestellt war, ist vorbildlich erfüllt.



EINE DIVISION IN STELLUNG

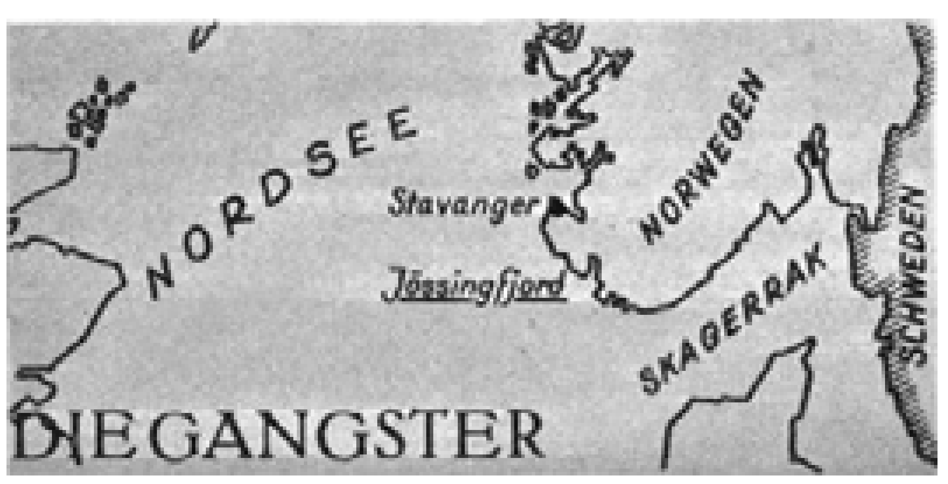


Unsere Zeichnung gibt einen Überblick über die Stellung einer französischen Division in der ersten Linie. Die Division hat theoretisch das Ufer eines Flusses besetzt, dessen Brücke gesprengt ist. Der Feind wird auf dem gegenüberliegenden Ufer gedacht. Die hier dargestellte Division umfaßt drei Infanterieregimenter mit MG.-Kompanien, leichten Begleitwaffen und Pak und zwei Artillerieregimenter, eins mit Geschützen von 7,5 cm und das zweite mit Geschützen von 15,5 cm Kaliber. Die Front der Division ist durch Stacheldraht geschützt. Die drei Infanterieregimenter liegen in Schützengräben. Außerdem verfügt die Division über Flak.

Aus einer französischen Zeitschrift

IV. KAPITEL

Feldgraue Nordlandfahrt



DIE GANGSTER vom Jössingfjord

Von Kapitän Heinrich Dau
seinerzeit Kommandant der „Altmark“

Im Osten steigt fahl die Morgendämmerung auf. Es wird Tag. Allmählich zeichnet sich die norwegische Küste ab – schroffe zerfurchte Felsen, Schneebänder, Bergkulissen, die den Horizont verhängen.

Wir alle auf der „Altmark“ sind sonderbar wortkarg. Sechs Monate liegen hinter uns, in denen wir kein Land und kaum ein Schiff gesehen haben, außer dem Panzerschiff „Admiral Graf Spee“, das wir seit Kriegsbeginn als Troßschiff begleitet haben. Sechs Monate liegen hinter uns, sechs Monate voller Spannung; als Begleitschiff des „Graf Spee“ mußten wir unerkannt bleiben, aber auch nach dem tragischen Ende des schönen deutschen Panzerschiffes kam es für uns nach wie vor darauf an, unentdeckt durch die feindlichen Schiffahrtslinien und Blockadesperren zu kommen.

Nun haben wir es geschafft. Vor uns liegt norwegisches Land, neutrales Land, in dessen Hoheitsgewässer wir bis zum Skagerrak, also in die unmittelbare Nähe der Heimat, fahren können. Unter dem Schutz der norwegischen Neutralität sind wir sicher.

Das ist die Ansicht aller Männer auf der „Altmark“, bevor die kommenden Ereignisse uns belehren.

Die Norweger interessieren sich merkwürdig intensiv für die „Altmark“, die unter der Reichsdienstflagge fährt; sie interessieren sich mehr für uns, als wir wünschen, denn in unserer Lage bedeutet fremdes Interesse nur Zeitverlust.

Schon bei Christiansund taucht ein norwegisches Torpedoboot auf – „Trygg“ hieß es – und fordert uns durch Signale zum Stoppen auf. Der Kommandant kommt an Bord, beschränkt sich im großen und ganzen aber doch auf Fragen, wie sie zu Kriegszeiten bei Eintritt in neutrale Gewässer üblich sind.



Das Panzerschiff „Admiral Graf Spee“, das bis zu der Seeschlacht vor der La Plata-Mündung Handelskrieg im Atlantik führte. Vor dem Gefechtsmast der wuchtige vordere Drillingsturm.

Die „Altmark“ hat Gefangene an Bord, über 300 Mann, einstmals Besatzungsmitglieder der Schiffe, die „Graf Spee“ versenkt hat. Die Anwesenheit des norwegischen Offiziers an Bord benutzen diese Gefangenen, die in den Lagerräumen der „Altmark“ gut untergebracht sind, zu einem regelrechten Ausbruchsversuch. Als der mißlingt, veranstalten sie ein Höllenkonzert, um den Norweger auf sich aufmerksam zu machen. Glücklicherweise geht der Lärm im Kreischen der wegen der Frostgefahr in Gang befindlichen Ladewinden unter, und der Offizier bemerkt nichts, aber ich bin gezwungen, die Gefangenen unter Deck zu halten und zur Strafe auf Wasser und Brot zu setzen. —

Der Aufenthalt, den uns der Kommandant des „Trygg“ verursacht, ist nicht der letzte. Bei Aalesund werden wir zum zweitenmal, einige Stunden später zum dritten- und auf der Höhe von Bergen zum viertenmal aufgehalten. Ich erhebe Protest über Protest und bitte schließlich sogar die deutsche Gesandtschaft in Oslo um Intervention - aber zunächst nützt mir das gar nichts; ich verliere in der Auswirkung der Aufenthalte einen ganzen langen Tag, und das kann für uns verhängnisvoll werden. Vom südlichen Südatlantik bis in die Hoheitsgewässer Norwegens waren wir unentdeckt geblieben. Hier in Norwegen, wo wir meist weniger als eine Seemeile vom Ufer entfernt fuhren, mußte der englische Nachrichtendienst uns aber unter allen Umständen aufspüren. Wir konnten alarmierten englischen Seestreitkräften im Skagerrak eben nur dadurch entgehen, daß wir die norwegischen Gewässer mit äußerster Eile hinter uns ließen. Jeder kann sich vorstellen, was ein verlorener Tag unter solchen Umständen zu bedeuten hatte. —

Die „Altmark“ ist bereits in der Nähe von Stavanger. Sie hat es plötzlich scheinbar gar nicht mehr eilig, denn ich kann nun erst tief in der Nacht nach der dänischen Küste hinüberwechseln.

Schon seit zwei Tagen begleiten uns ein, manchmal zwei norwegische Torpedoboote. Wenn alles gut geht, müssen wir am nächsten Morgen dänische Gewässer erreicht haben und dem Zugriff der Engländer endgültig entzogen sein.

Es geht nicht gut. Gegen 14.00 Uhr werden drei Flugzeuge gesichtet und als Briten ausgemacht. Sie fliegen dicht über die „Altmark“ hinweg und verschwinden dann in westlicher Richtung. Die norwegische Neutralität scheint sie nicht zu interessieren.

Ein Vorspiel, das zu denken geben könnte; aber ich bin so völlig überzeugt, daß die Engländer nur bluffen wollen und keineswegs im Ernst daran denken, in den norwegischen Gewässern etwas gegen die „Altmark“ zu unternehmen, daß ich mir zunächst nicht die geringsten Sorgen mache, obwohl ich seit langem weiß, welche Rolle die „Altmark“ mit den 300 britischen Gefangenen an Bord in der englischen Propaganda spielt.

Eine knappe Stunde später wird die britische Drohung bereits massiver, denn steuerbord voraus taucht plötzlich ein Verband britischer Seestreitkräfte auf, ein Kreuzer und fünf Zerstörer, und damit nehmen die Ereignisse ihren Anfang, die in der kommenden Nacht mit dem Piratenüberfall auf die „Altmark“ enden sollten.

Die Briten, die zunächst parallel mit der „Altmark“ außerhalb der Hoheitsgrenze fahren, ändern plötzlich ihren Kurs und staffeln näher an mein Schiff heran.

„Steuern Sie west“, morst mit dem Scheinwerfer der britische Kreuzer zu uns herüber. Ich nehme von dem Signal keine Notiz; was geht mich in fremdem Hoheitsgebiet ein englisches Kriegsschiff an? Westkurs hätte uns in das offene Meer geführt.

Zwei der britischen Zerstörer haben inzwischen rücksichtslos die Grenze des Hoheitsgewässers überfahren. Die Situation wird bedrohlicher. Plötzlich löst sich auf einem der Zerstörer ein Schuß, und eine Granate schlägt in das Kielwasser der „Altmark“ ein.



Proviantübernahme von der „Altmark“ auf „Graf Spee“.



Der erste Versuch der Engländer, „Altmark“ zu entern. Ein feindlicher Zerstörer — „Intrepid“ — fährt unmittelbar vor dem Jössingfjord hinter die „Altmark“; die Entermannschaft steht bereits bewaffnet an der Reling. Durch ein geschicktes Rudermanöver wird der Zerstörer jedoch abgedrängt.

Das norwegische Torpedoboot „Skarv“, das uns um diese Zeit begleitet, will anscheinend versuchen, die Engländer zur Vernunft zu bringen; es fährt dicht an einen der Zerstörer heran, der darauf den Kurs ändert und seewärts steuert. Der zweite Zerstörer benutzt dagegen diese Gelegenheit, uns nach See zu abzudrängen. Ich drehe scharf an die Küste heran, so daß nunmehr der Engländer sich rückwärts zwischen „Altmark“ und dem Ufer herausziehen und abdrehen muß.

Ein zweiter Zerstörer scheut sich nicht, dicht an uns heranzukommen. Deutlich erkennen wir an seiner Reling einen Haufen von Matrosen in Stahlhelm und Lederjacke, Karabiner oder Pistolen in der Faust — eine Entermannschaft.

Es wird ernst. „Altmark“ dreht hart backbord, und dem Zerstörer wird sein geplantes Anlegemanöver verpatzt. In sehr schräger Lage wird es, wenige Meter von unserem Heck entfernt, durch das wild aufwirbelnde Steuerbordschraubenwasser der „Altmark“ zurückgeworfen.

Alles dies spielt sich in unmittelbarer Nähe der Mündung des Jössingfjords ab, in den ich nun hineinsteure. Mit der Weiterfahrt ist es ja doch zunächst aus, da die „Altmark“ unfehlbar eine Beute der Briten werden muß, sobald sie die norwegischen Hoheitsgewässer verläßt.

Unter dem Bug der „Altmark“ schiebt sich die Eisfläche auseinander, die einen großen Teil des Fjordes bedeckt.

Ich fahre weit in den Jössingfjord hinein und bringe mein Schiff zum Stehen. Zwei norwegische Torpedoboote sind uns gefolgt; sie stoppen etwa 400 Meter hinter der „Altmark“ auf und bleiben nebeneinander liegen.

Ich weiß jetzt, daß die Briten nicht nur bluffen wollten, sondern daß sie den Befehl hatten, sich der "Altmark“ mit Gewalt zu bemächtigen. Aber daß sie in den Fjord selbst hineinkommen können, daran glaube ich auch jetzt noch nicht.

Da, wo die „Altmark“ liegt, ist der Fjord etwa 550 Meter breit. Links und rechts erheben sich steile Felsen, auf deren Bändern der Schnee leuchtet. Es ist vollkommen still. Die Schatten der Berge werden dunkler, der Abend bricht herein. Es ist nahe an 22.00 Uhr.

Ich habe buchstäblich seit eineinhalb Wochen meine Kleider nicht mehr abgelegt und die Brücke nicht verlassen. Jetzt, denke ich, hier in diesem Fjord, werde ich wenigstens ein paar Stunden Ruhe haben. Zum erstenmal seit eineinhalb Wochen beginne ich mich in meiner Kammer auszukleiden.

Da aber surrt zweimal das Telephon, das Signal, das irgend etwas los ist. Ich gehe auf die Brücke.

Von draußen leuchtet der Scheinwerfer eines offenbar vor der Mündung des Fjords passierenden Schiffes in den Fjord hinein. Der Lichtkegel tastet über die steilen Ufer, sucht das aufleuchtende Eis ab und bleibt auf der „Altmark“ liegen. Dann erlischt er plötzlich, alles ist wieder ... dunkel und still wie zuvor.

„Wird ein norwegisches Kriegsschiff gewesen sein, das an der Küste patrouilliert“, sage ich zum Wachhabenden Offizier.

„Hoffentlich“, antwortet er, und ich gehe wieder in meine Kammer, werde aber schon sehr bald zurückgerufen. Ein Schiff läuft in den Fjord ein. Ich lasse es anleuchten, und wir alle sind der Ansicht, daß es der norwegische Minenleger „Olav Tryggvason“ ist, ein Schiff, das wir bereits vor Bergen kennengelernt haben und das nach unserer Ansicht zur Verstärkung der norwegischen Torpedoboote in den Fjord eingelaufen ist.

Ich lasse den Fremden mit dem Scheinwerfer anmorsen: „Sind Sie norwegisch?“

Keine Antwort erfolgt, obwohl ich das Signal ein paarmal wiederholen lasse. Erst zwanzig Minuten später leuchtet auf dem fremden Schiff die Morselampe auf:

„Brauchen Sie Schlepperhilfe? Bringen Sie an Backbordseite eine Jakobsleiter aus!“

Scheinbar sicher liegt ,,Altmark" im Innern des norwegischen Fjordes.



Zwei Minuten später wiederholt sich das Signal. Der Fremde scheint also wirklich ein Norweger zu sein. Dann jedoch morst es von dem fremden Schiff herüber: „Drehen Sie bei, oder ich eröffne das Feuer auf Sie!“

Noch immer weiß ich nicht, wer das fremde Schiff ist, das uns mitten in einem norwegischen Fjord einen solchen Befehl gibt. Auf alle Fälle lasse ich die Besatzung wekken und gehe ein paar hundert Meter weiter in den Fjord.

Wieder kommt das Signal: „Drehen Sie bei, oder ich eröffne das Feuer auf Sie!“

Der Scheinwerfer der „Altmark“ ist jetzt auf den Bug des Fremden gerichtet, denn an der Bugwelle will ich feststellen können, ob und wann sich das Schiff in Bewegung setzt.

Wenige Minuten sind vergangen, da gerät das Wasser vor dem Bug des Fremden tatsächlich in Bewegung. Es ist jetzt kein Zweifel mehr möglich, daß der Fremde ein Engländer ist und daß er die Absicht hat, uns anzugreifen. –

Die Mannschaft der „Altmark“ war unbewaffnet, und ich hatte jeden Gedanken an bewaffneten Widerstand von vornherein fallen gelassen. Denn vom ersten Augenblick an war mir klar, daß die ungeheuerliche Verletzung der norwegischen Neutralität durch die Engländer eine Angelegenheit von weittragender politischer Bedeutung war und daß ich nichts tun durfte, was die britische Propaganda unter Verdrehung der Tatsachen ohne Zweifel als einen Angriff ausgelegt haben würde; die Schuld der Engländer mußte hundertprozentig feststehen. –

Ich gebe den Befehl, die Boote auszuschwingen und Vorbereitungen zur Sprengung des Schiffes zu treffen. Allerdings hätte ich das Schiff erst versenken können, wenn vorher die Gefangenen, die seit ihrer Revolte eingeschlossen in ihren Decks saßen, auf irgendeine Art ausgeschifft worden wären. Ob das unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war, würde fraglich sein. . . .

Das englische Schiff – es ist der Zerstörer „Cossack“, wie sich später herausstellte – kommt näher und dreht nach Steuerbord. Ich manövriere so, daß ich es hinter dem Heck behalte, und gehe im gegebenen Augenblick mit voller Kraft zurück. Ich will, wenn irgend möglich, den „Cossack“ ans Ufer drücken. In der Höhe seiner Brücke wird der Zerstörer vom Heck der „Altmark“ auch getroffen. Trotzdem gelingt es dem Schiff, unter höchster Maschinenkraft an der „Altmark“ vorbeizukommen. Das am Ufer gestützte Eis hat mein Manöver vereitelt – „Cossack“ schliert am Steuerbordhinterschiff der „Altmark“ vorbei und kommt frei.

In Lederröcken, Stahlhelme auf den Köpfen, Pistolen, Maschinenpistolen, Karabiner in den Händen, hängt die Entermannschaft des „Cossack“ außenbords an der Reling; sie benutzt die wenigen Sekunden, die der Zerstörer an der „Altmark“ entlangschleift, um unter wildem Geschrei auf mein Schiff überzuspringen.

Von meinen Leuten sind noch einige beschäftigt, das hintere Backbordboot auszuschwingen. Sie sind die ersten, die den Briten vor ihre Pistolen kommen. Wie die Wilden schießen die edlen Söhne Albions auf sie. Der Steward Stender, der Heizer Path, der Steward Bremer und ein paar andere brechen im Feuer zusammen.



Die Aufnahme wurde am Nachmittag vor dem Überfall des „Cossack“ auf die „Altmark“ gemacht. Als die Engländer das Feuer eröffneten, wurde die Kamera getroffen und der Film durchlöchert. Die beiden Pfeile weisen auf die durch die Pistolenkugel hervorgerufene Beschädigung des Films.

Auch vom „Cossack“ wird, als er die „Altmark“ in geringem Abstande passiert, geschossen.

Flüche, Schimpfworte, Schüsse, Schreie der Getroffenen, Befehle, die von der Brücke des Zerstörers herübergebrüllt werden ein furchtbares Durcheinander. In Gruppen verteilen sich die Engländer über das ganze Schiff und treiben mit vorgehaltenen Pistolen die Mannschaften vor sich her. Am vorderen Backbordboot arbeiten noch ein paar Leute, als die Engländer auf sie schießen. Ein Mann wird getroffen; der Bootsläufer, den er hält, rauscht aus, das Boot stürzt auf das Eis and bleibt gekentert liegen. Die Leute, die schon im Boot waren, halten sich an den Manntauen fest. Unter den Kugeln der Engländer lassen einige sich fallen und versuchen, über das Eis das nahe Ufer zu erreichen. Aber der Scheinwerfer des „Cossack“ spielt über die Eisfläche und hält unbarmherzig jeden in seinem Lichtband, der sein Leben zu retten versucht Noch am Ufer, an dem eine Straße entlang führt, werden einige von den britischen Kugeln getroffen. Selbst die Leute, die in Wasserlöcher gefallen sind und krampfhaft versuchen, sich am Eisrand emporzuziehen, werden unter Feuer genommen. Der Heilgehilfe Steffen verliert dabei sein Leben. Es ist wie eine Treibjagd auf Menschen. . . .

In wenigen Minuten hat sich alles abgespielt. Ich stehe auf der Brücke, auf der plötzlich unter Führung eines Offiziers ein paar bewaffnete Eng-



Das Piratenschiff „Cossack“ hat die Gefangenen der „Altmark“ entführt, die sich beim Einlaufen in einen englischen Hafen an der Reling des Zerstörers zusammendrängen, um sich von den Engländern als „Helden“ feiern zu lassen.

länder erscheinen, die mit vorgehaltenen Pistolen Offiziere und Mannschaften der „Altmark“ vor sich hertreiben.

Die Engländer sind ungeheuer nervös. Sie fuchteln mit ihren Pistolen in der Luft herum und brüllen unaufhörlich: „Hands up, Hands up!!“, ich habe keine Ahnung, wovor sie Angst haben. Meine einzige Sorge ist jetzt, das Schiff auf das Ufer zu setzen. Als der Maschinentelegraph ein paar Sekunden lang unbeobachtet ist, stelle ich ihn auf „Äußerste Kraft zurück“. Der befehligende Offizier der Engländer, der den Telegraphen auf „Stop“ gestellt hat, legt den Hebel wieder um — ich stelle ihn wenige Sekunden später wieder auf „Zurück“.

Das Spiel wiederholt sich ein paarmal.

„Are you the pilot? („Sind Sie der Lotse?“) hatte mich der Brite beim Erscheinen auf der Brücke gefragt, und ich hatte mit „Yes“ geantwortet, denn „pilot“ konnte schließlich alles Mögliche bedeuten.

Ich erreiche, was ich erreichen will. Plötzlich knirscht und kracht es, ein leichtes Beben geht durch das Schiff, dann wird es still. Die „Altmark“ ist auf das Ufer gesetzt.

Mir ist ein Zentnergewicht vom Herzen gefallen, und ich habe nun, als der Engländer mich noch einmal fragt, keine Veranlassung mehr, ihm zu verschweigen, daß ich der Kapitän des Schiffes bin. Erst jetzt wird ihm klar, wie töricht er sich benommen hat. Er fragt mich nach den Gefangenen und fordert mich auf, ihn zu ihrer Freilassung hinunterzubegleiten. Zum Erstaunen der Briten — übrigens auch zu meinem eigenen, denn ich hatte die Gefangenen wegen ihrer Revolte auf Wasser und Brot gesetzt — treten viele von den Gefangenen an mich und den Gefangenenoffizier heran und bedanken sich mit Handschlag für die gute Behandlung, die ihnen an Bord der „Altmark“ zuteil geworden war.

Ich gehe, von einem schwerbewaffneten britischen Soldaten begleitet, in meine Kammer, um ein paar Sachen zu packen, die ich in die Gefangenschaft mitnehmen

will. Wir alle zweifeln keine Sekunde daran, daß die Engländer uns mit nach Hause nehmen wollen. Gerade als ich die Tür aufklinke, überrasche ich einen der edlen Briten, der gerade dabei ist, meinen Schreibtisch nach mitnehmenswerten Dingen zu untersuchen; später müssen ich und eine ganze Reihe meiner Offiziere und Mannschaften feststellen, daß die Führerbilder in den Kammern von den Briten zerschlagen und alles Mögliche gestohlen worden ist. Ein paar Kammern sind völlig ausgeplündert. Gentlemen . . .

Ich werde auf die Back geführt, wo sich ein großer Teil der Mannschaft zusammengefunden hat. Der Schiffsarzt ist der letzte, der über den Laufsteg zur Back gelangen will. Ihn erfaßt der Scheinwerfer des „Cossack“, und schon schlagen neben ihm Geschosse ein.

„Don't shoot! That's the german doctor!“ rufen in diesem Augenblick die Gefangenen, die bereits vom „Cossack“ übernommen worden sind. Der Doktor erfreute sich ihrer besonderen Wertschätzung. Das Feuer wird eingestellt, der Scheinwerfer erlischt, „Cossack“ verschwindet.

Der verbrecherische Überfall ist zu Ende.

Ich lasse die Toten und Verwundeten auf dem Schiff und auf dem Eise sammeln. Sechs Mann sind tot, einer ist vermißt, auch ihn muß man heute zu den Toten rechnen. Von den Schwerverwundeten stirbt einer am nächsten Tag an seinen schweren Verletzungen.

Eine traurige und schwere Arbeit harrt des Schiffsarztes. Die Verwundungen, fast ausnahmslos Unterleibsschüsse, sind sehr schwer; fast scheint es, als ob die Engländer Dumdum-Geschosse benutzt haben, denn die Ausschußöffnungen sind fünf bis sechs Zentimeter breit; manchmal könnte man sogar die ganze Faust hineinstecken.

Die Verletzten halten sich tapfer, als der Arzt sie behandelt. Er kann sie, da die Zeit drängt, nicht narkotisieren. Einen Schluck aus der Kognakflasche für jeden Verwundeten — und dann walten Messer und Nadeln ihres Amtes. Keiner der Verwundeten jammert oder schreit.

Es ist vier Uhr morgens, als der letzte Verwundete versorgt und verbunden ist.

*

Einige Zeit später ist die „Altmark“, obwohl sie das Ruder verloren hat und die Schraubenflügel mehr oder weniger schwer beschädigt sind, wieder fahrbereit. Was keiner von uns während des Überfalls im Jössingfjord auch nur zu träumen gewagt hatte, wird Wahrheit. Wir kehren auf der „Altmark“ in die Heimat zurück. Sieben deutsche Seeleute haben wir im Norden gelassen — die ersten deutschen Toten auf norwegischem Boden.

Mehr als ein halbes Jahr waren wir unterwegs, ohne jemals Land unter den Füßen gehabt oder gesehen zu haben. Nicht einmal ein Schiff, außer dem „Admiral Graf Spee“, war in unsere Nähe gekommen. Niemals hatten wir mehr, und das war schließlich auch die Ursache unserer erfolgreichen Heimkehr gewesen, als eine Mastspitze oder die Brücke eines fremden Schiffes zu Gesicht bekommen.

Viel hatten wir erlebt — in der Zusammenarbeit mit dem Panzerschiff „Admiral Graf Spee“, eine spannungsreiche Zeit nach dem Ende des Panzerschiffes lag hinter uns, und schließlich hatte wenige Tage vor der endgültigen Heimkehr der verbrecherische Überfall auf die „Altmark“ unserer einsamen Fahrt über die Meere noch einen letzten dramatischen Akzent aufgesetzt.

Nun waren wir daheim, von den Unseren und von der Heimat mit stürmischem Jubel begrüßt. Was wir bei der Einfahrt in den ersten deutschen Hafen an Gewißheit mitbringen und empfangen durften, war, daß man uns auch jetzt noch, und gerade jetzt, würde brauchen können.

*

Der Überfall im Jössingfjord auf „Altmark“ hatte zur Folge, daß, um ihr Alibi zu wahren, selbst die englandhörigen Politiker und Zeitungen Norwegens sich über den britischen „Neutralitätsbruch“ beklagten. Dabei aber blieb es, und die norwegischen „Proteste“ wurden in London ad acta gelegt, ohne daß Norwegen sich darüber aufregte.

Der Fall Jössingfjord wurde dennoch zum Anstoß der politischen Entwicklungen, die in den nächsten Wochen diesem Ereignis folgen sollten. Trotz der offensichtlichen Neutralitätsverletzung begannen die Engländer, norwegisches Hoheitsgewässer mit Minen zu belegen und die Besetzung Norwegens mit Einverständnis der norwegischen Regierung vorzubereiten.

Mit der jungen Erinnerung an einen britischen Piratenüberfall kehrte „Altmark“ nach Deutschland heim; blutlebendig wurde diese Erinnerung, als am 9. April unsere Soldaten an Bord der Transportschiffe unserer Kriegsmarine gingen - Kurs Norden . . .



THE STARTERS PISTOL?

„Die Pistole des Starters“ überschreibt die englische Zeitschrift „The Daily Mail“ vom 10. April 1940 diese Zeichnung, in der sie dem „deutschen Kriegsgott“ Mars die Einleitung des Norwegen-Feldzuges unterschiebt, obwohl dokumentarisch nachzuweisen ist, daß mit der Sicherung der norwegischen Neutralität durch Deutschland lediglich einem britisch-französischen Überfall vorgebeugt wurde.

9. April 1940 — zu Schiff nach dem Norden.

„... wenn sie schießen, werden wir uns in einen feuerspeienden Vulkan verwandeln ...“

Von Oberleutnant z. S. Grosser und Leutnant z. S. Schmoeckel

Drontheim, im April 1940

„Morgen 0900 Uhr seeklar“ stand eines Tages auf einer schwarzen Tafel am Fallreep unseres Schiffes. Endlich der erlösende Befehl, auf den die ganze Besatzung seit langem mit Spannung wartete. Überall wußte man, daß irgend etwas in der Luft lag, aber keiner konnte sich auch nur ein annäherndes Bild verschaffen, was das sein konnte.

Strahlender Sonnenschein lag am nächsten Morgen über unserem Schiff, aber keine Anzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Inseegehens waren festzustellen. Statt dessen: Alle Mann achteraus zur Ansprache des Kommandanten. Wir alle sind überrascht und enttäuscht, scheinbar ist es wieder nichts mit der ersehnten Unternehmung gegen England. Voller Erwartung stehen wir achtern auf der Schanze vor unserem Kommandanten und hören begeistert von unserer neuen Aufgabe; dennoch hatte der Kommandant sehr ernst gesprochen, und wir wußten, daß ihre Lösung schwer werden würde.

Sofort nach dem Wegtreten begannen die Vorbereitungen. Sämtliche Wohnräume der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften im Batteriedeck wurden geräumt und für Kameraden von der Armee hergerichtet. Kurz nach Vollendung dieser Vorbereitungen trafen dann auch schon drei lange Eisenbahnzüge ein und hielten vor dem Schiff, vollbeladen mit Soldaten, Maschinengewehren, Flammenwerfern, Pioniergerät, Munition und Proviant. Unmöglich schien es, das alles an Bord unterzubringen; denn auf einem modernen Kriegsschiff ist der Raum ohnehin schon äußerst knapp.

Aber das gute Zusammenarbeiten zwischen der Schiffsführung und den Offizieren des Heeres, das kameradschaftliche Entgegenkommen zwischen Seeleuten und Gebirgsjägern und die allgemeine Begeisterung, ein ganz großes, kriegsentscheidendes Unternehmen durchzuführen, wirkten Wunder. Kurz vor Dunkelheit waren sämtliche Waggons leer, alles war an Bord, und Kriegsmarine und Heer saßen zufrieden und fröhlich beim gemeinsamen, wohlverdienten Abendessen.



Das Wetter ist schlecht auf der Fahrt unserer Kriegsschiffe nach den norwegischen Häfen. Um so größer ist dafür die Aussicht, von den Engländern nicht gesichtet zu werden.



Mann an Mann drängt sich die Landungstruppe an der Reling unserer Kriegsschiffe zusammen und wartet auf die Ausschiffung, nachdem die kritischen Situationen bei der Einfahrt in die Häfen überwunden sind

Zwei Stunden später waren die Leinen los, der Kriegsmarsch nach Norden begann.

Am nächsten Morgen wurde man geweckt durch das schwere Stampfen und Schlingern des Schiffes. Es mußte schwere See draußen sein; denn wenn so ein dickes Schiff wie das unsere so tobt, mußte schon was los sein, und wirklich: Windstärke 7—8, schwere See und schlechte Sicht. Der Wettergott schien es gut mit uns zu meinen, denn wir entzogen uns dadurch der englischen Luft- und Seeaufklärung. Mit Höchstfahrt kämpften die einzelnen Einheiten gegen die schwere See; bis hoch über die Brücke zischten die Brecher, die ganze Back war unter Wasser und nicht zu betreten.

Zunächst ging unser Vormarsch planmäßig weiter, ohne auf irgendeinen Feind zu stoßen. Aber nicht lange dauerte es, da kam auch schon der voraus-geahnte Angriff. Schrill und unbarmherzig reißt uns, die wir auf Kriegs-Freiwache sind, die Alarmglocke

Bald sind die Häfen Norwegens von unseren Soldaten gesichert, und das schwere Material kannvon Transportschiffen nachgebracht werden.



Mit allen Mitteln wird der Nach-schub nach Norwegen befördert. Auch Luftlandetruppen, die jüngste Waffengattung unserer Wehrmacht, werden eingesetzt.

aus dem Schlaf. Da geht's auch schon los: Schwere, dumpfe Erschütterungen schei-nen den riesigen Schiffskörper regelrechte Sprünge zur Seite ausführen zu lassen; das können nur schwere Bomben sein, die auf der Wasseroberfläche detonieren. Sechs o-der sieben Stück zählen wir, aber keinen Treffer.

Bald danach hüllt uns die schützende Dunkelheit wieder ein und entzieht uns weiterer Feindberührung. So gern wir uns auch endlich einmal mit dem Engländer herumgeschlagen hätten, mußten wir dennoch nach Möglichkeit ihm ausweichen, denn unsere Aufgabe war, unsere kostbare Menschen- und Materialladung sicher und unversehrt nach Drontheim zu bringen, und die Durchführung dieser Aufgabe durfte nach Möglichkeit nicht durch das Risiko eines Gefechtes gefährdet werden. Ganz sollte uns das allerdings nicht gelingen. Nachdem eine ganze Nacht und ein halber Tag Höchstfahrt uns hoch in das Nordmeer hatten vordringen lassen und wir unserem Ziele schon ganz nahe waren, kam plötzlich ein Funkspruch eines unserer Begleit-Zerstörer: „Bin im Gefecht mit englischem Zerstörer.“ Bald darauf ein zweiter von der Führung, der uns den Befehl gab, unseren Zerstörer zu entlasten und selbst den Gegner anzugreifen. Mit Hartruder scherten wir aus der Formation und nahmen Kurs auf den Feind. Nach wenigen Minuten erwischten wir ihn.

„Klar Schiff zum Gefecht“, kreischt die Alarmanlage, alles auf Gefechtsstation. Wir sitzen tief unten unter Panzerdeck auf unserer Gefechtsstation und können, wie gestern den Bombenangriff, auch heute den Verlauf des Gefechtes nur akustisch wahrnehmen durch das Dröhnen der Aufschläge und das Donnern der eigenen Salven. Aber die Meldungen im Gefechtsfernsprecher geben auch uns hier unten ein genaues Bild des Kampfes. Als der Engländer unser dickes Schiff plötzlich sieht, glaubt er zunächst, es mit einem eigenen Kreuzer zu tun zu haben, aber welch furchtbares Erwachen, als unsere ersten Brocken zu ihm herüberlangen. Jetzt beginnt ein wahrer Hexentanz für ihn. Salve auf Salve unserer schweren Artillerie läßt jedesmal unser Schiff leicht erbeben, dazwischen das helle Aufbellen der leichten Geschütze.

Unter dem Flugzeug, das mit Kurs Norwegen nach Norden steuert, liegt das reizvolle Bild der dänischen Hauptstadt.

Wir schießen wieder einmal aus sämtlichen Knopflöchern, wie wir es nennen.

Dazwischen immer die kurzen, knappen Meldungen der Gefechtsbeobachter: „Volltreffer in die Brücke des Gegners“, „schwere Detonation im Achterschiff“, „Gegner zeigt starke Schlagseite“, „schweres Schwarzqualmen verdeckt das Ziel“.

Plötzlich fällt bei uns im Raum alles durcheinander, ein ganz hartes Drehen legt das Schiff stark auf die Seite, wir sehen uns ernst an, aber da kommt auch schon die Meldung von oben: „Haben mehrere Torpedolaufbahnen ausmanövriert.“ Scheint ein zäher Bursche zu sein, dieser Tommy, wenn er jetzt noch versucht, Torpedos zu schießen. Langsam geht es mit ihm zu Ende. Er liegt völlig auf der Seite, seine Waffen sind ausgefallen, er ist wehrlos. Unsere Artillerie schweigt. Einige Minuten später noch ein kurzer Luftblubber auf dem Wasser, und die Engländer sind um einen Zerstörer ärmer. 40 Überlebende nehmen wir bei schwerstem Seegang und mitten in feindlichen Gewässern, gestoppt liegend, an Bord.

Ein Funkspruch: „Habe Fühlunghalter versenkt“, beendet das Drama eines englischen Zerstörers.

Ein glücklicher Tag war das für uns, aber das Schlimmste stand noch vor uns: der Einbruch in den Drontheimfjord und die Landung unserer Truppen. Wir wissen, daß die Einfahrt nur einige hundert Meter breit ist und daß sie durch Batterien schwersten Kalibers geschützt ist. Aber wir müssen durch, und allen klingen noch die ruhigen Worte des Kommandanten in den Ohren: „Und wenn die Norweger doch schießen, dann werden wir uns in einen schreckenverbreitenden, feuerspeienden Vulkan verwandeln und alles niederkämpfen, was uns hindert.“



Der denkwürdige 9. April beginnt. Als wir kurz vor den Batterien im Drontheimfjord standen, sammelten wir uns erst mit unseren Zerstörern, die in Kiellinie sich hinter uns aufstellten. Auf Winnetous Pfaden schlichen wir uns so geräuschlos wie möglich heran, abgeblendet, in stockfinsterer, kohlpech-rabenschwarzer Nacht, bis wir ganz dicht heran waren. Dann gab es nur eins: Äußerste Kraft voraus und durch! Ein Bewachungsdampfer entdeckt uns plötzlich in seinem Scheinwerferkegel. Er morst uns an: „Name des Schiffes?“ Wir geben nach kurzer Pause einen langen „Senf“ rüber. Dabei werden einige Fehler eingestreut; dann fangen wir wieder von vorne an. Wir wollen Zeit gewinnen, die kritischen 20 Minuten haben begonnen. Schießen sie, schießen sie nicht? Alles fiebert vor Erregung. Es ist der spannendste Augenblick meines Lebens.

Der Norweger hat nicht verstanden, wunderbar, er gibt uns herüber: „Bitte wiederholen!“

Als dies geschehen ist, haben wir die schlimmste Ecke schon überwunden. Da blitzen auch an Land Scheinwerferkegel auf. Jedem Scheinwerfer, der uns anleuchtet, wird entgegengeleuchtet, damit er wirkungslos wird. Schon haben wir die Hälfte der Strecke passiert.

Immer noch fällt kein Schuß. Langsam fangen wir an, aufzuatmen. Da blitzt drüben Mündungsfeuer auf, jämmerlich bellen ihre Geschütze uns nach. Aber nach zwei Salven unserer schweren Artillerie sind wir aus dem Bestreichungs-winkel der Batterien heraus. Wir sind durch, wir haben es geschafft.

Dicht hinter den Batterien stoppen einige unserer Zerstörer und werfen ihre eingeschifften Heeressoldaten an Land, die die Batterien sofort besetzen sollen, damit keiner von den Engländern, die aller Voraussicht nach gleich hinter uns kommen werden, mehr durch kann.

Wir setzen unseren Weg fort. Es bleibt nur wenig Zeit, bis wir Drontheim erreichen werden. Diese Zeit wird kräftig ausgenutzt zum Klarmachen: Aussetzen unserer Truppen. Fallreeps werden ausgebracht, die Beiboote klargemacht zum Aussetzen, Proviant, Munition und Gepäck für unsere feldgrauen Kameraden an Deck gemannt. In dieser Zeit sind wir auch schon dort. Der Ort liegt friedlich vor uns. Keine Menschenseele ist zu sehen. Es war ja auch noch ganz früh am Morgen. Kaum ist der Anker gefallen, da sind unsere Boote auch schon ausgesetzt.

Nun kommen die Truppen dran. Die sind froh, endlich das Schiff verlassen zu können. Die Schaukelei ist ihnen doch gelegentlich unangenehm gewesen, besonders unheimlich war ihnen aber die Ballerei gestern, als wir den englischen Zerstörer versenkten, und heute früh. Ehe es sich die Norweger versehen, sind so viele Truppen an Land, daß nichts mehr passieren kann. Alle wichtigen Punkte sind besetzt.



Schiffbrüchige eines vernichteten englischen Zerstörers werden von einem deutschen Kriegsschiff gerettet.

Kampf und Ende des Kreuzers „Blücher“

Von einem, der dabei war

„Die Landung der deutschen Truppen ist an allen Stellen von Oslo bis Narvik gelungen, eine in der Seekriegsgeschichte bisher einzig dastehende Leistung. Beim Einlaufen in die Häfen wurde von der Kriegsmarine anfänglicher Widerstand gebrochen. Vor Oslo brachten unsere Schiffsgeschütze schwerste Küstenbatterien zum Schweigen. Beim Niederkämpfen einer 28 cm-Batterie erhielt der Kreuzer „Blücher“ schwere Beschädigungen. Er stieß beim weiteren Vordringen auf eine von den Norwegern gelegte Sperre und ging durch mehrere Minentreffer verloren.

Der Kreuzer Karlsruhe wurde nach Überwindung ähnlichen starken Widerstandes in Christiansand, nachdem er die Landung der Truppen sichergestellt hatte, schwer beschädigt und sank.“

Aus dem Bericht des OKW vom 10. April 1940.

Es ist stockfinster. Wir auf dem Kreuzer „Blücher“ wissen, daß wir das Kattegat hinter uns haben und dicht vor dem Oslo-Fjord sein müssen. Die Gefechtsstationen des Kreuzers sind besetzt. Ich finde wie die meisten meiner feldgrauen Kameraden keinen Schlaf, denn jetzt wissen wir, daß es ernst wird.

„Blücher“ hat den Fjord erreicht. Undeutlich können wir links und rechts hohe Berge, dünn bewaldet und mit Schnee bedeckt, ausmachen. Das ist also ein norwegischer Fjord; er sieht wirklich so aus wie auf den Ansichtskarten und den Bildern der KdF-Reisen. Wenn sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, läßt sich die Umgebung leicht erkennen. Auf beiden Seiten ist das Ufer nah.

Langsam und völlig abgeblendet läuft „Blücher“ in den Fjord ein. Wenn man an der Reling steht, kann man das Phosphoreszieren des vorübergleitenden Wassers deutlich beobachten.

„Klar Schiff zum Gefecht! Klar Schiff zum Gefecht!“

Alle Lautsprecher des Schiffes geben den Befehl des Kommandanten, Kapitän z. S. Woldag, weiter. Ruhig und entschlossen klingt die Stimme.

Es ist ziemlich genau um Mitternacht.

Die Matrosen der Kriegsfreiwache, die noch nicht auf Gefechtsstation sind, sausen wie ein geölter Blitz davon. Wir Landser unter Deck fühlen uns in unserer Haut reichlich unbehaglich. Unsere blauen Kameraden oben an Deck dürfen kämpfen. Aber wir selber können nichts tun als warten. Wir können unsere Knarren und MG. nicht klarmachen und mitkämpfen. Wir dürfen selbstverständlich nicht mehr an Deck. Wie es draußen aussieht, wissen wir nicht, aber wir ahnen, daß die norwegischen Küstenbefestigungen vor uns liegen, und daß die kritischen Minuten noch keineswegs vorüber sind.

Wir haben uns um unseren Leutnant geschart. Der ist vollkommen ruhig und sagt etwas von einer „Feuertaufe“, auf die wir uns unter Umständen gefaßt machen müssen. Es scheint, er ist nicht davon überzeugt, daß die Norweger uns ohne Schuß durchlassen werden.

Wir sind es auch nicht.

Gut, es wird also Kampf geben, denn wir wissen, daß „Blücher“ als Spitzenschiff des deutschen Verbandes den klaren Befehl hat, das Einlaufen in den Oslo-Fjord unter vollstem Einsatz zu erzwingen. Wir fiebern vor Kampfspannung und brennen auf unsere „Feuertaufe“.

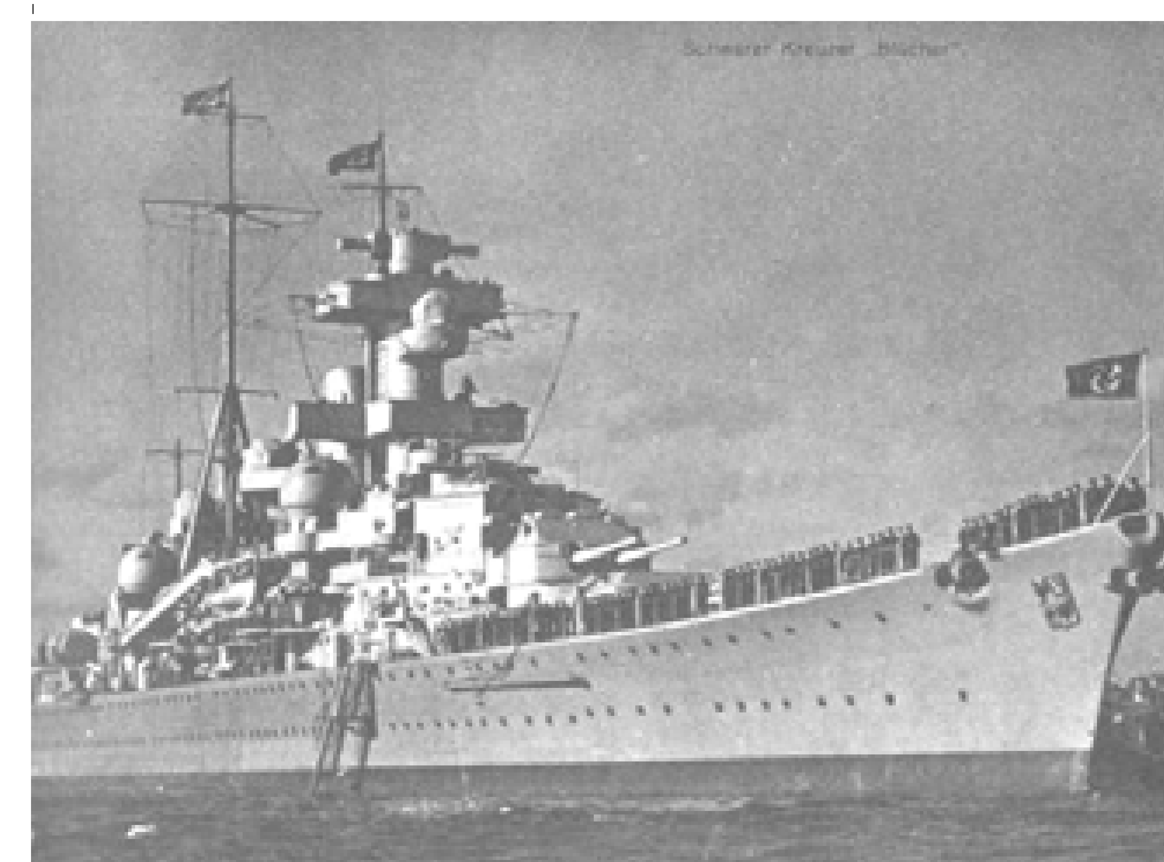
Ein Matrose kommt unter Deck und erzählt, daß „Blücher“ von starken Scheinwerfern angestrahlt wird. Mit dem unbemerkten Durchrutschen, mit dem in Wirklichkeit auch keiner von uns gerechnet hat, ist es also nichts.

Eine furchtbare Detonation. Das starke Schiff bebt in allen Fugen.

„Es geht los“, sagt unser Leutnant und steht auf. „Es ist besser, wir gehen weiter nach unten.“ Er hat kaum ausgesprochen, als ein furchtbares Dröhnen durch den Schiffsrumpf geht, und die Eisenplatten, auf denen wir stehen, vibrieren.

„Unser Turm schießt“, sagt jemand.

Es kann nicht anders sein: „Blücher“ ist von einem Küstenfort angegriffen worden und hat das Feuer erwidert. Eine neue Detonation, eine weitere, einmal schwächer, einmal ganz stark. „Blücher“ erzittert merklich. Das etwas entferntere Dröhnen hört auf. Offenbar schießt die feindliche Batterie nicht mehr. Sie ist niedergekämpft. Aber auch „Blücher“ muß schwer getroffen sein. Von einer Mine?
Von einem Torpedo? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß „Blücher“ sich die Einfahrt erzwungen hat.



Schwerer Kreuzer „Blücher“



Der Oslo-Fjord, in den „Blücher“ am 9. April einlief, um befehlsgemäß unter vollstem Einsatz die Einfahrt in den Hafen Oslo zu erzwingen.

Jetzt legt sich das Schiff langsam auf die Seite und richtet sich nicht wieder auf.

Ein paar Matrosen bringen Verwundete nach unten. Neben uns werden Hängematten zusammengeschnürt und Verwundete darauf gebettet.

Ein metallisches Rollen und Donnern ertönt.

„Vorsicht!“ ruft einer, und wir weichen zurück. An der an uns vorbeiführenden Laufschiene wird Munition zum Aufzug befördert. Obwohl zweifellos schwer getroffen, schießt „Blücher“ also offenbar immer noch. Den Matrosen, die die Munitionskästen schieben, steht der Schweiß in dicken Tropfen auf dem Gesicht.

„Was ist denn eigentlich los?“ frage ich, aber ich bekomme keine Antwort. Irgendwo donnert es dumpf. . .

„Blücher“ legt sich noch ein wenig auf die Seite, und nun muß man schon aufpassen, wenn man mit den nägelbeschlagenen Stiefeln nicht ausrutschen will.

Auf einmal fällt mir auf, daß der Puls des Schiffes aussetzt — das leise Vibrieren der Maschinen ist nicht mehr zu spüren. Bis zum letzten Herzschlag, scheint es, hat „Blücher“ gekämpft.

Die Kameraden, unter denen ich stehe — es mögen an die fünfzig sein —, sind vollkommen ruhig. Sie haben keine Angst, ich auch nicht, obwohl es uns mehr als ungewohnt ist, als Landser tief unten im Bauch eines kämpfenden Schiffes zu stecken.

Von irgendwoher kommt der Ruf „Feuer!“ Mit der Präzision einer Maschine weiß jeder von den blauen Kameraden, was er zu tun hat. In der nächsten Sekunde schon läuft ein Matrose mit einem roten Feuerlöschschlauch an mir vorbei.

Irgendwo auf dem Achterdeck muß es brennen, ziemlich weit von uns, denn es dauert eine ganze Weile, bis der Qualm zu uns dringt. In demselben Augenblick ruft uns auch schon durch das offene Schott jemand zu: „Alles an Oberdeck!“

Wir wissen jetzt, daß es ernst ist. Aber von einer Panik unter uns Landsern ist nichts zu spüren. Zuerst wird wohl ein bißchen gedrängelt, aber wohlwollende Zurufe der Matrosen wie: „Immer schön langsam und gemütlich!“ besänftigen die Gemüter im Nu.

Helles Tageslicht flutet durch ein Schott herein. Richtig, es ist ja schon kurz vor sechs Uhr morgens. Mit vollen Lungen atmen wir die frische Luft ein. Dicht vor uns, fast greifbar nahe, liegt das Land.

Vorsichtig klettern wir auf das schrägliegende Deck empor bis zum Wassergang an der Reling, wo man fest und sicher stehen kann.

„Blücher“ liegt so gekrängt, daß die Backbordseite kaum noch zwei Meter aus dem Wasser herausragt.

Noch immer kommen Männer aus den Luken des Vorschiffs. Ihre Ruhe ist bewundernswert. Vorsichtig klettern sie das Deck herauf und gruppieren sich an der Steuerbordreling.

Das Achterschiff brennt. Dicke Rauchwolken steigen empor und legen sich in Schwaden über den Fjord.

Wir wissen nicht so recht, was wir anfangen sollen. Irgend etwas, denken wir, wird schon passieren. Schließlich liegt kaum hundert Meter von uns entfernt eine Gruppe von niedrigen, felsigen Inseln. Selbst für einen schlechten Schwimmer wäre es keine Leistung, sie zu erreichen.

„Ruhe bewahren!“ ruft ein Offizier. „Es werden bald Boote kommen!“

Ein scharfes, zischendes Geräusch läßt mich unwillkürlich zusammenfahren. Man hat die Torpedos abgeschossen, damit sie nicht im Feuer explodieren. Infolge der starken Schlagseite des Schiffes stehen die Torpedorohre schräg, und die Torpedos sausen zunächst in die Luft, bevor sie auf das Wasser aufklatschen.

Wumm — wumm — wumm!

Der Kreuzer „Karlsruhe“, der nach Überwindung starken Widerstandes vor Christiansand sank, nachdem er die Landung der deutschen Truppen gesichert hatte.



Zweihundert Meter entfernt sind die Torpedos an dem Felsenufer explodiert. Deutlich spüren wir die starke Lufterschütterung.

Ich mache mein Koppel auf und ziehe Mantel und Stiefel aus. Meine Kameraden machen es mir nach.

Auf unserem Gefechtsmast blitzt eine violette Lichtscheibe auf. Ein Signal, das sich ein paar Minuten lang ständig wiederholt.

Da, wo die Wasserfläche des Fjords im Morgendunst verschwindet, blinken Antwortsignale.

„Die Rettung ist schon unterwegs“, sagt einer, aber die Entfernung des Blinksignals ist doch noch ziemlich groß.

„Worauf sollen wir noch warten,“ sage ich entschlossen und knöpfe meine Feldbluse auf. „Los, rein in den Bach! Die paar Meter werden wir schon schaffen.“

Vorsichtig rutschen wir das Deck hinab und stemmen uns in den Wassergang der Backbordseite ein. Matrosen schleifen Schlauchboote heran. Alles packt mit an, um die Dinger auszubreiten und über Bord zu bringen. Es klappt vorschriftsmäßig, genau wie im Manöver.

In absoluter Ruhe warten wir, bis sich die Schläuche der Gummiboote füllen. Immer wieder bewundere ich die Disziplin und Selbstbeherrschung nicht nur der Besatzung, sondern auch der Landser. Diejenigen von uns, die einiges Vertrauen zu ihrer Schwimmkunst haben, sind bereits ins Wasser gesprungen und abgehauen.

Unser Floß hat inzwischen genügend Tragfähigkeit bekommen. Als ich versuche hineinzuspringen, rutsche ich jedoch ab und mache Bekanntschaft mit dem eiskalten Wasser des Fjordes. Ein paar Fäuste ziehen mich ins Schlauchboot.

Unterwegs nehmen wir ein paar Schwimmer an Bord.

Wir brauchen nur kurze Zeit, um das Land zu erreichen. Aber ich bin so durchgefroren, daß mir die Glieder schlottern, und ich muß alle Energie zusammennehmen, um über die Felsen die Insel zu erreichen.

Ich wende mich um. Schwer klopft mein Herz. Da liegt unser „Blücher“, unser lieber, braver „Blücher“, ein brennendes Wrack, dem nicht mehr geholfen werden kann.

Ein paar von uns, Matrosen und Landser, paddeln mit Schlauchbooten hin und her zwischen „Blücher“ und der Insel und fischen ermattete Schwimmer auf.

Mitten auf unserer Insel steht in einer Mulde ein kleines Sommerhaus. Seine beiden Räume sind voll von Männern; ich zwänge mich zwischen sie und ziehe mir die nassen Kleider vom Leib. Wir massieren uns gegenseitig, um das Blut in den erstarrten Gliedern zu wärmen, und jeder hilft dem andern, so gut er kann.

Lange hält es mich nicht in der Hütte. Mit ein paar Kameraden gehe ich ans Ufer und komme gerade zu dem tragischsten Schauspiel meines Lebens zurecht. Der Koloß des Kreuzers, der bis dahin ruhig im Wasser lag, beginnt sich langsam zu drehen. Mit einer schraubenförmigen Bewegung verschwindet erst das Vorschiff, während das Heck sich aus dem

Wasser hebt und sich dabei herumwälzt. Dann gleitet das Schiff in die Tiefe.

Boote streben der Unglücksstelle zu, und auch von unserer Insel aus sind Schlauchboote unterwegs, um zu retten, was zu retten ist. Viele von den Matrosen auf unserer Insel, noch steif und durchnäßt, springen ans Ufer und ziehen die Männer an Land, die auf die Insel zuschwimmen.

Stumm stehen meine Kameraden und ich da. Wir sehen uns an; das Ende des schönen Schiffes würgt uns in der Kehle. Keiner sagt ein Wort.

Eine Stunde später.

Die Landser haben in der Nähe der Hütte offene Feuer angezündet, an denen die Kleider getrocknet werden. Die Offiziere haben bereits die Organisation der schiffbrüchigen Gemeinde in die Hand genommen. Der Vormittag vergeht.

Plötzlich sind unsere Flieger da. Zuerst eine Kette, dann noch eine, eine Staffel, eine Gruppe. Die Inseln, auf der sich die norwegischen Küstenbefestigungen befinden, werden wirksam bombardiert.

Wumm - wumm - wumm ...

An mehreren Stellen zugleich fängt das Fort an zu brennen. Wir winken mit Händen, Unterhosen und Taschentüchern, um den Fliegern anzuzeigen, daß wir Schiffbrüchige sind. Ganz niedrig fliegt eine Ju 52 über uns hinweg; wir können Piloten und Beobachter deutlich winken sehen.

Wir freuen uns kindisch. Unsere Flieger sind da — dann ist alles gut. Den ganzen Nachmittag brummt es über unseren Köpfen. Hin und wieder hören wir aus der Ferne das Feuer norwegischer Flak. Aber lange dauert es nicht. —

Im Laufe des Nachmittags kommt ein norwegischer Zollkutter in die Nähe der Insel. Einer unserer Offiziere tritt in die Hütte und stellt jedem frei, sich von dem Zoll-kutter an Land bringen zu lassen.

„Ich bleibe jedenfalls hier!“ erklärt er entschlossen. „Von den Norwegern lasse ich mich nicht zwingen, von der Insel zu gehen. Es kann nicht mehr lange dauern, bis unsere Kameraden uns Hilfe bringen. Wer von euch will mit den Norwegern mit?“



Der Hafen Bergens vom Flugzeug aus gesehen. Deutlich ist eine große Anzahl deutscher Schiffe, von denen aus unsere Soldaten in dem wichtigen norwegischen Hafen gelandet wurden, zu erkennen.

Keiner meldet sich, obwohl wir nichts zu essen haben und unsere Sachen noch naß sind.

„Danke sehr!“ sagt der Offizier und verläßt die Hütte.

Unten am Ufer hat eine Gruppe ein großes Feuer angemacht und brät dort angetriebene Fische, wahrscheinlich Opfer der Torpedoschüsse des „Blücher“. Auf dem Dach unserer Hütte bemerke ich einen Matrosen, der mit weißer Farbe auf das Pappdach das Wort „Essen“ malt. Das gilt den Fliegern, die dauernd in geringer Höhe unsere Insel überfliegen. Längst haben meine Kameraden auch ein Fliegersichtzeichen angefertigt — ein auf ein weißes Hemd gemaltes rotes Hakenkreuz.

Wieder erscheint der Zollkutter, der sich anscheinend wundert, daß kein Deutscher von seiner Hilfe Gebrauch machen will. Dann verschwindet er äußerst eilig, denn es erscheinen deutsche Kriegsschiffe.

Langsam nähern sich, an dem bombardierten Fort vorbei, zwei Torpedoboote, und nahebei entdecke ich ein Minenräumboot.

Wir sind gerettet. Alles winkt und schreit, obwohl wir selbstverständlich längst gesehen und gemeldet sind. Aber es ist wohl die große Spannung, die wir auf diese Weise abreagieren.

Ein Motorboot legt an und verfrachtet uns der Reihe nach.

Warme Suppe, heiße Eier, Grog, und dann gepennt, gepennt...

Wir haben ein schweres Opfer gebracht— aber Oslo ist besetzt. „Blücher“ hat seinen Befehl ausgeführt, das Einlaufen in den Oslo-Fjord unter vollstem Einsatz zu erzwingen; er hat ihn erzwungen— unter Einsatz seiner selbst.

Als wir aufwachen, hören wir, daß alle wichtigen Plätze Norwegens in deutscher Hand sind.

Auf Wacht in einem norwegischen Hafen.



Auf den Fersen der flüchtenden Tommies

Aus dem Tagebuch eines Mitkämpfers

„Gelandete britische Truppeneinheiten wurden — bei Namsos und Andalsnes — wirksam mit Bomben bekämpft ...“ meldete am 21. April, zwölf Tage nach dem Beginn der deutschen Norwegenaktion, der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht.
Mit überschwenglichem Jubel begrüßten Frankreich und England diese seit langem erstrebte „Ausweitung des Kriegsschauplatzes“, von der man sich im Lager der Feinde eine Zermürbung Deutschlands versprach. Es kam anders.

„Als es am 22. und 23. April unseren Truppen gelang, in Lillehammer und in Tretten über-raschend einzubrechen, stießen sie zum erstenmal auf englische, von Andalsnes vorgeworfene Kräfte und zersprengten sie. Völlig überrascht flüchtete der Feind unter Hinterlassen von Waffen und Gerät in Richtung Dombaas. Fast 200 Gefangene, darunter ein englischer Truppenstab und Kommandeur, fielen in deutsche Hand, mit ihm eine große Anzahl politisch und militärisch höchst bedeutungsvoller englischer Operationsbefehle und Dokumente ...“, hieß es in dem ersten zusam-menfassenden Bericht des Oberkommandos über das Unternehmen der Briten. Die erbeuteten Dokumente sollten bald darauf der Welt den Beweis dafür erbringen, wie stark in der Tat die Neutralität des Nordens durch England und Frankreich bedroht war. Ein paar Sätze aus den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht in den folgenden Tagen umreißen knapp und unerbittlich das Schicksal des feindlichen Expeditionskorps auf dem Boden Norwegens:

30. April 1940.

„Die von Oslo über Tynset nach Norden und die von Drontheim nach Süden vorgegangenen deutschen Truppen haben sich am Dienstag an der Bahn südwestlich Stören die Hand gereicht. Die Landverbindung zwischen Oslo und Drontheim ist damit hergestellt.“

In dem bergigen Gelände Süd- und Mittelnorwegens schlängelt sich die Straße häufig in Serpentinen die Berge hinauf und hinab und erschwert allein dadurch den deutschen Vormarsch.



2. *Mai 1940*

„Die Operationen in Norwegen zwischen Oslo und Drontheim sind in Verfolgungskämpfe übergegangen. Die Briten räumen überstürzt und in Auflösung das Gebiet um Andalsnes. Unübersehbare englische Vorräte sind bei Dombaas in die Hände unserer Truppen gefallen . . .“
„In rastloser Verfolgung der in wilder Flucht zurückgehenden Engländer haben die deutschen Truppen Andalsnes erreicht und um 15 Uhr dort die deutsche Reichskriegsflagge gehißt.“

4. *Mai 1940*

„. . . Deutschen Abteilungen, die von Drontheim aus nach Norden vorgingen, leisteten nur noch norwegische Truppen Widerstand, da die Streitkräfte der Westmächte den Raum von Namsos überstürzt verlassen haben."

5. *Mai 1940*

„Von Steinkjer nördlich Drontheim sind unsere Truppen im Vormarsch nach Norden. Namsos und Grong wurden genommen. Der Befehlshaber der in diesem Gebiet stehenden norwegischen Truppen hat bedingungslos kapituliert ...“
Einen Ausschnitt aus diesen Gefechten geben die folgenden Tagebuchnotizen eines Mitkämpfers.

Donnerstag, den ...

Auf der Fahrt an die Front. Ein strahlender Himmel wölbt sich über die norwegische Landschaft. Es ist warm. Aber an den Nordhängen der Berge klebt immer noch Schnee. Die Straße ist gut, aber eng und kurvenreich und oft tief in die steilen Berghänge hineingesprengt.

Lillehamrner bleibt hinter mir. Zahlreiche zerschossene Lastwagen säumen die Straße. Hier sind unsere Panzer weiter vorgestoßen und haben den weichenden Feind überrascht. Im Straßengraben die Zeichen wilder Flucht, umgekippte Autos, Munitionskästen, Waffen. In einem Waldstück finde ich khakifarbene Uniformen. Die Engländer haben sie auf ihrem überstürzten Rückmarsch liegenlassen. Nicht nur Uniformen, auch Unterzeug, Munition, Verbandzeug — ein ganzes Arsenal. Und dann Konserven, Fleisch mit Bohnen, Ölsardinen, Speck, Tee, Käse, Marmelade .... und alles in unvorstellbaren Mengen. Ganze Kompanien haben sich hier schon eingedeckt, und trotzdem liegen noch ungeöffnete Kisten da. Selbst einen Leichenwagen hatten die Tommies mit nach Norwegen gebracht. Jetzt liegt er schief im Graben, ein Baum hat die große Seitenscheibe eingedrückt.

Es ist 10 Uhr abends, in Deutschland also 11 Uhr, und immer noch ist es dämmrig hell. Gespensterhaft taucht ein Dorf auf, Ringebu. Es ist. vollkommen verlassen. Nur ein Hund drückt sich ängstlich zwischen den Häusern herum. Meinem norwegischen Fahrer ist nicht ganz wohl zumute. Immer wieder fragt er: „Sind deutsche Truppen vorn?“ Anscheinend hat er wenig Lust, zusammen mit mir den weichenden Engländern allzu nahe zu kommen.

Es ist Zeit, an die Nacht zu denken. Im Mondschein taucht ein großer Bauernhof auf. Kurz entschlossen wählen wir uns ihn zum Quartier. Türen und Fenster sind verschlossen, auf Klopfen und Rufen kommt keine Antwort. Ich durchstoße eine kleine Fensterscheibe und hake das Fenster von innen auf.

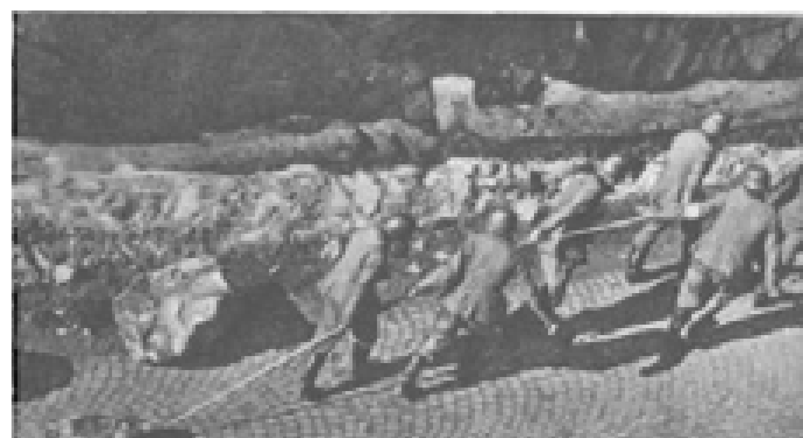
Auf dem Herd steht noch warmer Kaffee. Danke schön! In einer Gaststube warten zwei Betten auf uns. Die Pistole auf den Nachttisch, für alle Fälle, und gute Nacht!



Freitag, den ...

Wir fahren aus den Betten. Unwillkürlich greife ich nach der Pistole. Früh am Morgen wecken uns Stimmen. Die Hausbewohner haben den Wagen gesehen, die Spuren unserer Mahlzeit in der Küche und sind nicht weiter erstaunt, nun uns selbst zu finden

Zuweilen sind die Straßen tief in die Felsen eingeschnitten. Durch Sprengungen haben die Norweger versucht, das Vordringen der Deutschen zu verhindern. Aber unsere Soldaten beseitigen in kurzer Frist das Hindernis. Die schwersten Felsbrocken werden durch „Seillzug“ von der Fahrbahn entfernt — der Marsch kann weitergehen.





Durch zahlreiche Brückensprengungen hoffte man, die Deutschen aufhalten zu können. Von unseren Pionieren gelegte Notbrücken machten aber alle Hoffnungen zuschanden, und auch die vereisten Oberflächen der Fjorde und Seen wurden zu Marschstraßen, die auch für schwerere Fahrzeuge passierbar waren.

Sie waren über Nacht bei Bekannten oben auf dem Berg gewesen, wo sie sich sicherer fühlten. Sie sind voll Freundlichkeit und machen uns ein ausgezeichnetes Frühstück. Weiter geht es auf der Bergstraße. Immer enger wird das Tal. Von fern hört man die Geschütze der Artillerie. Wir biegen um eine Bergnase. Vor uns liegt Kvam. Das Bild wird immer kriegerischer — Kolonnen auf der Straße. Artillerie in Stellung, rauchende Häuser voraus. Verlassen steht eine fremde Pak am Straßenrand: Fabrique nationale d'armes, 25 Millimeter, also eine französische Kanone, vielleicht ein Mitbringsel der Engländer aus der Maginotlinie.

Im Giebel eines Bauernhauses liegt die B-Stelle einer Batterie. Im Hof wird gerade ein gefangener englischer Captain verhört. Er antwortet höflich und ausführlich auf alle Fragen, nur das, worauf es ankommt, hat er immer vergessen.

In langer Schützenreihe biegt eine Kompanie von der Straße rechts ab; sie rückt auf die steile Felswand zu. Es sind Gebirgsjäger, die beim Angriff auf die Tommies den Flankenschutz übernehmen sollen.

In steilen Windungen geht es bergaufwärts. Enger wird der Weg, tiefer der Schnee, durch den sich die Soldaten mit ihren Lasten vorarbeiten.



Nach der Landung der Engländer in Andalsnes und Namsos schöpften die Norweger, soweit sie sich noch nicht den Tatsachen gebeugt und die Sicherung ihrer Neutralität durch die Deutschen anerkannt hatten, neue Hoffnung. Auf dem Marsch nach Norden leisteten sie, zunächst allein, später gemeinsam mit den gelandeten Engländern, auf den verschneiten Wegen des mittleren Norwegens heftigen Widerstand. Schwerere Waffen wie Infanteriegeschütze (oben) und Panzerwagen (unten) wurden ein-gesetzt, um den Vormarsch zu erzwingen, den die Norweger, hauptsächlich im Kleinkrieg, zu hemmen versuchten. Immer wieder mußten die deutschen Soldaten längs der Straße in den aufgeschütteten Schneeböschungen in Deckung gehen, um sich überraschenden Feuerüberfällen der Gegner zu entziehen.





Norwegische Soldaten, die sich in einem Haus verschanzt hatten, wurden von unseren Truppen ausgehoben und abgeführt, an ihrer Spitze ein norwegischer Offizier.

Schweiß perlt ihnen von der Stirn. Es sind Steirer, glänzend aussehende Gebirgler mit braungebrannten Gesichtern.

Wir sind fast 1000 Meter hoch. Tief unten steigen blaue Rauchsäulen auf. Das Krachen der Einschläge hallt in donnerndem Echo bis zu uns herauf. Gegenüber liegt majestätisch das schimmernde Gletscherfeld des Heidalsmuen.

Mühsam stapft die Kolonne voran. Plötzlich Gewehrschüsse vor uns. Singend pfeifen die Geschosse durch die Zwergkiefern. Teufel, das klingt sehr nahe.

Von den Gebirgsjägern ist nichts mehr zu sehen. Hinter Felsen und Kiefernbüschen und im tiefen Schnee haben sie Deckung genommen. Von vorn kommt laut hallend die Stimme des Kompanieführers:

„Der zweite Zug rechts umfassend angreifen!“

Ein MG. knattert, zwei, drei Handgranaten detonieren, dann arbeiten sich unsere Steirer springend und laufend vor.

Das Feuer hat aufgehört. Vor uns liegt ein freier Platz, eine kleine Alm, und ganz vorn ein kleiner Heuschober. Von hier aus war auf uns geschossen worden. Aber jetzt sind die Schützen verschwunden.

Auf derselben Alm, nur 150 Meter entfernt, liegt ein kleines Blockhaus. Es ist voll von Frauen und Kindern. Ein Wunder, daß ein MG. nicht auch dieses Haus abgekämmt hat. Kurze Rast auf dem Gipfel, dann steigen wir ab in ein

Manche Häuser am Straßenrand gehen in Flammen auf. Im Sturmschritt lassen unsere Soldaten sie hinter sich.

Seitental. Rutschend und stolpernd geht es steil bergab. In den Ausläufern eines Dorfes vor uns erkennen wir im Glas einzelne Soldaten, die sich nordwärts bewegen und in Sprüngen über das Eis des Flusses Deckung nehmen. Sind es Deutsche oder Tommies?

Ein Spähtrupp wird ausgesandt. Mit drei Jägern arbeite ich mich schräg den Hang hinunter auf das Dorf zu. Mehrfach erhalten wir beim Abstieg Feuer, ohne zu wissen, von wem wir beschossen werden.

Vor uns liegt ein Verwundeter. Wir binden ihm den Arm ab. Da fegt auf einmal ein ganzer Hagel von Geschossen durch die Bäume. Wenn ich mich hinwerfe, bin ich ein gutes Ziel auf dem hellen Boden. Also drücke ich mich eng an eine Kiefer. Geschosse knallen dumpf beim Einschlag in die Bäume, Steinsplitter prasseln rechts und links. Der Feldwebel, der den Spähtrupp führt, springt plötzlich auf und wirft eine Handgranate. In weitem Bogen fliegt sie genau zwischen den Bäumen hindurch. Der Tommy schweigt. Noch eine Handgranate und nun in Sprüngen zurück!

„Granatwerfer wird eingesetzt", ruft einer. Hinter Bäumen und Felsblöcken lösen sich Gestalten und hasten zurück. Der Verwundete schwankt von Baum zu Baum, bis zwei Kameraden ihm helfen.

Unschätzbar war das Material, das die aus Norwegen flüchtenden Briten zurückließen.





Die starken Linien und Pfeile zeigen den Vormarsch unserer Truppen von Oslo aus nach Norden und von Drontheim aus nach Süden bis zu ihrer Vereinigung bei Stören. Die dünnen Linien und Pfeile kennzeichnen die Verfolgung der Engländer bis zu deren schließlicher Flucht aus Norwegen.

Es ist schon dämmrig und nichts Genaues mehr zu erkennen. Auf mehreren Blößen und Berghängen bekomme ich MG-Feuer. Drängt der Engländer nach?

Sonnabend, den...

Nein, er drängt nicht nach. Er setzt seinen Rückzug fort und räumt das Dorf. Wir haben drei Tote in dem Wald gelassen, in dem ich gestern Abend das Gefecht erlebte. Ich suche die Stelle auf, wo das MG uns plötzlich beharkte und finde die Einschläge der beiden Handgranaten. Dicht dahinter liegt, zusammengesunken, ein britischer Sergeant. Schläfenschuß . ... Ein deutscher und ein englischer Feldwebel haben hier also miteinander gekämpft.

Zwei Kilometer weiter vorn geht Infanterie hart kämpfend vor. Sie bekommt Feuer von allen Seiten. In dem unübersichtlichen Kieferngestrüpp kann man kaum zehn Meter weit sehen. Überall brennt das trockene Gras; dicke Rauchschwaden hüllen alles ein. Ein unheimlicher Kampf.

Panzer rollen auf einem Waldweg vor, aber der beizende Qualm nimmt den Schützen die Sicht. . .

Von hinten kommt Nachricht, daß 70 Kilometer hinter der Front 40 Engländer geschnappt wurden, darunter ein Oberstleutnant. Sie waren offensichtlich von ihrem Gros abgesprengt worden und hatten sich mehrere Tage in den Bergen herumgedrückt. Daher also das plötzliche Feuer, mit dem immer wieder vorgehende Kolonnen überfallen wurden . . .

Ein paar Tage später hat der letzte Engländer norwegischen Boden verlassen.

*

Im Laufe der ersten Maiwoche transportierten die Engländer ihre eigenen und die französischen Truppen aus Norwegen ab, wobei sie den örtlichen norwegischen Kommandanten in Unkenntnis über ihre Pläne ließen.

Um die gleiche Zeit, in der der letzte englische Transporter Norwegen verließ, liefen in den britischen Kinos Filme, in denen die Landung der Engländer auf norwegischem Boden und der „siegreiche" Verlauf der britischen Norwegenaktion gezeigt wurden.

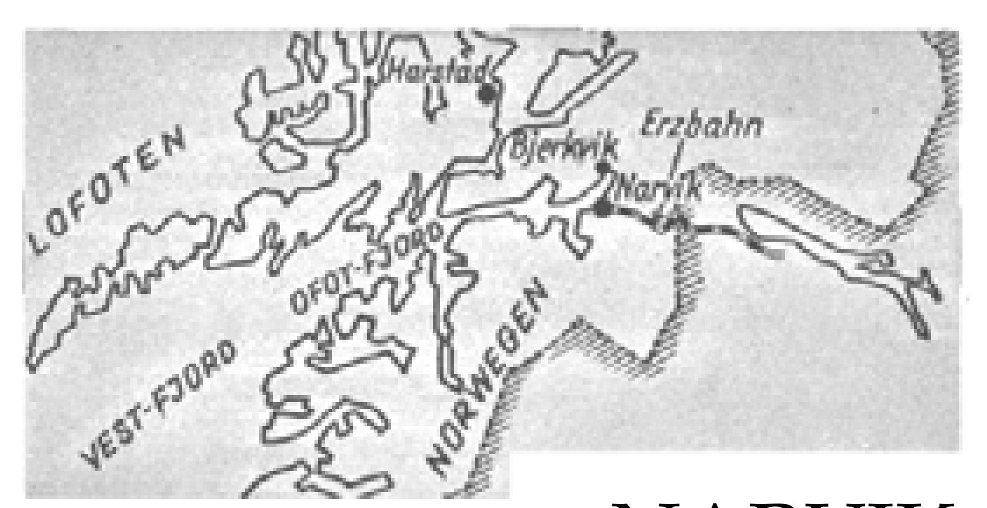
Schon als die letzten britischen Soldaten bereits „siegreich" wieder den englischen Boden erreicht hatten, berichteten englische und französische Wirtschaftszeitschriften von dem großen Verlust, den Deutschland nunmehr erlitten habe, nachdem es von seiner Erzzufuhr aus Skandinavien abgeschnitten sei.

Für die französischen und englischen Leser wird es einigermaßen beschämend gewesen sein, in ihren Zeitungen und Zeitschriften diese Spekulationen zu lesen, als alle Welt bereits wußte, wie das Norwegenunternehmen geendet hatte — mit der völligen Niederlage Englands und Frankreichs.



Deutscher Spähtrupp in Norwegen.

An dieser Stelle fanden die letzten Kämpfe in Norwegen statt, die mit der endgültigen Kapitulation der Norweger endeten.



NARVIK

Wir kämpften unter dem Polarhimmel

Von einem Zerstörerkommandanten

Mit dem Wort Narvik wird sich für ewig die Erinnerung an eine der schwierigsten und glanzvollsten Waffentaten der deutschen Wehrmacht verbinden. Als am 9. April 1940 Norwegen vor der britischen Besetzung gesichert und unter deutschen Schutz genommen wurde, landeten auch in Narvik, im äußersten Norden des Landes, auf Zerstörern deutsche Gebirgstruppen. Sehr bald wurden die deutschen Kriegsschiffe von weitaus überlegenen britischen Seestreitkräften angegriffen.

„In heroischem Einsatz", hieß es in dem zusammenfassenden Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht vom 19. April 1940, „nahmen unsere Zerstörer den ungleichen Kampf auf und verwehrten den britischen Streitkräften das Eindringen in den Hafen. Erst als die letzte Granate und der letzte Torpedo verschossen waren, zogen sie sich in das Innere des Fjords zurück, in dem Bestreben, nunmehr möglichst viel Material zu retten und Soldaten abzugeben für die weitere Verteidigung Narviks. Um das Anlandbringen der Besatzungen dieser Schiffe zu decken, legte sich einer der Zerstörer quer in den engen Fjord und hielt unter dem zusammengefaßten Feuer einer ungeheuren Übermacht mit den letzten Resten seiner Munition die Engländer ab. Dadurch sind alle deutschen Schiffe dem Zugriff des Feindes entzogen worden. Es war daher der feindlichen Übermacht nicht gelungen, auch nur ein deutsches Schiff zu versenken, solange es noch über Munition verfügte."

Am 17. April erst gelang es feindlichen Streitkräften, bei Harstad, sechzig Kilometer von Narvik, zu landen.

In dem folgenden Erlebnisbericht erzählt ein Narvik-Kämpfer, ein Zerstörerkommandant, dessen Schiff bereits am 10. Mai durch Torpedotreffer vernichtet worden war und der sich darauf mit der Besatzung seines Zerstörers der kämpfenden Landtruppe anschloß, das Heldenlied unserer Soldaten in Narvik.

Wir hatten gehofft, bald wieder den Rückweg zur Heimat antreten zu können, nachdem wir unsere Gebirgsjäger in Narvik an Land gesetzt hatten; doch das Schicksal wollte es anders. Trotz zahlreicher im Fjord von Narvik ausgelegter Sicherungsfahrzeuge gelang es im Morgengrauen des 10. April einer englischen Zerstörerflottille, unter dem Schutz einer starken Schneebö unbemerkt bis dicht vor die Hafeneinfahrt zu gelangen. Von dort aus eröffneten sie ein mehr oder weniger ungezieltes Artillerie- und Torpedofeuer auf alle im Hafen liegenden Schiffe. Doch nicht lange konnten sie



Nach stürmischer Fahrt haben unsere Zerstörer Narvik erreicht. Schneebedeckt liegt der Erzhafen vor ihnen. Zwei norwegische Panzerschiffe hatten unschädlich gemacht werden müssen, bevor unsere Gebirgsjäger ausgeschifft werden konnten.

Unmittelbar nachdem die Truppen Land unter den Füßen hatten, gruben sie sich in den verschnei-ten Hängen rings um die Stadt Narvik ein (Bild unten). Ihnen schlossen sich die Zerstörerbesatzungen an, die, als ihre letzte Granate verschossen war und ihr Führer, Kapitän z. S. und Kommodore Bonte, den Heldentod gefunden hatte, ebenfalls an Land gingen.

sich hier halten, denn ein Teil unserer Zerstörer war nördlich und südwestlich der Stadt in Nebenfjorden zu Anker gegangen, und so gerieten die englischen Streitkräfte in die Zange. In kürzester Zeit wurden drei von den fünf eingedrungenen Zerstörern versenkt und einer schwer beschädigt. Nur einer entkam mit hoher Fahrt nach Westen. Der englische Flottillenchef fiel auf seinem Führerboot „Hardy". Doch auch auf unserer Seite gab es Verluste. Kurz nachdem uns die Alarmglocken zum Gefecht gerufen hatten, wurde unser stolzes Führerschiff von einem englischen Torpedo getroffen und blieb schwer beschädigt liegen. Mit einer Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften fand dabei auch unser Führer, Kapitän zur See und Kommodore Bonte, den Heldentod für Führer und Reich.



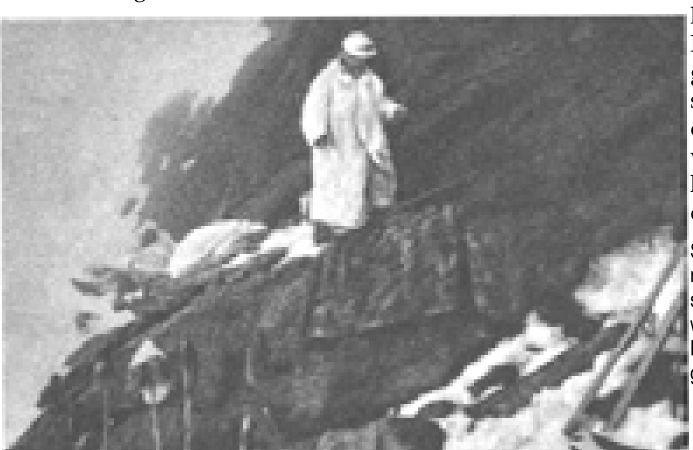
Am 10. April wurde unser stolzes, schönes Schiff durch einen unglücklichen Torpedotreffer schwer beschädigt. Während die Briten durch den schneidigen Angriff der anderen deutschen Zerstörer unter schweren Verlusten das Kampfgelände räumen mußten, gelang es uns, unser Wrack bei einem schwedischen Dampfer längsseit zu bringen. In der Erkenntnis, daß es nun unsere Aufgabe sein würde, in die Landverteidigung Narviks mit einzutreten, wurde sofort begonnen, alle noch brauchbaren Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu bergen. In wenigen Stunden gelang es, nicht nur



Überlegene britische und französische Seestreitkräfte legten sich bald vor den Erzhafen und beschossen die Stadt und ihre Umgebung. Nur wenige hundert Meter waren sie vom Ufer entfernt. Unsere Aufnahme wurde von einer deutschen Stellung aus gemacht.

Handwaffen und Munition, sondern auch Flak-Maschinenwaffen, ja sogar eine 3,7-Zentimeter-Flak an Land zu bringen. Während ein Teil der Besatzung noch die geborgenen Vorräte in beschußsichere Depots verstaute, gingen andere Soldaten bereits an das Ausbauen der uns zugewiesenen Bergstellung im Hafengelände. Noch lag hier meterhoher Schnee. Als die Stellungen ausgehoben waren, galt es, sie und die Besatzungen weiß zu tarnen. Aus Tischtüchern, Bettlaken und weißem Leinen wurden Schneemäntel gefertigt. Die Fallschinne, mit denen unsere Flieger Munition abwarfen, boten zunächst willkommene Tarnmöglichkeiten für unsere MG-Nester. So lagen wir 3 Tage später, als die Briten am 13. April das Hafengelände mit Artillerie aller Kaliber überschütteten, bereits gut geschützt hinter Felsen in Deckung, bereit zur Abwehr jedes etwa folgenden Landungsversuches.

Angesichts der schweren Verluste, welche die englischen Seestreitkräfte auch an diesem Tage durch unsere Zerstörer erlitten, blieb ein solcher Versuch aus. So erhielt die Gruppe in den nächsten Tagen genügend Zeit, ihre Stellung weiter zu festigen. Es wurden dabei die Besatzungen der anderen Zerstörer, die sich nach Verschießen ihrer letzten Munition und der anschließenden Sprengung ihrer Boote an Land gerettet hatten, zur Sicherung der Eisenbahnstrecke nach Schweden eingesetzt. Der Vorteil der vielseitigen Ausbildung unserer Seeleute zeigte sich bei der Übernahme vieler Sonderaufgaben, die sich aus der Lage ergaben. Ein Teil unserer Leute betätigte sich als Fahrer auf den Lastwagen, mit denen die zahlreichen Güter der im Hafen deutschen und feindlichen angetroffenen Handelsschiffe geborgen wurden. Technisches Personal nahm den Eisenbahnbetrieb wieder auf. Mit wehenden Mützenbändern fuhren unsere Männer ohne Mühe große Dampf- und elektrische Lokomotiven. Da das letzte Ende der Bahnstrecke nach Schweden noch von Norwegern besetzt war, wurde aus Erzloren und Stahlplatten ein behelfsmäßiger Panzerzug ausgerüstet, mit dessen Hilfe dann auch die Jäger sich in raschem Ansturm erfolgreich den Weg zur schwedischen Grenze bahnten.



Sehr schwierig gestaltete sich, namentlich für die Zerstörerbesatzungen, jeder Stel-lungswechsel, da das Gelände um Narvik zum größten Teil Hochgebirgs-Charakter trägt.

Ein Landflugplatz war nicht vorhanden, doch konnten große Flugboote im Inneren des Beisfjords gelegentlich landen und uns Nachschub aller Art bringen. Um das Ausladen zu beschleunigen, besetzten wir mit unseren Männern einen großen norwegischen Fischkutter.

Gar manches Mal ertönte der vertraute Glühkopfmotor, wenn es galt, trotz englischer Beschießung Personal und Material schnell zu übernehmen oder eine Maschine zum Start zu schleppen. Auch den Fährbetrieb über die beiden Narvik einrahmenden Fjorde übernahmen Seeleute, und manche abenteuerliche Fahrt wurde dabei zurückgelegt. Als Ende Mai unsere Sicherungsstreitkräfte im Süden von Narvik sich vor starker Übermacht zurückziehen mußten, haben unsere Männer mit Ruder- und Motorbooten den meisten von ihnen die Rückkehr ermöglicht und sie damit vor Gefangenschaft bewahrt.

Die Ausdehnung und Beschaffenheit des von unserer Besatzung zu sichernden Raumes machte es notwendig, daß wir uns auch auf den Bergen

Ständig beschossen die feindlichen Schiffe sowohl die Stadt Narvik als auch den in der Nähe gelegenen Ort Bjervik, obwohl sich hier überhaupt keine deutschen Stellungen befanden. Weithin war der Lichtschein der brennenden Gebäude bei Tag und Nacht zu sehen.



selbst betätigten. Daher wurde ein Teil der Kompanie auf Skier gestellt.

Da angesichts der Schwierigkeiten des Nachschubes befürchtet werden mußte, daß unsere kleine Schar auf die Dauer der starken feindlichen Übermacht nicht standhalten könne, wurde von Anfang an die systematische Zerstörung der strategisch wichtigen Erzbahn vorbereitet. Unsere Sperrspezialisten legten unter Führung eines Pionierhauptmanns den riesigen Erzkai in Trümmer. Auch die gesamte elektrische Oberleitung der Bahn mußte daran glauben. Weiter wurde die Sprengung aller Brücken vorbereitet. Die Bedienungen der geborgenen Flakwaffen schufen inzwischen mit Findigkeit und Energie aus Erzloren und Holzbohlen Pivotierungen für ihre Waffen. Mehrere Abschüsse hat die Flak im Laufe der Zeit für sich buchen können und damit schönsten Lohn für alle Mühe geerntet.

Nördlich von Narvik hatten unsere Gebirgsjäger das Militärlager Elvegardsmoen besetzt; die zahlreichen dort vorgefundenen Waffen und Ausrüstungsgegenstände kamen uns sehr zustatten. Von dort aus unternahm die Truppe kühne Vorstöße gegen sich sammelnde norwegische Streitkräfte. Wir hatten uns langsam daran gewöhnt, daß die englischen Seestreitkräfte mit gerichteten Geschützen wenige hundert Meter vor uns auf und ab fuhren. Trotzdem durften wir uns dabei nicht darüber hinwegtäuschen, daß unsere Gesamtlage zusehends ernster wurde. Das Anlegen eines Flugplatzes erwies sich in dem bergigen Gelände als unmöglich. Die riesigen Entfernungen und die Gesamtlage ließen zunächst auch nur geringe Tätigkeit unserer Bomber zu. Erst später, als Drontheim fest in unserer Hand war und in Mittelnorwegen neue Flugplätze angelegt waren, wurde eine wirkliche Entlastung durch deutsche Kampfflugzeuge möglich. Die Aufklärung konnte deshalb meist nur durch Skipatrouillen durchgeführt werden.

Das Gelände war äußerst schwierig, es war fast einer Mondlandschaft vergleichbar. Außerhalb der Stadt gab es keine benutzbare Straße, zudem war alles noch tief verschneit.

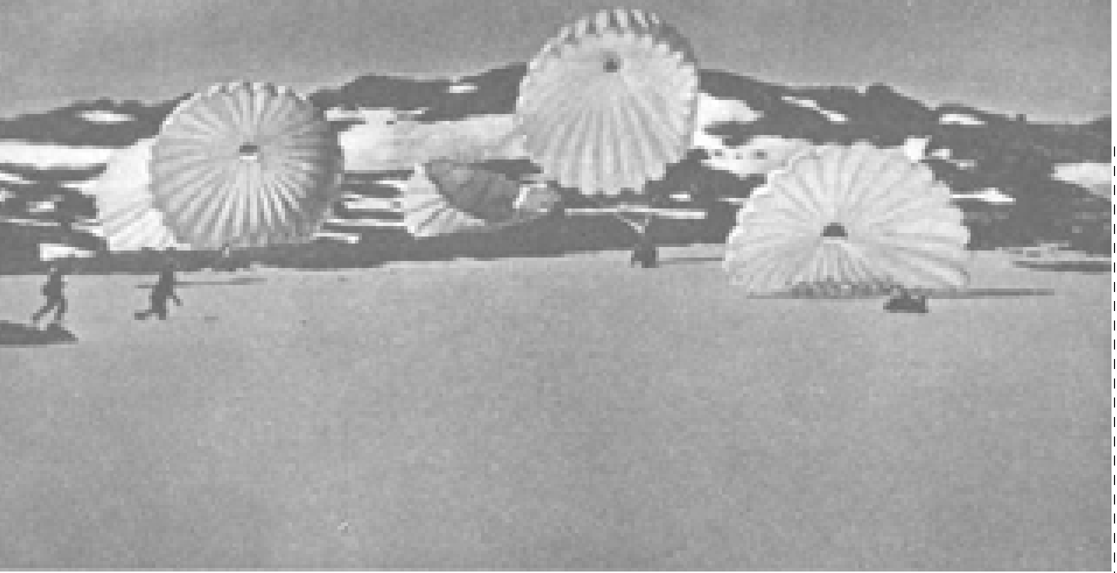
Im Gebirge fehlte jede Unterkunftsmöglichkeit für die Truppe, so daß diese außerhalb von Stadt und Lager fast ausschließlich zum Übernachten im Freien gezwungen war, und das bei Nachtfrösten bis zu 15°. Da der Weg vom Lager Elvegardsmoen nach Narvik über den Rombackenfjord führte und seit Ende April dauernd durch englische Kriegsschiffe gesperrt wurde, gab es nur ganz spärliche Verbindungsmöglichkeiten zwischen den beiden Hauptteilen unserer Streitmacht. Funk- und Telephonanlagen standen nur in wenigen Exemplaren zur Verfügung.

In den letzten Apriltagen beschossen englische Seestreitkräfte fast täglich unsere Stellungen in Narvik, teilweise sogar unter Einsatz von Schlachtschiffen. Der Aufwand war gewaltig, der Erfolg gleich Null. Wohlverwahrt lagen wir mit unseren Waffen bisweilen mehrere Stunden am Tag hinter den Felsen. Ein paar Steine waren, abgesehen von einem beachtlichen Krachen, das einzige, was den Weg zu uns fand. So war es denn auch kein Wunder, daß die Briten angesichts unserer unversehrten Maschinengewehre keinen Landungsversuch unternahmen. Dagegen trat Ende April erstmalig



Erst nachdem der Feind sechs Tage lang die Fjords und den Hafen von Narvik belagert hatte, gelang es ihm, dank seiner ungeheuren Überlegenheit an Streitkräften, Truppen an Land zu setzen, allerdings nicht in Narvik selbst, das von den deutschen Gebirgsjägern und Matrosen immer noch erbittert verteidigt wurde, sondern bei Harstad auf der Insel Hinnoley. Sechzig Kilometer nördlich von Narvik. -- Ständig wurde die feindliche Truppe vermehrt. Es kämpften schließlich gegen die kleine deutsche Gruppe Narvik Engländer, Norweger, Franzosen (auf unserem Bild französische Alpenjäger in der Nähe Narviks), Polen und sogar Fremdenlegionäre.

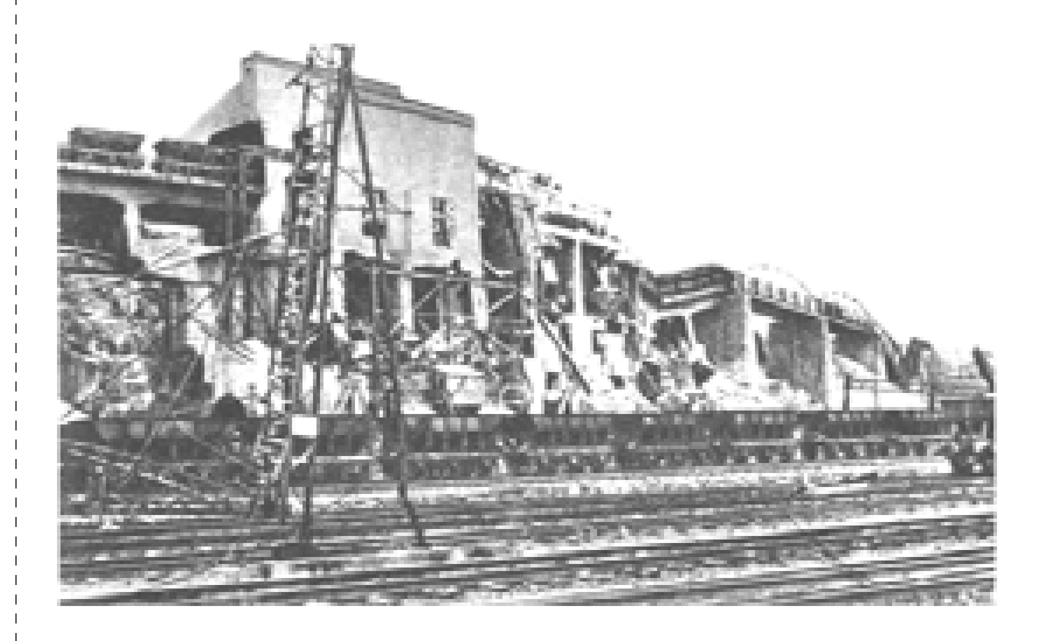




stärkerer Gegner nördlich Elvegardsmoen in Erscheinung: Norweger und Franzosen, die mit englischer Hilfe im Gratangenfjord gelandet waren. Trotz hervorragender Anfangserfolge unserer Jäger trat doch bald die Schwäche unserer Truppe unangenehm in Erscheinung. Während der Gegner regelmäßig seine Truppen ablösen konnte, waren wir gezwungen, unsere Jäger dauernd am Feind zu belassen, was höchste Anforderung an jeden einzelnen stellte. Am 30. April erhielt unsere Zerstörerkompanie deshalb Befehl, an die Nordfront abzurücken und sich dort in die Jäger einzureihen. Der Weg dorthin war nur übers Gebirge möglich. Selbst längs der Erzbahn konnte man sich mit einer geschlossenen Truppe nicht bewegen, da die feindlichen Seestreitkräfte sich nicht scheuten, dort auf jeden einzelnen Mann mit Maschinenkanonen, ja Geschützen zu schießen. Dieser Gebirgsmarsch war etwas ganz Neues für unsere Seeleute — volle infanteristische Ausrüstung und dann noch bergauf. „Nun bin ich extra zur Marine gegangen, damit ich nicht so viel laufen muß, und nun muß ich gar noch auf solche Berge steigen", entfuhr es dabei einem Seemann aus tiefstem Herzen. Streckenweise sanken wir bei jedem Schritt bis über die Knie in den Schnee, was die Stimmung nicht gerade verbesserte. Wenn es irgend ging, marschierten wir nachts, weil dann der gefrorene Schnee besseren Halt bot. Nach dreimal 12 bis 14 Stunden Marsch kamen wir in unseren neuen Stellungen an; nach kurzer Ruhepause im Lager, dessen Baracken auch schon Spuren zahlreicher englischer Beschießungen aufwiesen, lösten wir eine Jägerkompanie ab, die zwei Höhen beiderseits eines reißenden Bachs besetzt hielt. Erstmal erhielten wir dabei MG-Feuer aus norwegischen schweren MG und von Granatwerfern. Der Weg in die einzelnen Felsnester war größtenteils vom Gegner gut einzusehen, und jeder, der über die Schneehänge schritt, war viele Minuten lang willkommene Zielscheibe für feindliche Scharfschützen. In der Stellung selbst schliefen wir in Schneehöhlen oder Felsspalten, und mit der Kochmöglichkeit war es auch recht schlecht bestellt. Die Vegetation ist dort oben sehr spärlich, so mußten gelegentlich ein paar ausgediente Skier als Feuerung dienen. Als Kaffeemühle diente der Stahlhelm, und gemahlen wurde mit einer Handgranate.

Mitte Mai gab es dort für uns ein paar kritische Tage. In der Nacht zum Pfingstmontag waren die Briten nach einer vierstündigen Artillerie-vorbereitung durch rund 20 Kriegsschiffe ins Lager Elvegardsmoen eingebrochen und hatten uns gezwungen, rückwärtige Höhenzüge zu besetzen, um nicht abgeschnitten zu werden. Für die Truppe bedeutete das ein vielfaches Bergauf und Bergab unter schwersten Bedingungen, galt es doch, möglichst viel Waffen und Gerät zu bergen, ohne daß uns hierzu Tragtiere oder gar Fahrzeuge zur Verfügung gestanden hätten. Dank mutigen Einsatzes unserer Nachhut gelang es, die Bewegung planmäßig durchzuführen. Die Nacht bei schneidendem Ostwind auf völlig unge-schützten Hängen war ein wenig angenehmer Begleitumstand, dabei hatten die meisten infolge der Wetterlage doch schon fünf bis sechs Nächte nicht mehr richtig schlafen können. In dieser Zeit waren die Ausfälle durch Krankheit größer als die durch den Gegner. Manches Opfer forderten die Berge selbst; so starb bei Gelegenheit des Überquerens des Vasdalselven unser auf vielen Englandfahrten bewährter Obersteuermann durch Einbruch einer Schneebrücke den Tod für Führer und Reich.

Eine schwere Sorge war in dieser Zeit für unseren Divisionskommandeur, Generalleutnant Dietl, der Nachschub der Verpflegung für die Truppe. Unser Verpflegungslager am Hartwigsee hatte vernichtet werden müssen, damit es nicht in Feindeshand fiel. Das nächste Lager war aber erst in Björnfell, nahe der schwedischen Grenze. Aber ein Zurückgehen nur der Verpflegung willen



. . kehren die ersten Verbände unserer siegreichen Gebirgsjäger und Zerstörerbesatzungen aus Narvik in die Heimat zurück.

gab es für unsern Führer nicht. Also mußten Mittel und Wege geschaffen werden, um das Nötigste nach vorn zu bringen. Auf eiligst aus Skiern zusammengebauten Schlitten, die von zehn bis zwölf Mann über Berg und Tal, über Notbrücken und zugefrorene Seen gezogen werden mußten, wurden Brot und Konserven in etwa 30stündigem Marsch nach vorn gebracht. Noch einmal gab es harte Tage, als wir im Nebel in 800 Meter Höhe bis auf 30 Meter dem Feind gegenüberlagen und uns auf dem Kamm kaum bewegen konnten. Unaufhörlich drang die Nässe durch Schuhe und Strümpfe, durch Kleidung und Zelte, und die einzige Abwechslung bot der laufende Feuerwechsel zwischen den norwegischen Scharfschützen und denen, die sich bei uns dazu rechneten.

Immer enger schloß sich in dieser Zeit, Ende Mai, der Ring um uns alle. Im Süden bei Ankenes waren zahlreiche polnische Truppen gelandet worden, die gegen den Beis-Fjord vorgingen. Narvik selbst war von Nordosten her angegriffen worden, nachdem es französischen Fremdenlegionären unter stärkstem Feuer der englischen Seestreitkräfte gelungen war, an der Erzbahn Fuß zu fassen. So kam es zu der vorübergehenden Räumung der Stadt am 26. Mai. Aber auch unsere Marinelandungsabteilungen, die weiter ostwärts an der Erzbahn lagen, hatten schwere Angriffe abzuwehren. Vom Rombackenfjord her wurden französische Alpenjägerbataillone angesetzt, während neu herangeführte norwegische Streitkräfte die Höhenzüge der Nordfront bis zur schwedischen Grenze angriffen. Unter diesen Umständen mußte man sich auf unserer Seite zu einer Verkürzung der Front unter Ausnutzung der Seen als natürliche Hindernisse entschließen. Wieder gelang die Loslösung vom Gegner trotz fehlender Dunkelheit unbemerkt und unter Mitnahme des gesamten Gerätes. Wieder galt es das letzte herzugeben an Körperkraft, um nicht nur die MG, sondern auch die zahlreichen Reservemunitionsbestände rechtzeitig wieder auf die Höhen zu bringen. Als wir uns dann dort oben festgesetzt hatten, meinte es auch das Wetter einmal gut mit uns. Gedeckt vorm Gegner, überkam uns hier die Lust, in dem kristallklaren Schmelzwasser eines Gebirgsbaches zu baden.

Der Gegner folgte nur zögernd. Es schien, als habe die große Westoffensive ihm den Atem auch hier verschlagen. Von Mund zu Mund gingen die herrlichen Erfolgsnachrichten, und die letzte Taschenlampenbatterie mußte herhalten, um nachts durch irgendein Behelfsfunkgerät den deutschen Nachrichtendienst abzuhören. Doch daß man uns hier oben trotz des großen Einsatzes im Westen nicht vergessen hatte, davon kündeten die täglich häufigeren Besuche unserer Kampfflieger, die die feindlichen Stellungen und Schiffe angriffen. Das war nicht die einzige Hilfe, die uns die Luftwaffe brachte. So oft es die Wetterlage erlaubte, kamen abends mehrere Ju, gesichert von schnellen Zerstörern, und ließen voll ausgerüstete Fallschirmtruppen bei uns zurück. Lücken, die der Feind oder die Krankheit gerissen hatten, konnten dadurch schnell wieder geschlossen werden.

Was menschenunmöglich schien, gelang doch schließlich. Anfang Juni mußte der Gegner erkennen, daß er auch hier seine Ziele nicht erreichen konnte. Er rückte ab oder kapitulierte. Narvik, der strategisch wichtige Erzhafen, blieb endgültig und fest in deutscher Hand!

Während der norwegische König (in der Mitte) mit dem Kronprinzen (ganz links) nach dem deutschen Sieg bei Narvik fluchtartig sein Land verläßt...





Alles, was Augen hat, beob-achtet vom U-Jagdboot aus die Wasserfläche, um rechtzeitig das Periskop eines feindlichen U-Bootes zu entdecken.

Auf U-Boot-Jagd

Der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht konnte während und nach der Norwegen-Aktion besonders oft von der geglückten Versenkung britischer Unterseeboote durch U-Jagdverbände der Kriegsmarine melden. Die Briten versuchten naturgemäß nach der Besetzung der verschiedenen norwegischen Häfen, den Nachschub- und Sicherungsdienst der Kriegsmarine mit allen Mitteln zu unterbinden, und setzten zu diesem Zweck in erhöhtem Umfang Unterseeboote ein. Zu ihrer Bekämpfung wiederum wurden deutscherseits die U-Jagdverbände angesetzt. Es handelt sich hierbei um Flottillen kleinerer, aber für diese Aufgaben besonders geeigneter Fahrzeuge der Kriegsmarine, die Tag für Tag und Nacht für Nacht ihrem gefahrvollen und schwierigen Dienst in den durch U-Boote gefährdeten Gewässern gerecht wurden. Sie sicherten den Weg der größeren Einheiten, indem sie in blitzschnellem Hin- und Herpreschen vor ihnen das Meer förmlich abkämmten und den feindlichen U-Booten jede praktische Möglichkeit, zum Schuß zu kommen, nahmen.

Stundenlang dauerte dieses Verjagen des Feindes oft. Seegang und Sturm waren diesen kleinen Windhunden der See kein Hindernis. Hatten sie einmal ein feindliches U-Boot ausgemacht, dann begann erst die eigentliche Jagd. Es galt jetzt, das „Wild“ zur Strecke zu bringen. Wasserbomben hagelten dann auf die Seegebiete nieder, in denen das feindliche U-Boot in der Tiefe vermutet werden konnte, bis schließlich ein großer Ölfleck oder gar Wrackstücke auf der Wasseroberfläche anzeigten, daß wieder einen Feind sein Schicksal ereilt hatte. Weiter geht die Fahrt, systematisch wird das Gebiet abgekämmt, bis es „sauber“ ist.

Ein feindliches U-Boot ist gesichtet; in einiger Entfernung ist es getaucht — die ersten Wasser-bomben fallen an der Tauchstelle ins Meer, und der Gischt ihrer Detonationen entzieht die Männer an den Bomben fast der Sicht.





Wie eine breite Fontäne quillt hinter dem U-Boot-Jäger die Wasserfläche empor. Ungeheuer stark ist die Detonation. Noch auf mehrere Meter Entfernung vermag sie ein U-Boot schwer und oft tödlich zu verletzen.

Das moderne, über 1500 Tonnen große britische U-Boot „Thistle“ fiel wahrend der deutschen Norwegenaktion unseren deutschen U-Jagdverbänden neben vielen anderen zum Opfer.





Schlachtschiff „Scharnhorst“.

Die Kriegsmarine

im ersten Kriegsjahr

Von Konteradmiral Gadow

Die folgende Darstellung umfaßt die Zeit von Kriegsbeginn bis August 1940.

Der materielle Bestand unse-rer Kriegsmarine befand sich bei Ausbruch des Krieges noch in den Anfängen des Ausbaus, war doch erst mit dem Jahre 1935 die volle Wehrfreiheit errungen. Damals gab der Führer — am 9. Juli 1935 — die Inbau-gabe bekannt von: 2 Schlachtschiffen zu 26.000 t mit 28 cm-Geschützen („Scharnhorst“ und „Gneisenau“), 2 Kreuzern zu 10.000 t mit 20-cm-Geschützen („Admiral Hipper“ und „Blücher“), 16 Zerstörern zu 1625 t mit 12,7 cm-Geschützen (sie tragen die Namen verdienstvoller Gefallener des Seekriegs 1914 — 1918), 20 Unterseebooten zu 250 t, 6 zu 500 t und 2 zu 750 t. Ebenso wurden der Bau eines Flugzeugträgers und die Pläne zu weiteren Schlachtschiffen angekündigt. Das war der Grundstock des neuen Schiffsmaterials. Aus der vorhergehenden Zeit waren vorhanden: 3 Panzerschiffe der „Deutschland“-Klasse, 6 leichte Kreuzer, 2 Schul-Linienschiffe, eine Anzahl Torpedoboote, Minensuchfahrzeuge, Schul- und Versuchsschiffe. Das Stärkeverhältnis zum Gegner England stellte sich auf etwa 1 : 10, zu seinen heimischen Streitkräften ungefähr wie 1 : 6. Personell und organisatorisch stand die Kriegsmarine stärker da.

Die strategische Lage zeigte, wie im Weltkrieg, die Überlegenheit der englischen Stellung vor der Nordsee, mit allen Möglichkeiten der Fernblockade. Geändert hatte sich jedoch Entscheidendes: gegen die Gefahr der Blockade hatten gesteigerte Eigenversorgung und politische Verträge im Südosten, sowie die Herbeiführung der großdeutschen Einheit vorgesorgt, sie wurde vollends beseitigt durch die Verträge mit Sowjet-Rußland im August 1939. Im Ostseegebiet gab es keine Seefront mehr, nachdem der polnische Eindringling, dem in dieser Richtung phantastische Möglichkeiten vorge schwebt hatten, von der Küste verwiesen worden war. Der Kriegsmarine fiel dabei die Aufgabe zu, seine festen Stellungen an der Danziger Bucht niederzukämpfen: Westerplatte, Oxhöft, Gdingen, Halbinsel Hela. Hierbei konnten sich die beiden Schul-Linienschiffe „Schleswig-Holstein“ und „Schlesien“ bewähren, während die Minensucher mit Auszeichnung für die Beseitigung der polnischen Minenfelder sorgten. Gleichzeitig hatten andere Streitkräfte die dänischen und schwedischen Ostseezugänge gegen fremden Einbruch zu sperren und zu überwachen. Ein solcher erfolgte nicht, und die Ostsee stand damit als neutrales Seegebiet mit allen Hilfsquellen der angrenzenden Länder zur Verfügung der deutschen Kriegsversorgung. Die von diesem Raum aus für den Gegner bestimmten Zufuhren aber hatten größtenteils die deutsche Kontrolle zu passieren und konnten demgemäß gedrosselt werden.

Es stand von vornherein fest, daß der Handelskrieg gegen England das Kernstück der maritimen Kriegführung sein müsse. Es lag nahe, den 1917/18 beinahe zum Erfolg geführten Krieg gegen die englischen Seeverbindungen wieder aufzunehmen. Hierfür standen in erster Linie die Unterseeboote zur Verfügung, die alsbald ihre Tätigkeit um England aufnahmen. Gewisse technische Erfindungen seit dem Weltkriege, wie die verbesserte Horchverfol

Blick in die Kriegsmarinewerft Wilhelmshaven.



gung, hatten zwar die Meinung aufkommen lassen, daß die Gefährlichkeit des U-Bootes gebändigt sei, aber auch bei diesem war die Entwicklung in Technik und Taktik nicht stehengeblieben, so daß bis zum 1. März 1940 eine Versenkungsziffer von rd. 2 Millionen BrT. erreicht werden konnte, bei einem Eigenverlust von 11 U-Booten. Dieser Handelskrieg wurde von der deutschen Marine streng auf dem Boden anerkannter Rechtsnormen und nach einer Prisenordnung vom 28. 8. 39 geführt, die von der Rücksicht auf Neutrale und Nichtkriegsteilnehmer bestimmt war. Da der Feind dies durch weiter gefaßte Blockadegrundsätze erwiderte, mußte diese Prisenordnung erweitert und auf Dinge wie Lebensmittel, Kleidung, Brenn- und Treibstoffe ausgedehnt werden. Zugleich mußte die Rücksicht auf die Neutralen dort zurückgestellt werden, wo Schiffe beim Feinde bewaffneten Schutz suchten. Mit dem Augenblick, wo der Feind begann, seine Handelsschiffe zu bewaffnen und zum Angriff anzuweisen, stempelte er sie zu unmittelbaren Teilnehmern an Kriegshandlungen und setzte sie allen Gefahren des Waffeneinsatzes aus. In Ergänzung des Handelskrieges fiel den Unterseebooten auch die Bekämpfung der feindlichen Seestreitkräfte zu, und gleich zu Anfang konnten schöne Erfolge erzielt werden: Schlachtschiff „Royal Oak" mitten im Hafen von Scapa Flow versenkt, „Repulse" schwer beschädigt, Flugzeugträger „Courageous" versenkt, später Schlachtschiffe „Nelson" und „Barham" schwer beschädigt, „Nelson" nach amerikanischer Meldung später gesunken. An den weiteren militärischen Verlusten des Feindes bis zu diesem Zeitpunkt, 8 Zerstörer, 20 Minensuch- und Vorpostenboote verloren, 3 Kreuzer und zahlreiche Zerstörer, Vorposten- und U-Boote außer Gefecht gesetzt, hatten ferner verdienstvollen Anteil die Minenwaffe und die Luftwaffe.

Im vorigen Krieg war die Nordsee überdeckt und verseucht mit Hunderttausenden von Minen, und selbst die nördliche Ausfahrt versuchte der Gegner zwischen Norwegen und den Shetlands zu sperren. Diesmal kam es nicht zu so ausgedehnter Verwendung. Beide Parteien legten nur sogenannte Warngebiete zum Schutz ihrer Hauptverkehrswege an, jedoch mit Ende 1939 trat eine offensivere Wendung ein, z. T. mit neuartigen Mitteln unserseits, die den Feind an seiner Ostküste ernste Verluste kosteten und die dortigen Häfen bereits schwer benutzbar machten. Der Anteil der Luftwaffe, insbesondere auch der Seefliegerei, an den Erfolgen bestand in der Durchführung einer hervorragenden Aufklärung, die häufig vollen Einblick in die Stützpunkte und ihre Belegung, sowie in seine Bewegungen, Stärke und Verluste ermöglichte. Des weiteren gelangen der Luftwaffe zahlreiche Angriffe auf Geleitzüge, zu deren Bildung der Gegner durch den Handelskrieg der U-Boote und sonstigen Seestreitkräfte gezwungen wurde. Mit der Bildung solcher Geleitzüge bekam die Luftwaffe völkerrechtlich freie Hand, da es sich nunmehr um militärische Verbände handelte.

Während der gleichen Periode wurden die Zufuhrstraßen vom Nord- und Südatlantik durch die Entsendung der Panzerschiffe „Admiral Graf Spee" und „Lützow" unter Kreuzerkriegdruck gesetzt. Das Ergebnis war auch hier die erzwungene Geleitzugbildung bis nach dem afrikanischen Südkap und Australien hin, mit einem aner-



Kapitänleutnant Prien, der bald nach Kriegsbeginn in der Bucht von Scapa Flow ein britisches Schlachtschiff versenkte und ein anderes torpedierte, auf der Rückkehr von einer erfolgreichen Feindfahrt.

kannten Verlust an Nutzeffekt von 25 v. H. und einer hochgradigen Bindung militärischer Kräfte, die auf die Jagd nach den Handelszerstörern und im Geleitdienst angesetzt, beansprucht und stark verbraucht werden mußten. „Admiral Graf Spee“ hatte 50000 BrT. Schiffsraum versenkt, als er am 13. 12. 1939 vor der La Plata-Mündung mit drei englischen Kreuzern ins Gefecht kam.

Neben dieser offensiven Handelskriegführung ging die ständige Überwachung und Kontrolle der nordischen und baltischen Zufuhren für Eng-



land einher, wodurch nach wenigen Monaten bereits Verbrauchseinschränkungen dort notwendig wurden. Bis zum 30. 4. hatten sich die Versenkungen auf fast 2,3 Mill. Br.T. vermehrt, die militärischen Verluste des Gegners bis 22. 5. betrugen 58 Schiffe durch Seestreitkräfte und Minen,

Minenräumboote, in Ost- und Nordsee bewährt.

24 durch Luftwaffe versenkt. Weit größere Zahlen ergaben die beschädigten und außer Gefecht gesetzten Einheiten, dazu die beschädigten Handelsschiffe, mit denen englische Werften und Reparaturwerkstätten angefüllt waren und noch sind, weit über ihre Kapazität hinaus. Während dieser Zeit war es dank umsichtiger Maßnahmen gelungen, einen großen Teil der deutschen Handelsschiffe mit wertvollen Ladungen hereinzubringen, sowie die Erzzufuhr von Narvik sicherzustellen, Erfolge, die beim Gegner den Entschluß zur Vergewaltigung der nordischen Neutralität auslösen sollten. An der Abwehr der zahlreichen Luftangriffe im Nordseegebiet hatte die Flakartillerie der Kriegsmarine hervorragenden Anteil.

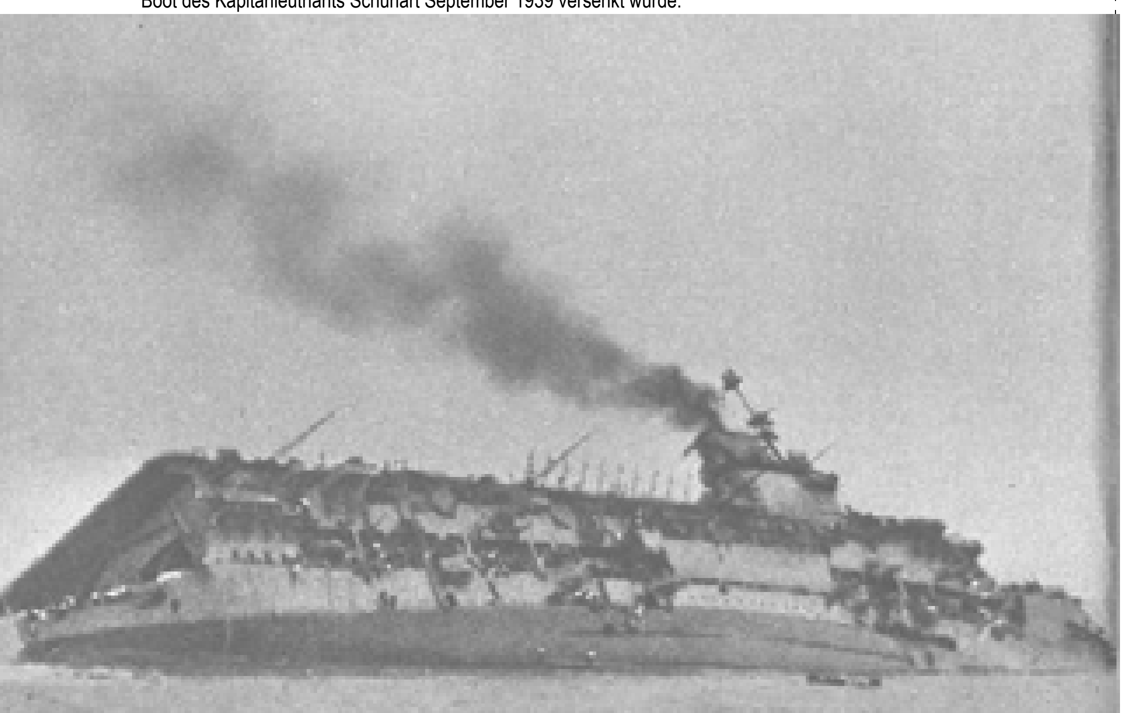
Unter schärfer umrissenen Operationen der größeren Kampfschiffe ist der Angriff deutscher Einheiten Ende November gegen die Sicherungsstreitkräfte im Nordatlantik zu nennen, dem der Hilfskreuzer „Rawalpindi“ (16700 BrT.) in der Nähe von Island zum Opfer fiel. Zum vollen Einsatz kam die Kriegsmarine im Verlauf des nordischen Kriegszuges am 8. und 9. April, der die Besetzung der Nordseeausgänge und aller wichtigen norwegischen Häfen von Oslo bis Narvik zur Folge hatte, und damit die volle Abschnürung Englands von seinen höchst wichtigen nordischen Zufuhren an Lebensmitteln, Holz, Erzen und anderen Rohstoffen. Mit dieser siegreichen Expedition, deren Träger und Veranstalter die Kriegsmarine war, und in der die drei Wehrmachtszweige zum vollendet harmonischen Einsatz kamen, wurden gefährliche Kriegspläne des Gegners vereitelt, wurden hochwichtige Rohstoffquellen gesichert und dem Gegner entzogen, und zugleich entscheidende Verbesserungen unserer strategischen Stellung errungen, die dem Handelskrieg, der Aufklärung und dem Luftkrieg gleichermaßen zugute kamen. Der Gegner, zum Einsatz seiner Flotte gezwungen, verlor bis zum Abbruch seiner Invasionsversuche und auf der Flucht aus Narvik am 10. 6. durch unsere Marine 1 Flugzeugträger, 1 Kreuzer, 10 Zerstörer, 1 U-Boot-Jäger, 19 U-Boote, 1 Transporter und 1 Tanker, durch die Luftwaffe 28 Kriegs- und Hilfskriegsschiffe, 71 Handelsschiffe, 87 Flugzeuge, dazu 119 weitere Schiffe getroffen und beschädigt. Unsere schweren Kampfgruppen beschädigten den Schlachtkreuzer „Renown“ vor Narvik am 9. 4. und versenkten am 8. 6. bei der Insel Jan Mayen den Flugzeugträger „Glorious“ mit 2 Zerstörern, den Truppentransporter „Orama“, einen Öltanker und einen U-Boot-Jäger.

Mit der Besetzung der flandrischen und Kanalhäfen trat ein anderer Kriegsschiffstyp hervor, die Schnellboote, die schon in der Nordsee, im Skagerrak und an der norwegischen Küste mit Erfolg aufgetreten waren, und zwei Zerstörer versenkt hatten, und nunmehr zur Bekämpfung des Kanal- und Themseverkehrs, sowie bei der englischen Flucht aus Dünkirchen wirksam eingesetzt wurden. Der Feind verlor bei diesem Rückzug und den anschließenden Kämpfen durch Seestreitkräfte und Luftbomben bis Anfang Juli: 5 Kreuzer, 13 Zerstörer, 5 U-Boote, 10 sonstige Kriegsschiffe 66 Handelsschiffe. Schwer beschädigt: 13 Kreuzer, 28 Zerstörer und Torpedoboote, 22 sonstige Kriegsschiffe, 142 Handelsschiffe.



Die U-Boot-Waffe, von den nordischen Operationen entlastet, konnte jetzt ihren Handelskrieg wieder mit stärkerem Einsatz aufnehmen und die Versenkungen rapide steigern. In Übersee führten andere Seestreitkräfte den Handelskrieg weiter, wovon Versenkungs- und Minenverluste weit im Südatlantik Kunde gaben. Die Verminderung des verfügbaren Geleitschutzes wirkte sich aus. An der Küste aber, von Narvik bis zu den atlantischen Häfen, bezog die Marineartillerie die Küstenwerke und Stellungen.

So arbeitet unsere U-Boot-Waffe: Ein Opfer unter vielen — der britische Flugzeugträger „Courageous“, der von dem U-Boot des Kapitänleutnants Schuhart September 1939 versenkt wurde.



Deutsches Schlachtschiff in einem norwegischen Hafen.



Das Seegefecht bei Jan Mayen

Gefechtsklar geht es nach dem Norden; die Flakgeschütze sind feuerbereit, die Reling des deutschen Kriegsschiffes ist bereits niedergelegt. Zahlreiche Gläser suchen die Kimm ab, aber noch zeigt sich kein Feind.

Das siegreiche Seegefecht bei Jan Mayen am 8. Juni hoch oben im Nordmeer war ein weithin hallendes Schlußsignal des zweimonatigen Ringens um Narvik. Der britische Flugzeugträger „Glorious“ und eine Reihe anderer Schiffe wurden von dem wohlgezielten Feuer deutscher Seestreitkräfte auf den Meeresgrund gesandt. Zu dem deutschen Verbande gehörten u. a. die Schlachtschiffe „Gneisenau“ und „Scharnhorst“, die bald nach Beginn der Norwegenaktion von der englischen Presse totgesagt worden waren. Sie bereiteten den Engländern ein böses Erwachen, als sie kämpfend in einem Meeresteil erschienen, in dem sich die Flotte Großbritanniens sicher fühlte.

Gerade zur rechten Zeit, zwei Tage vor dem endgültigen Sieg in Narvik, griffen deutsche schwere Seestreitkräfte so weit von der Heimat tatkräftig ein. In der Nähe der nur von einigen Meteorologen bewohnten Insel Jan Mayen, zwischen Nordnorwegen und Island, stellten sie den britischen Flugzeugträger „Glorious“ zum Kampfe, ein Schiff von 22.500 Tonnen mit 50 Bordflugzeugen. Der „Glorious“, der von den Zerstörern „Acasta“ und „Ardent“ begleitet wurde, machte vergebens den Versuch, durch die Ausnutzung seiner hohen Geschwindigkeit von 31 Seemeilen zu entkommen. Die deutschen Salven lagen sofort sehr gut am Ziel. Die Flugzeuge des „Glorious“ kamen überhaupt nicht zum Start. Die Begleitzerstörer bemühten sich, den Flugzeugträger einzunebeln und durch taktische Manöver zu entlasten. Lodernd brannten die drei britischen Kriegsschiffe unter dem grauen Himmel des Nordmeeres wie qualmende Fakkeln, bis sie untergingen.

Mehrere hundert Gefangene wurden mitgebracht. Für Englands Flotte war es ein schwarzer Tag, aber für uns Deutsche schrieb das Seegefecht bei Jan Mayen eine neue ehrenvolle Seite in unsere Marinegeschichte..

Erst in der Nähe der kaum bewohnten Insel Jan Mayen, zwischen Norwegen und Island, wird der britische Flugzeugträger „Glorious“ zum Kampf gestellt, ein Schiff von 22.500 Tonnen, das nicht weniger ais 50 Flugzeuge an Bord nat. Verzweifelt versucht „Glorious“, der von zwei Zerstörern begleitet ist. zu entkommen...



... aber schon die ersten Salven des deutschen Schlachtschiffes liegen ausge-zeichnet am Ziel. Der Versuch der Zerstörer, den Flugzeugträger zu vernebeln, hat keinen Erfolg mehr — binnen kurzem gehen drei britische Kriegsschiffe brennend im Nordmeer unter.



V. KAPITEL

Die Stunde des entscheidendsten Kampfes

Der Tagesbefehl vom 10. Mai 1940.

Soldaten der Westfront!

Die Stunde des entscheidendsten Kampfes für die Zukunft der deutschen Nation ist gekommen.

Seit dreihundert Jahren war es das Ziel der englischen und französischen Machthaber, jede wirkliche Konsolidierung Europas zu verhindern, vor allem aber Deutschland in Schwäche und Ohnmacht zu erhalten. Zu diesem Zweck hat allein Frankreich in zwei Jahrhunderten an Deutschland 31 mal den Krieg erklärt.

Seit Jahrzehnten ist es aber auch das Ziel der britischen Weltbeherrscher, Deutschland unter allen Umständen an seiner Einigung zu verhindern, dem Reich aber jene Lebensgüter zu verweigern, die zur Erhaltung eines 80-Millionen-Volkes notwendig sind.

England und Frankreich haben diese ihre Politik durchgeführt, ohne sich dabei um das Regime zu kümmern, das jeweils in Deutschland herrschte. Was sie treffen wollten, war immer das deutsche Volk.

Ihre verantwortlichen Männer geben dieses Ziel heute auch ganz offen zu. Deutschland soll zerschlagen und in lauter kleine Staaten aufgelöst werden. Dann verliert das Reich seine politische Macht und damit die Möglichkeit, dem deutschen Volk seine Lebensrechte auf dieser Erde zu sichern.

Aus dem Grunde hat man auch alle meine Friedensversuche zurückgewiesen und uns am 3. September vorigen Jahres den Krieg erklärt.

Das deutsche Volk hatte keinen Haß und keine Feindschaft zum englischen oder zum französischen Volke.

Es steht aber heute vor der Frage, ob es leben oder ob es untergehen will.

In wenigen Wochen hatten die tapferen Truppen unserer Armeen den von England und Frankreich vorgeschickten polnischen Gegner niedergeworfen und damit die Gefahr aus dem Osten beseitigt. Daraufhin haben England und Frankreich beschlossen, Deutschland vom Norden her anzugreifen.

Seit dem 9. April hat die deutsche Wehrmacht auch diesen Versuch im Keim erstickt.

Nun ist das eingetroffen, was wir schon seit vielen Monaten immer als eine drohende Gefahr vor uns sahen. England und Frankreich versuchen unter Anwendung eines gigantischen Ablenkungsmanövers im Südosten Europas über Holland und Belgien zum Ruhrgebiet vorzustoßen.

Soldaten der Westfront!

Damit ist die Stunde nun für euch gekommen.

Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der Deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre.

Tut jetzt eure Pflicht.

Das deutsche Volk ist mit seinen Segenswünschen bei euch.

Berlin, 10. Mai 1940.

Adolf Hitler

10. Mai 1940, 5 Uhr morgens: Eine Aufklärungsabteilung zum Vormarsch bereit,

5.30 Uhr: Die deutschen Truppen haben die Grenzen im Westen überschritten.

DER FELDHERR

Von Reichspressechef Dr. Dietrich

Als in jener denkwürdigen Nacht vom 24.-25. Juni um 1.35 Uhr, nachdem das Niederländische Dankgebet und das Läuten der Glocken verklungen waren, Generaloberst Keitel sich am Tisch des Führers erhob, um — ergriffen von der Größe der Stunde — den Gefühlen aller im Hauptquartier Anwesenden Ausdruck zu geben durch ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer, „den siegreichen Feldherrn der größten Vernichtungsschlachten der Geschichte" — da wußten wir alle, daß dieses Wort des Gedenkens des Führers im Augenblick des Sieges aus dem Herzen des ganzen deutschen Volkes gesprochen war. Und als dann der Führer — aufs tiefste bewegt in diesem Augenblick schicksalhafter Erfüllung — den Dank an seine Soldaten zurückgab durch ein dreifaches Heil auf die siegreiche deutsche Wehrmacht, da empfanden wir es mit ganz besonderer Eindringlichkeit, wie tief der Führer mit dieser seiner Wehrmacht verbunden ist.

Wie Führer und Volk im nationalsozialistischen Deutschland eine gewachsene Einheit sind, so sind nun auch Führer und Wehrmacht zu einer auf Tod und Leben verschworenen Gemeinschaft geworden. Als Oberster Befehlshaber hat der Führer diese einzigartige Wehrmacht des nationalsozialistischen Reiches geschaffen, und als Feldherr hat er sie dann gegen den Feind geführt. Mit ihr schlug er in zwei großen Feldzügen in einem Siegeszug ohnegleichen die Schlachten von Kutno und Warschau, von Flandern, an der Seine und in Elsaß-Lothringen. Mit Stahl und Eisen wurden Führer und Wehrmacht zusammengeschweißt, im Feuer wurde ihre Einheit erhärtet, und mit dem Blute unserer Gefallenen ist sie besiegelt worden. Von den Schlachtfeldern Europas geht sie mit unsterblichem Ruhm bedeckt für alle Zeiten unlösbar zurück.

Was Deutschlands Wehrmacht unter der genialen Führung ihres Obersten Befehlshabers leistete, hat die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Dieses Wunder ist nur zu begreifen, wenn man seine Voraussetzungen betrachtet: Es konnte vollbracht werden, weil die besten Soldaten der Erde von dem überragendsten und entschlußfreudigsten Feldherrn geführt wurden!

Wie ein Cäsar seine Legionen und ein Napoleon seine Garden fand, so stand dem Führer für seine einzigartigen Taten das erste soldatische Volk zur Verfügung. Nach seinem Bilde und den kraftvollen Prinzipien der nationalsozialistischen Weltanschauung hatte er sich erst dieses Volk und dann aus ihm seine Wehrmacht geformt. Unter seinen Händen war dieses glänzendste Kriegsinstrument aller Zeiten mit seinen wunderbaren Waffen geschaffen worden. Er kannte die berragende Führerqualität seiner Generäle



Im Führerhauptquartier

Links vom Führer und Obersten Befehlshaber General d. Art. Jodl. rechts Major d. G. Deyhle, ganz rechts Generalfeldmarschall Keitel.



Besprechung beim Oberbefehlshaber des Heeres Generalfeldmarschall v. Brauchitsch. Rechts vom Ob. d. H. der Chef des Generalstabs des Heeres Generaloberst Halder, links Generaloberst Busch.

und Offiziere. Er beherrschte dieses Instrument in seinem Aufbau, in seiner Organisation und Ausübung bis ins einzelne, er wußte seine Kräfte und Fähigkeiten ebenso genau abzuschätzen, wie er die Stärke und die Schwäche seiner Gegner kannte. So konnte seine überlegene Feldherrnkunst dieser Wehrmacht auch die kühnste Aufgabe zutrauen und Schlachten mit ihr schlagen, deren Erfolge und Auswirkungen anderen Völkern nur als Wunder begreiflich sein mögen.

Eine neue Zeit prägt neue Begriffe. Früher gab es einen Schwertadel, Waffenkönige und Soldatenkaiser. Heute wird die militärische Kraft der Nationen nur aus volkhafter Verbundenheit und revolutionärer Synthese geboren. Der Führer ist der erste Soldat seines Volkes, und deshalb ist er auch der alles überragende Feldherr des totalen Krieges. Er hat eine Revolution nicht nur im sozialen und politischen Leben, sondern auch in der Kriegsführung gemacht. Er hat sowohl ihren Geist wie ihre Technik revolutioniert. Mit seinen Armeen, mit seinen Luftflotten und Panzerdivisionen marschie-ren heute auch die Ideen und der Heroismus einer neuen Zeit. Und wie er aus einem neuen Volke eine neue Wehrmacht schuf, um sie mit seinen Idealen zu erfüllen, so hat er als Schöpfer der modernen Propaganda dem Reiche auch die geistige Waffe geschmiedet, um das Herz des Volkes immer wieder an dem unsterblichen Heldentum seiner Soldaten zu entflammen. Er wußte, daß — um in einem Krieg der Völker zu siegen — es nicht nur der Panzerung aus Stahl und Beton bedarf, sondern auch der Stärke der Herzen und der Kraft der Seelen. Auch diese seelische



Rüstung hat der Führer sei-nem Volke gegeben, bevor er die Herausforderung der Plutokraten, zu diesem schicksalhaften Waffengang um die Neugestaltung Europas annahm. - Der totale Krieg erfordert die totale Führung. In der Person des Führers vereinigen sich alle ihre Elemente als Volksführer, Staatsmann und Feldherr in gleicher Genialität zu innerer Geschlossenheit.

Der Wirkungskreis des Führers im Kriege ist das Führerhauptquartier. Militärische Gründe verbieten es im Augenblick, die örtliche Lage und den mannigfachen räumlichen Wechsel des Führerhauptquartiers während des Feldzuges im Westen der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Erst in späterer Zeit werden hier durch nähere Angaben, durch Schilderung der Arbeitsweise und der Einzelheiten der Organisation Vorstellungswelt und Wirklichkeit miteinander in Einklang gebracht werden. Es mag für heute genügen zu sagen: Das Führerhauptquartier war immer dort, wo es jeweils zum entsprechenden Zeitpunkt sein mußte, es war immer an der Stelle, an der die zentrale Leitung der großen operativen Kampfhandlungen und die kürzeste Verbindung zu den Hauptstoßrichtungen der Armeen seine Lage bestimmte. Einige Decknamen wie „Felsennest“ und „Wolfsschlucht“ mögen dabei Erwähnung finden.

Das Führerhauptquartier ist streng militärisch organisiert und geleitet, umfaßt aber



Oben: Der Chef des Generalstabs des Heeres im Gespräch mit Generalfeldmarschall List, dem Oberbefehlshaber der 12. Armee.

Im Garten des Hauptquartiers. Von rechts nach links: Der Ob. d. H.Generalfeldmarschall v. Kluge, Oberbefehlshaber der 4. Armee, und Generalfeldmar-schall v. Rundstedt, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A.



neben dem Oberkommando der Wehrmacht auch den politischen und persönlichen Führungsstab des Führers. Der Führer hat be-kanntlich in seiner Umgebung das Prinzip der kleinstmöglichen Arbeitsstäbe, er ist der geschworene Feind jeder Überorganisation. Mit einem kleinen Kreis persönlicher Mitarbeiter und Verbindungsmänner hielt er während des Feldzuges im Westen, hier von seinem Feldquartier aus, in jedem Augenblick das Geschick der Nation in Händen.

In täglichen, ja stündlichen Lagebesprechungen mit dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, mit dessen wenigen Stabsoffizieren und seinen militärischen Adjutanten leitete er in letzter entscheidender Instanz hier die gewaltigen Operationen, ließ er seine Befehle den Chefs der Wehrmachtteile in ihre Hauptquartiere übermitteln. Die großen, von höchster Verantwortung erfüllten Führungsaufgaben der Oberkommandierenden der Luftwaffe, des Heeres und der Kriegsmarine zu würdigen, würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten. Von Zeit zu Zeit, in besonders wichtigen Fällen und vor hochbedeutsamen Entscheidungen, suchten Reichsmarschall Göring, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch und Großadmiral Raeder persönlich den Führer in seinem Hauptquartier auf, um Bericht zu erstatten und um die Schlachtpläne und Operationen mit ihm durchzusprechen, während der Führer sich auch unmittelbar zu den Armeestäben begab, wenn es die Lage erforderlich machte. Andererseits sah man den Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, Reichsaußenminister von Ribbentrop, Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsinnenminister Dr. Frick, den Chef der Reichskanzlei, Minister Lammers, Reichsführer SS Himmler und eine Reihe anderer verantwortlicher Ressortleiter wiederholt im Führerhauptquartier, um die Direktiven des Führers für ihren Arbeitsbereich persönlich entgegenzunehmen.

So ist das Führerhauptquartier die Kommandostelle der totalen Führung im Kriege, gleichsam ist hier Beobachtungsturm und das Schaltwerk der zentralen Befehlsgebung. In ihr laufen alle Fäden zusammen. Hier erhält der Führer von früh bis spät, bei Tag und Nacht alle Nachrichten militärischen und politischen Charakters, hier erreichen ihn durch eine bis ins feinste durchgebildete Nachrichtenorganisation in jedem Augenblick die Pressemeldungen der ganzen Welt. Von hier aus leitete der Führer die gewaltigen Vernichtungsschlachten dieses Krieges, die Europas Schicksal entscheiden. Von hier aus gibt er seine außenpolitischen Konzeptionen, seine innerpolitischen Weisungen, seine Anordnungen für die Partei, seine Propagandadirektiven und die Sprachregelungen für die Presse.

Es ist ein Führerhauptquartier im wahrsten Sinne des Wortes, ein Hauptquartier, von dem aus Weltgeschichte gemacht wird.



Fallschirmjäger über Rotterdam

Von Kriegsberichter Fritz Krause

Die deutsche Luftwaffe kann zweifellos den Löwenanteil, Holland zur Kapitulation gezwungen zu haben, für sich in Anspruch nehmen. Von vielen zahlreichen Einzeltaten verdienen aber bestimmt die Luftlandungen bei Rotterdam und Dordrecht besonders hervorgehoben zu werden.

Während am frühen Morgen des 10. Mai die Verbände des Heeres sich in das holländische Flachland ergossen, langten die Arme unserer Luftwaffe weit bis an die holländische Kanalküste. Mehr als hundert bis zweihundert Kilometer vor der Front, weit im Rücken des Feindes, waren an jenem Morgen unsere Fallschirmmänner und Landetruppen dem Siegeszug des Heeres vorangeworfen worden, und unter dem größten Einsatz ihrer Person und hartnäckiger Abwehr des Gegners hielten sie ihre Stellungen.

Als gerade das erste Tageslicht die Finsternis durchbricht, erheben sich am 10. Mai die mit Fallschirmtruppen gefüllten Ju 52. Sehr hoch muß die Grenze überflogen werden, damit die braven Jus nicht schon vor der eigentlichen Aktion Verluste durch feindliche Luftabwehr erhalten. In den Maschinen ist alles still.

Das Vertrauen der Fallschirmtruppen auf sich selbst, auf ihre Waffen und auf die von der Führung geleistete Vorbereitung ist so stark, daß die Fallschirmjäger noch kaum eine Stunde vor dem Anfang des vielleicht tagelangen Kampfes seelenruhig schlafen — wie zu Hause.

Dann ist es soweit. Dort ist Rotterdam — dort Dordrecht. Die Flugzeuge stoßen nach unten, damit die Jäger genau dort landen, wo ihre Ziele liegen. Klotzig ragen die Türme der Kathedrale in den Himmel. Jetzt haben die Maschinen sie hinter sich gelassen, und der Absetzer gibt den Befehl zum Sprung.

Über dem Flugplatz, über dem Hafengelände, über den Maasbrücken, über dem Tanklager von Rotterdam, mit über 400.000 Tonnen Öl und Benzin, dem größten der Welt, über den beiden fast kilometerlangen Brücken in Dordrecht, den wichtigsten Verbindungen des südlichen Holland zu seinem Welthafen, schweben inmitten eines höllischen Abwehrfeuers die Fallschirmjäger hinab.

Immer neue Jus mit kostbarer Last kommen heran. Stur und unentwegt fliegen sie geradenwegs auf ihr Ziel zu. Sobald sie vor ihrem Bestimmungsort sind, lösen sich die Verbände. Die Geschoßgarben des feindlichen Abwehrfeuers schlagen in Rumpf und Tragflächen.

Eine Aufnahme, die vom Feind stammt. Sie wurde in den Morgenstunden des 10. Mai gemacht Fallschirmjäger sind aus ihren Flugzeugen abgesprungen und schweben nun zu den vorher bestimmten Landeplätzen herunter. Ein Bild von dokumentarischem Wert, . .

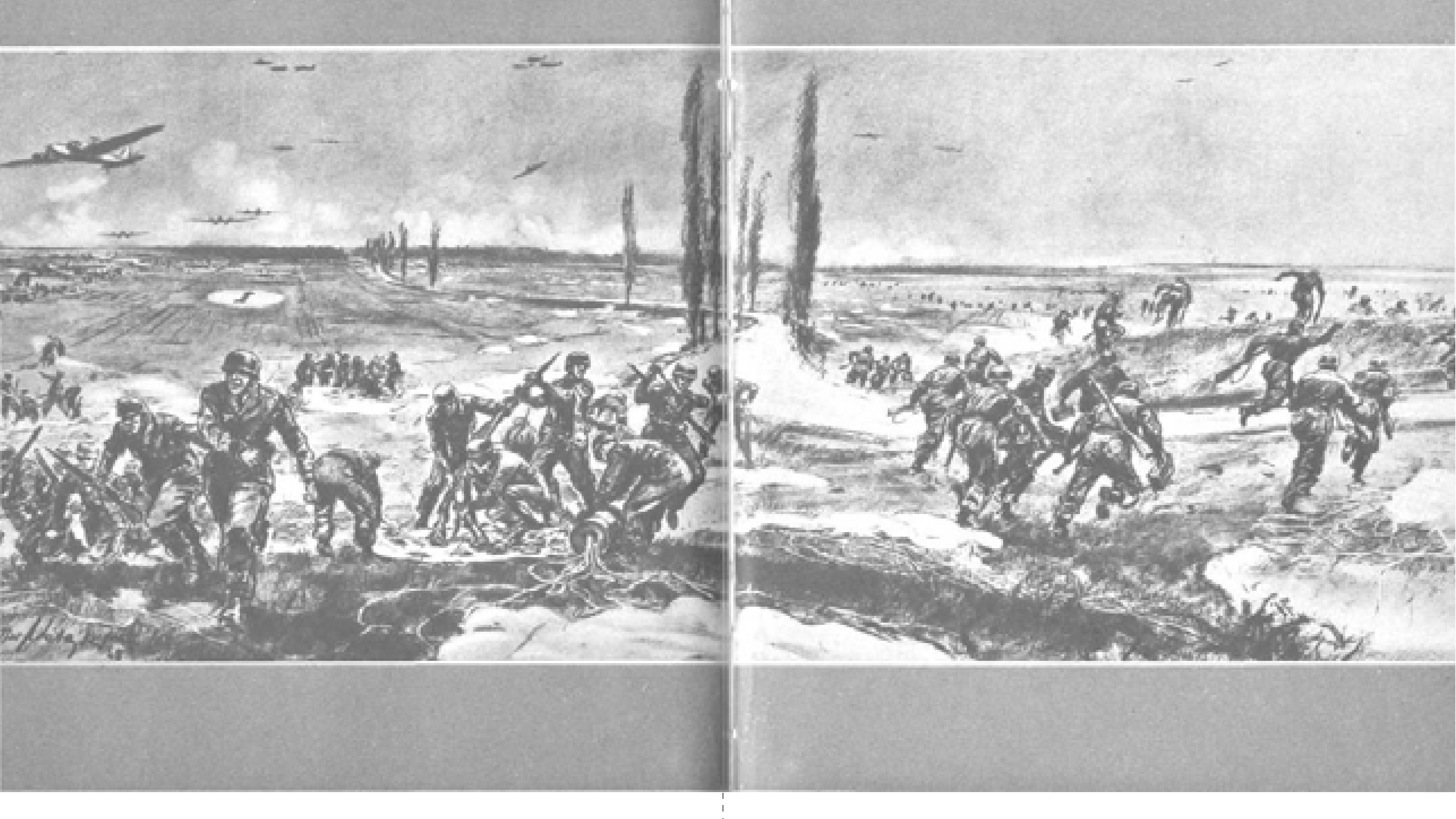


Bild links: Eine Luftaufnahme der Landung unserer Fallschirmjäger und Luftlandetruppen um Rotterdam. Die Fallschirmtruppen hatten den Befehl, bestimmte Punkte in der Nähe des Flugplatzes von Rotterdam zu besetzen und zu sichern und für die Landung der Luftlandetruppen vorzubereiten. In den mit 1 bezeichneten Kreisen sieht man die liegengebliebenen Fallschirme der Fallschirmjäger. Zahlreiche Flugzeuge mit Luftlandetruppen stehen bereits auf dem Flugplatz (Kreis 2). Neue Transportmaschinen sind im Anflug dicht über dem Boden, unmittelbar neben ihnen ist ihr Schatten deutlich zu erkennen (Kreis 3). Deutsche Kampfflugzeuge hatten bereits bei Beginn der Offensive die Flugzeugschuppen und -hallen in Brand geworfen. Auf dem Bild erkennt man noch die Rauchwolken, die von der Wirkung unserer Bomben stammen (Kreis 4).

Zähne zusammenbeißen! Und es gelingt: Hunderte von weißen Fallschirmen liegen schon auf der Erde wie weiße runde Blumen. Kaum auf der Erde an-gekommen, übernehmen die gelandeten Truppen ihre Waffen. Hier ist jeder einzelne ein Stoßtruppmann. Aus den Häusern der weiten Straßen bei den Maasbrücken in Rotterdam schlägt heftiges Feuer gegen unsere Truppen. Aber die Brücken kommen in unsere Hand. Nicht weniger heftig tobt der Kampf am Hafen und am Flugplatz — in einem Gelände, das für die Verteidiger günstig ist.

Deutsche Fallschirmtruppen sind bei Rotterdam gelandet. Die Aufnahme, die aus den Archiven des Feindes stammt, wurde nach Amerika gekabelt und kam auf die gleiche Weise nach Deutschland zurück. Sie zeigt deutsche Fallschirmjäger, die über Rotterdam abgesprungen und gelandet sind — mit Schlauchbooten und Waffen — und die nun mitten in Rotterdam über einen Flußlauf setzen, um die vorher festgelegten Stellungen zu beziehen. Diese Art des Einbruchs in eine feindliche Festung aus der Luft war für die gesamte Welt der handgreiflichste Ausdruck für den Begriff des sogenannten „Blitzkrieges“.





So landen Fallschirm- und Luftlandetruppen. Die Fallschirmjäger bilden einen sogenannten „Igel“, um Raum für die Flugzeuge der Luftlandetruppen zu schaffen. Die Zeichnung stellt eine Übung aus der Friedenszeit dar, ist aber charakteristisch für die Taktik unserer jüngsten Waffengattung.

Unsere Fallschirmtruppen haben ihre Stellungen ge-halten, bis



Entsatz zur Steile war. Als Sturzkampfflugzeuge in den Kampf eingriffen und Verbände unserer Panzerkampfwaffe sich zum Sturm auf Rot-terdam be-reit machten, als die Besatzung Rotterdams die Wirkung unserer schweren Waffen zu spüren bekam, ergab sich die Stadt am 14. Mai, und unsere Sol-da-ten zogen in das brennende Zentrum Rotterdams ein. Noch am gleichen Tage wurde mitgeteilt, daß der Befehlshaber der holländischen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes erteilt habe. Der erste Gegner im Westen hatte die Waffen gestreckt.

Über Hindernisse und Sperren hinweg, gegen Erd- und Feldstellungen geht es schritt- und sprungweise vorwärts. Der Hafen, der Flugplatz, die Brücken von Rotterdam — binnen kurzem sind sie in unserer Hand, und nun landen auch unsere Maschinen auf den Plätzen, obwohl immer noch die gegnerische Luftabwehr um Rotterdam tobt.

Nach vielen Stunden des Kampfes erst sind unsere Stellungen so ausgebaut, daß sie gehalten werden können. Der Gegner kann uns nicht mehr hinauswerfen. —

Bei Dordrecht haben die Fallschirmjäger in kühnem Handgemenge die Brückenköpfe der beiden Brücken erobert. Meter um Meter haben sie sich gegen die feuerspeienden Scharten der betonierten Festungen vorgearbeitet.

Aushalten heißt es jetzt, die eroberte Stellung halten — bis zum letzten. Vierundzwanzig Stunden vergehen, achtundvierzig Stunden, zweiundsiebzig Stunden, bevor von außen eine Hilfe kommen kann. Aushalten, aushalten ...

In Rotterdam hat inzwischen die Luftwaffe ganze Arbeit geleistet. Stukas stürzen in Sekundenabständen verderbenbringend auf die sich verteidigende Stadt — zuweilen kaum hundert Meter weit entfernt von manchem unserer Fallschirmjäger, die die Brükken sichern.

Rotterdam brennt! Wer jene Nächte erlebt hat, wo, vom Winde entfacht, jeden Abend neu ein Glutregen zum Himmel wirbelte, wird den Anblick der brennenden Stadt nie mehr vergessen.

Eiserne Nerven, tollkühner Mut, höchste Opferbereitschaft — damit haben sich unsere Luftlandetruppen und Fallschirmjäger hier unvergänglichen Ruhm erworben. Endlich nähern sich in unaufhaltsamem Vormarsch unsere schnellen Heeresverbände. Durch den überraschenden und von kühnem Angriffsgeist getragenen Einsatz haben unsere Fallschirmjäger und Luftlandetruppen es aber bereits ermöglicht, daß Rotterdam sich ergab und Holland so schnell die Waffen strecken mußte.

Eben Emael

Handstreich aus der Luft — Eine Handvoll gegen Tausend

Kilometerweit beherrscht das Fort Eben Emael, Lüttichs stärkster Eckpfeiler, die Übergänge über die Maas und den Albert-Kanal westlich von Maastricht. Eben Emael ist das Tor nach Belgien. Wer von Aachen nach Belgien will, muß erst das Tor Eben Emael aufbrechen. Wer dieses Tor hinter sich hat, hat Lüttich.

Wie im Weltkrieg 1914, so ist auch im Entscheidungskampf im Westen mit dem Fort Eben Emael Lüttich im „Handstreich" gefallen. In knappen Worten heißt es im Wehrmachtsbericht vom 11. Mai: „Das Fort wurde schon am 10. Mai durch eine ausgesuchte Abteilung der Luftwaffe unter Führung von Oberleutnant Witzig und unter Einsatz neuartiger Angriffsmittel kampfunfähig gemacht und die Besatzung niedergehalten. Als es einem von Norden angreifenden Verband des Heeres nach hartem Kampf gelungen war, die Verbindung mit der Abteilung Witzig herzustellen, hat die Besatzung die Waffen gestreckt."

Eben Emael, das stärkste Fort der Festung Lüttich, das in knapp vierundzwanzig Stunden erobert wurde, bedeckt mit seinen zahlreichen Einzelwerken eine Fläche von mehr als 200 Morgen. Es war eine vollkommen moderne und dem Gelände weitgehend angepaßte Anlage, die erst nach dem Weltkriege zu ihrer vollen Stärke ausgebaut wurde.





Eine Gruppe der tapferen Soldaten der Luftwaffe, die in neuartigem Einsatz am 10. Mai das Fort Eben Emael niederhielten, bis sie Verbindung mit einer Sturmabteilung des Heeres aufnehmen und das Werk endgültig erobern konnten.

Gleichzeitig mit der Besetzung des Vorgeländes nahm ein anderes Kommando unter Führung von Hauptmann Koch die Maasbrücken und die Brücken über den Albert-Kanal in Besitz. Unbeschädigt kamen dadurch zwei Brücken in unsere Hand.

Im Morgengrauen des 10. Mai startete Staffel auf Staffel der deutschen Maschinen mit Fallschirmjägern und Luftlandetruppen von ihren Horsten an der westdeutschen Grenze unter Führung von General der Flieger Student zum Großeinsatz, um, mit den modernsten Kampfmitteln ausgerüstet, unmittelbar aus der Luft in das Herz des Feindes zu stoßen. Vorher waren die Pläne Frankreichs und Englands, ins Ruhrgebiet einzufallen, bekannt geworden.

Von Tatendrang erfüllt, doch auch des Ernstes ihrer Unternehmung bewußt, sehen die Fallschirmjäger durch das Morgengrauen auf das Land unter sich, als sie die belgische Grenze hinter sich lassen. Die Abteilung des Oberleutnants Witzig hat den Auftrag, das Fort Eben Emael zu besetzen und jeglichen Widerstand zu ersticken, bis Verbände des Heeres zu Lande die Verbindung mit ihnen erkämpft haben werden.

Im dünnen Schleier des Morgendunstes, der auf den belgischen Wiesen und Äckern liegt, erkennen die Soldaten unter sich das Tal der Maas. Dort rechts unten muß Maastricht liegen, links Lüttich — und dazwischen Eben Emael.
Das Fort ist nur etwa 30 Kilometer von der Grenze entfernt. Der Flug ist also kurz, und zum Überlegen gibt es wenig Zeit.



Die deutschen Sturmabteilungen waren an Zahl und Bewaffnung der Besatzung des Werkes weit unterlegen. Als Eben Emael die weiße Fahne hißte, ergaben sich unter ihrem Kommandanten mehr als tausend Mann. Nur ein winziger Teil der Besatzung hatte sich durch die Flucht retten können.

Und da hämmert den Fallschirmjägern auch schon heftiges Abwehrfeuer aus über fünfzig Rohren entgegen.

Schon aber brausen unsere Maschinen über das 200 Morgen große Gelände des Forts hinweg. Wie nach Sekunden abgezählt, und als wenn es eine Übung wäre, springen die Fallschirmjäger ab. Wie weiße Tupfen leuchten die Fallschirme als deutliches Ziel dem abwehrenden, wenn auch überraschten Gegner entgegen — die erste Phase des Handstreichs auf Eben Emael.

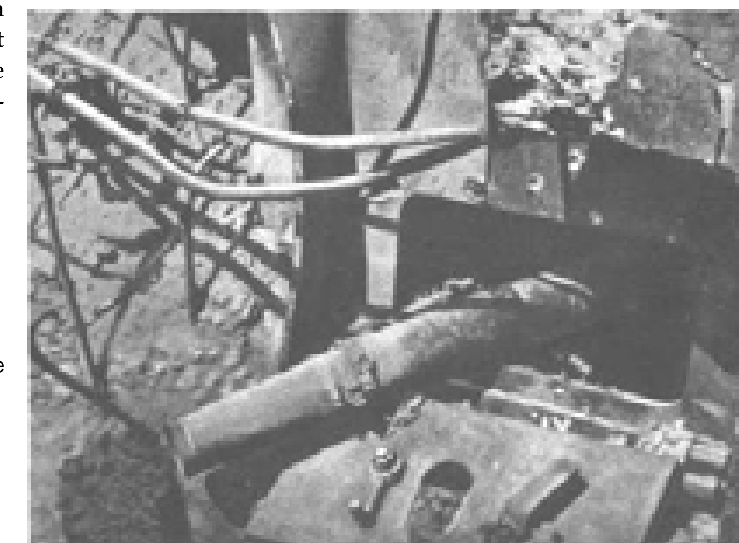
Dieser Handstreich wird ein harter, ernster Kampf. Jeder Fußbreit Boden muß erbittert erkämpft und gehalten werden. Tausend Mann verteidigen die Festung.

Der Eingang zum Fort Eben Emael. Deutlich ist an dem Tor und den Schießscharten die Tiefe der gewaltigen Betonmauern zu erkennen.

Die modernsten Waffen stehen ihnen zur Verfügung, zwei 12-Zentimeter-Geschütze, über dreißig Geschütze von 7,5 und 6 Zentimeter Kaliber, zwanzig Doppel-MG, zahllose leichte MG, Scheinwerfer und die modernste Festungswerkgruppe, die Fortsetzung der modernen Maginot-Linie mit vielen Panzerkuppeln, Drahthindernissen, Tankgräben, Pakständen, Artillerie-Flankierungswerken .. .

Unsere Fallschirmjäger müssen beweisen, daß sie wie Stoßtrupps zu kämpfen gelernt haben und mit den neuartigen Angriffsmitteln umzugehen verstehen. — Wie die Löwen haben sie gekämpft. Unvorstellbar und tollkühn schien zwar erst der Gedanke, im Rücken des Feindes 24 oder 48 Stunden allein auf sich angewiesen, Boden zu gewinnen und auszuharren. Die deutsche Führung aber hatte diesen Luftlandetruppen Waffen in die Hand gegeben, die es ihnen erleichterten, den Kampf gegen das modernste und größte belgische Fort aufzunehmen und siegreich zu beenden.

Zu gleicher Zeit hat Hauptmann Koch in kühnem Unternehmen die Brücken über den Albert-Kanal besetzt, die gegen Sprengungen gesichert werden sollen. Fallschirmjäger erobern in heftigem Kampf von Mann gegen Mann Brückenköpfe und weiten das eroberte Gelände aus. Zu dem heftigen Nahfeuer des Gegners kommt der Beschuß durch feindliche Fernartillerie, kommen verzweifelte Gegenstöße und Ausbruchsversuche. Inzwischen sind Luftwaffe und Heer zusammen gegen den Feind vorgegangen, stoßen nach Süden durch und schlagen den sich erbittert wehrenden Gegner zurück. Die Straße des flüchtenden Gegners ist übersät mit gefallenen Belgiern. Uniform- und Waffenstücke, Munition, Proviant, Mäntel, Gewehre liegen, zu Haufen an den Rändern der Rückzugsstraßen. Im Feuer der feindlichen Artillerie setzen unsere Truppen dem flüchtenden Feind nach und erzwingen am Spätnachmittag und in der Nacht den Übergang über den Kanal. Der Kampf um das Fort geht seinem Ende entgegen. Von außen her bringen unsere kampferprobten Soldaten in kraftvollem Angriff Unterstützung und Entlastung für die verbissen im Fort sich vorarbeitenden Fallschirmjäger, die nicht nachlassen, Gruppe für Gruppe der Besatzung, oft Mann für Mann im Zweikampf, außer Gefecht zu setzen, um das Fort sturmreif zu machen. Am 11. Mai um 12 Uhr mittags geht auf Eben Emael die weiße Fahne hoch. Das Tor nach Belgien steht offen!



Eine durch eine Sprengladung zerstörte Schießscharte.

Fort Boncelles. Längst liegt Lüttich hinter unseren vorwärtsdrängenden Truppen. Nach dem Fall Eben Emaels war die Stadt Lüttich in die Hände der deutschen Truppen gefallen, und nun ergab sich von den noch kämpfenden Forts eines nach dem andern, bis am 20. Mai gemeldet werden konnte, daß nun auch der gesamte innere Fort-Gürtel von Lüttich gefallen sei. Unsere Bilder zeigen zwei packende Aufnahmen aus der Schlußphase des Kampfes um das Fort Boncelles.



Kamerad Sanitätssoldat...

Im Kampf um einen Flußübergang im Westen. Im leichten Morgennebel und unter dem Schutz der schweren Waffen setzen gerade die ersten Schlauchboote hinüber. Der Franzmann wehrt sich hartnäckig und mäht den diesseitigen Steilhang, der zum Fluß hinunter führt, ab . . . Zwei Verwundete suchen vergeblich Deckung hinter Gebüsch und Geröll. Die Verletzungen nehmen ihnen die Kraft, die rettenden Sprünge hangaufwärts zurück zu machen. — Das geht nicht gut ab mit den beiden, wenn die drüben nicht bald das Feuer einstellen! Da — in großen Sprüngen stürzen zwei feldgraue Schatten den Hang hinunter, werfen die aufgeschlagene Trage neben den ersten Verwundeten, jetzt setzt ein zweites französisches Maschinengewehr ein — ein „ritterlicher" Gegner, denn über den Sinn des ganzen Vorgangs muß er sich bei der geringen Entfernung klar sein —, legen den Kameraden hinauf, und dann keuchen sie mit ihrer schweren Last den Steilhang zurück, verfolgt von dem Aufspritzen der Maschinengewehrgarben. Die Soldaten einer Gruppe, die in einer seitlichen Mulde auf das Übersetzen warten, starren mit angehaltenem Atem auf die drei — ob sie's schaffen? Endlich — oben! Der Verwundete wird in Deckung gezogen.

Und der andere, der noch unten liegt? Gerade streut die französische Artillerie den Hang ab. Wehrlos daliegen müssen und alles über sich ergehen lassen, denken die in der Mulde, verfluchte Schweinerei, dann schon lieber mit der Knarre in der Faust auf dem Schlauchboot, wenn es auch ringsum ins Wasser klatscht — das nimmt doch wenigstens ein Ende, wenn man drüben erst dem Gegner zu Leibe geht. Da — prächtige Kerle! in drei großen Sprüngen setzen die beiden von vorhin wieder den Hang hinunter, und schon knien sie neben dem Kameraden, legen ihn auf die Trage und schleppen ihn hoch, gleich sind sie oben; die Männer von der Gruppe brüllen vor Freude, der erste ist oben, schwingt sich ganz hinauf, zieht die Trage in Deckung, der andere klettert nach — sinkt plötzlich hinten über, stürzt, rollt den Steilhang hinab und bleibt unten liegen. —

Am Abend wird er oben begraben. — Ob mit der Waffe in der Hand die verwundeten Kameraden geschützt werden müssen oder ob im feindlichen Feuer der Kamerad gerettet werden soll — einer steht für den andern! Der deutsche Sanitätssoldat läßt seine Kameraden nicht im Stich!



Bei Sedan über die Maas

Aus einem Tagebuch

Ein Montag im Mai 1940

Es geht westwärts, bergauf, bergab in engen Kurven durch die Eifel. Kühl weht der Wind von den Bergen. Aber nirgends ist mehr eine Spur von Schnee zu sehen wie vorgestern noch in Norwegen. Das Laub ist sommerlich, von den Kastanien wehen die ersten Blütenblätter auf den Boden. Den Frühling habe ich verpaßt. Ich bin im Flugzeug und Auto daran vorbeigejagt.

Unsere Truppen kämpfen um Sedan. Dicht hinter dem Ort liegen die Bunker der MaginotIinie.

Ich fahre durch das Land Malmedy, durch deutsches Land. Hakenkreuzfahnen wehen an den Fenstern. Geräumte Baumsperren hier und da, Notübergänge über gesprengte Brücken sind Zeugnisse unseres Marsches durch Belgien. Aber heute schon liegt das Land friedlich da. Auf den Feldern werden Kartoffeln gelegt, Kühe grasen auf den fetten Weiden.

Je näher ich der Front komme, desto zahlreicher werden die Kolonnen. Immer wieder sind die Straßen umgeleitet. Auf einem kleinen Feldweg

Schon bald hinter der Grenze begegnen die nachrückenden Abteilungen Spuren des Kampfes — ausgebrannten Häusern am Straßenrand.



Immer wieder trifft man in diesen Maitagen auf den Straßen des Vormarsches motorisierte und vor allem Panzertruppen.



schlängeln wir uns an ein Städtchen. Die große Straße ist gesprengt. Ein ganzes Haus könnte in dem Trichter stehen; mit Dynamit haben die Belgier nicht gespart. Weit ziehen sich Drahtsperren und Panzergräben durchs Gelände. Die Schießscharten eines Bunkers in der Böschung sehe ich erst, als Pioniere sie mir zeigen.

Systematisch haben die Belgier jedes Namensschild entfernt. An den schwierigsten Umleitungen stehen Verkehrsposten, sind provisorische Richtungsschilder an die Bäume gehängt. Immer wieder muß man nach dem Weg fragen. In ihrem harten Französisch geben zurückgebliebene Bewohner verlassener Dörfer Auskunft.

Langsam wird es dunkel. Schon mehr als ein halbes dutzendmal habe ich mich auf den kleinen Feldwegen verfahren. Jetzt geht es einige Kilometer weit durch einen sumpfigen Waldweg neben der verstopften Hauptstraße. Nur nicht steckenbleiben! Hier ist niemand weit und breit, der einem helfen könnte. Nur ein einsamer Kradfahrer brummt hinter mir; er hat keine Karte und hat sich mir angehängt. Er hat wichtige Ersatzteile aus der Heimat geholt und will sie jetzt zu seiner Formation bringen. Dreißig Stunden sitzt er auf der Maschine. Sein Gesicht ist von Staub verkrustet.

Endlich leuchten vorn Lichter auf. Es ist ein Dorf, in dem der Stab einer Infanteriedivision liegt, die noch nicht zum Einsatz gekommen ist. Weit vorn stehen die motorisierten Verbände.

Dienstag ...

Es geht weiter. Wieder über verstopfte Straßen, an gesprengten Sperren vorbei. Prachtvoll schimmern die hellen Buchenhänge an den Ausläufern der Ardennen. Ab und zu taucht aus dem Grün ein altes Schloß auf.

Drei abgeschossene Flugzeuge liegen dicht an der Straße, zwei Franzosen und ein Deutscher. Tief haben sich die Motoren in die weiche Erde gebohrt, weithin sind die Trümmer verstreut.

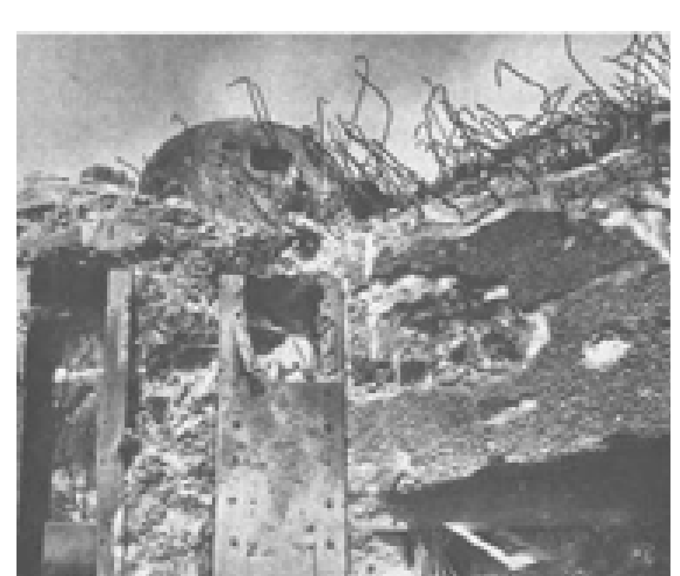
Das Ziel meiner Fahrt hat eine schöne, alte Burg auf hohem Felsen. Einige Häuser in der Stadt sind zerschossen, alle Brücken sind gesprengt. Gerade geht eine Panzerdivision vor. Ich schließe mich an. Die Panzer rollen, eine unabsehbare Kette. Motoren heulen, die Ketten rasseln, die ganze Straße bebt. Braungebrannte, verwegene Männer sitzen auf den Lukendeckeln. Dann kommt eine Reihe Panzergeschütze, gedrungene Stahlungetüme mit hohen Schutzblechen; wie mittelalterliche Rammwidder sehen sie aus. Leichte Flak, auf Raupenwagen montiert, bildet den Abschluß. Das sind die Waffen, mit denen wir die französischen Bunker aufknacken.

Dicht vor Sedan hat ein Truppenkommando sein Stabsquartier mitten im Wald aufgeschlagen. Ich höre die neuesten Meldungen von vorn: Sedan ist besetzt! Im schweren Feuer haben gestern Pioniere die Maas überschritten. Feindliche Kampfflieger versuchten, die Pioniere zu stören, aber trotz der abgeworfenen Bomben wurden die Brücken gebaut, über die nachts schon die ersten Bataillone setzten, um drüben einen Brückenkopf zu bilden.

Heute morgen haben wir ein paar Bunker genommen und den Angriff viele Kilometer weit vorgetragen.

Nun bin ich in Sedan. Die Stadt ist vollgestopft mit Truppen, die sich vor den Pontonbrücken stauen. Mitten auf den Straßen und Plätzen steht feuerbereite Flak. Nicht ein einziger Zivilist läßt sich sehen. Die Stadt hat unter der Artillerie nicht allzusehr gelitten; nur ein paar Häuser sind zerschossen.

Jenseits der Brücke liegen die ersten französischen Bunker. Wie leblose Augen starren ihre zerschossenen Scharten. Zwischen allem möglichem zurückgelassenem Material liegen gefallene Franzosen. In einzelnen Trupps werden Gefangene zurückgebracht. Noch steht in ihren Gesichtern das Grauen des Kampfes. „Le bombardement c'etait un enfer", sagt einer.



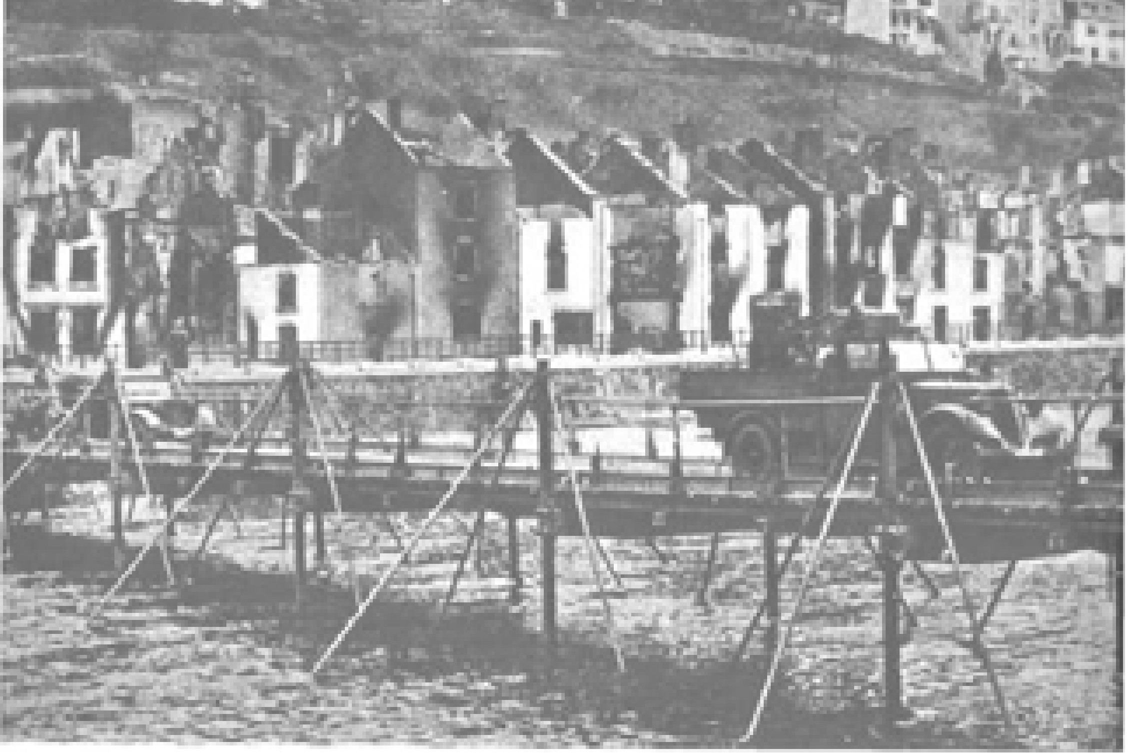
Hier und da erinnert unweit der Straße ein zerschossener Bunker an die schweren Kämpfe, die sich hier abgespielt haben ...



Die Brücke ist gesprengt, aber bald ist eine Furt gefunden. und schwere Flak setzt über den Flut

An anderen Stellen haben unsere Pioniere Notbrücken an Stelle der von den Belgiern gesprengter Brücken errichtet, und der Vormarsch geht unaufhaltsam weiter





Mit dem Wagen geht es nicht weiter, ich steige aus und marschiere. Es geht bergauf und bergab auf staubigen, gelben Lehmwegen. Die Sonne brennt, in Strömen läuft der Schweiß unter dem Stahlhelm hervor.

An den Waldhängen links und rechts stehen noch verlassene MG. Es sind ganz hervorragende Stellungen, von denen aus man das Vorgelände und Sedan weit übersehen kann. Ein Geschützbunker liegt in Trümmern, er wurde durch Volltreffer einer Bombe vernichtet. Sogar das Geschützrohr ist zerrissen.

Eine Kette französischer Bomber kreist über uns. Eben überholt uns ein gepanzerter Befehlswagen. Aus allen Rohren wird geschossen. Kaum ist die Kette verschwunden, da erscheint eine feindliche Staffel über der Stadt. Im Augenblick ist sie eingehüllt von den weißen Sprengwölkchen der Flak. Drei, vier Sekunden, dann schießt eine Maschine senkrecht nach unten. Zwei Fallschirme segeln zur Erde.

Eine Flamme, doppelt so hoch wie die Kirchtürme, springt lodernd in den Himmel. Einen Augenblick später hört man auch die Detonationen der einschlagenden Bomben.

Nun zeigen sich auch unsere Kampfverbände mit Kurs nach Westen. Deutlich sehe ich von meiner Höhe aus den Angriff einer Stuka-Staffel, die über den feindlichen Verbänden kreist. Eine Maschine nach der anderen kippt über die Tragfläche ab und braust in atemberaubendem Sturzflug nach unten. Das Abwehrfeuer der französischen Flak ist schwach.

Eine Gruppe von Gefangenen beobachtet gespannt das kriegerische Schauspiel

Die Stadt Bouillon hat unter Artilleriefeuer, allerdings unter französischem, gelitten. Vergeblich hatte die französische Artillerie versucht, die Deutschen aufzuhalten. Es gelang ihr nicht; auch die gesprengte Brücke wurde in kürzester Frist durch unsere Pioniere ersetzt.

Sedan, der historische Schlachtenort aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, ist zum Teil durch französisches Artilleriefeuer zerstört worden. Hals über Kopf hatten die Franzosen den Ort verlassen. In der französischen Kommandantur fanden unsere Soldaten im Kasino noch den Tisch gedeckt.



An anderer Stelle führte eine Pontonbrücke über die Maas. Nirgends war es den Bel-giern und den Franzosen gelungen, die Maas als natürliches Hindernis auszunutzen, und später, als die Niederlage unvermeidlich war, schoben englische und französische Strategen die Schuld an der Katastrophe denen zu, die es angeblich verabsäumt hatten, die Maaslinie zu halten und sämtliche Brücken „rechtzeitig“ zu sprengen.





Unaufhörlich werden aus dem nahen Kampfgebiet Gefangene nach hinten geführt.

Einer sitzt mit einem Schulterschuß am Boden. Er ist völlig verwirrt und redet ungereimtes Zeug vor sich hin. Man möge ihn doch verstehen, sagt er, seine beiden Kameraden hätten ihn im Stich gelassen, und allein hätte er doch die Stellung nicht halten können.



Panzer rollen in die Bereitstellung. Dicht an den Häusern haben sich Landser ausgestreckt; sie schlafen in der Sonne. In einem Trichter ruht sich ein Funktrupp aus. Weiter vorn in einem Obstgarten stehen Geschützpanzer und decken die im Tal vorgehende Infanterie.

„Le bombardement — c'etait un enferl" murmelt ein verwundeter Franzose aus einem Bunker der nahen Kampflinie vor sich hin. Man möge es doch verstehen, wiederholt er immer und immer aufs neue, seine beiden Kameraden hätten ihn im Stich gelassen und er allein hätte den Bunker doch nicht halten können.

Deutlich sind am jenseitigen Hang die feindlichen Stellungen auszumachen. Die Franzosen ziehen sich bereits bergaufwärts zurück.

Eine merkwürdige Ruhe liegt über dem Gefechtsfeld. Hin und wieder Artilleriefeuer, ab und zu eine MG-Garbe. Der Himmel ist voll von Flugzeugen. Meist sind es unsere eigenen Kampfmaschinen. Nur ein Engländer kurvt sich durch die Flaksperren. Jagdflugzeuge verschwinden kämpfend am Horizont.

Ich kehre in die Stadt zurück, klettere in der schönen, alten Zitadelle herum. Hier lag die französische Kommandantur. Im Kasino ist noch der Tisch gedeckt, ein kleiner Hund ist zurückgeblieben und springt mich freudig bellend an.

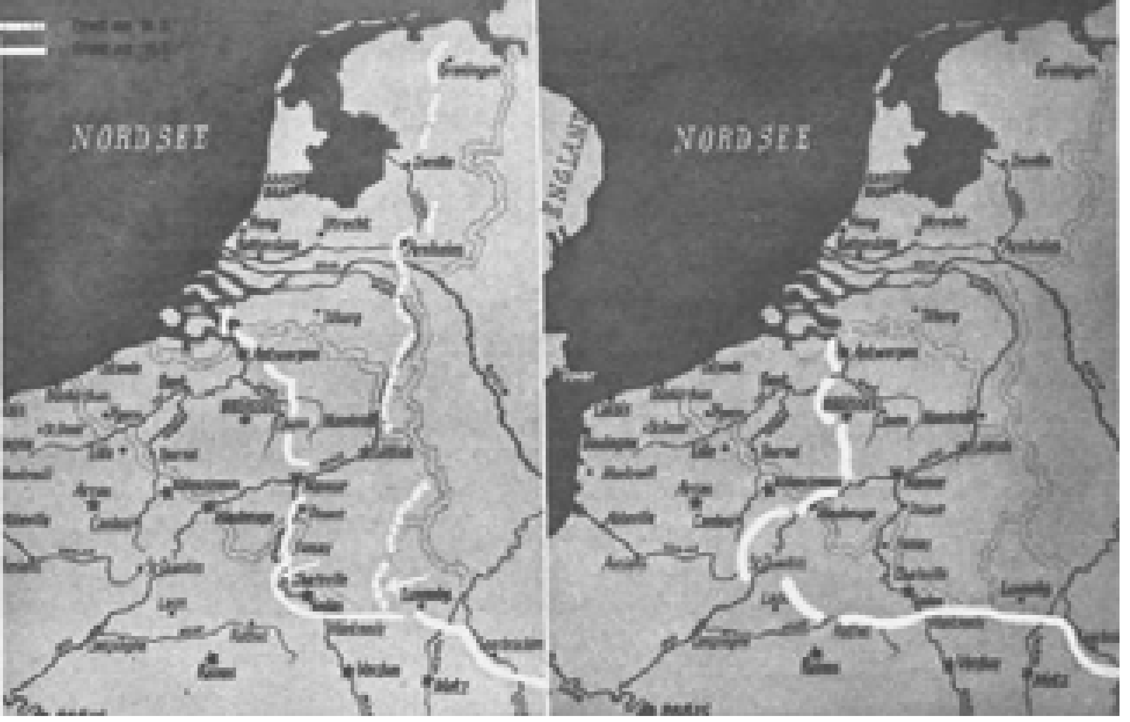
Krampfhaft versucht der Feind, in dauernden Luftangriffen unsere Pontonbrücken zu zerschlagen. Als ich durch die Straße gehe, schlägt eine Bombe genau mir gegenüber ein. Der Luftdruck wirbelt mich ein paar Meter in das Haus, das ich eben aufsuchen wollte, um in Deckung zu gehen.

Aber jetzt erscheinen unsere Messerschmitt-Jäger. Nach Sekunden ist auch schon der erste Bomber abgeschossen. Mit einem langen Feuerschweif, vom Jubel der Landser verfolgt, stürzt er zu Boden. Jetzt holt sich auch die Flak ihre Opfer.

Ich fahre zurück und begegne unserer zweiten Welle. Kolonnen von zwanzig Kilometer Länge rollen vorbei. Schnelle Divisionen, Panzereinheiten und immer wieder Brückergerät ...

Nordwestlich von Sedan geht der Vormarsch weiter. Ein deutscher Spähtrupp sucht eine verlassene französische Ortschaft ab.





15. Mai 1940: Am 10. Mai morgens begannen die Kampfhandlungen. Bis zum 15. Mai waren ganz Holland und Luxemburg in deutscher Hand. In Belgien standen unsere Truppen auf der Linie Antwerpen. Löwen, Namur bis Sedan.

18. Mai 1940: Das deutsche Zentrum hat die Maginot-Linie zwischen Maubeuge und Montmédy durchbrochen. In schnellem Vorstoß gingen motorisierte Verbände über die Maas und trieben einen Keil in die feindlichen Linien.

So kam es zur Vernichtungsschlacht

21. Mai 1940: Es erfolgt die Schwenkung des durchgestoßenen deutschen Zentrums in Richtung auf die Kanalküste. Panzerverbände erreichen die Somme-Mündung bei Abbeville Die feindlichen Nord- und Südarmeen wurden getrennt.

26. Mai 1940: Die Kanalküste von der Somme-Mündung bis nördlich Calais ist in deutscher Hand. Einen Tag später kapituliert die belgische Armee. Die Flucht der Engländer nach Dünkirchen beginnt



DIE KAPITULATION

Belgiens Armee streckt die Waffen

Führerhauptquartier, den 28. Mai 1940.

„Unter dem Eindruck der vernichtenden Wirkung der deutschen Waffen hat der König der Belgier den Entschluß gefaßt, dem weiteren sinnlosen Widerstand ein Ende zu bereiten und um Waffenstillstand zu bitten. Er hat der deutschen Forderung nach bedingungsloser Kapitulation entsprochen. Die belgische Armee hat damit am heutigen Tage die Waffen niedergelegt und zu existieren aufgehört."

27. Mai 1940 nachmittags, 17.00 Uhr.

Der Oberbefehlshaber einer gegen Belgien angesetzten deutschen Armee, Generaloberst v. Reichenau, leitet vom Gefechtsstand einer Division aus den Angriff der Truppen gegen die im Weltkrieg hart umkämpften flandrischen Orte Houtem, Passchendaele und Ypern. Während des Gefechts erreicht ihn über Feldfernkabel die Nachricht, daß soeben beim Kommandierenden General eines AK ein belgischer Unterhändler eingetroffen sei. So kündigt sich das Ende der belgischen Armee an.

27. Mai 1940 nachmittags, 19.30 Uhr.

Der Oberbefehlshaber ist in sein Hauptquartier nach Schloß A. zurückgekehrt. Dort, wo am nächsten Tage die entscheidende Verhandlung stattfinden wird, führt der OB ein nochmaliges Telefongespräch mit dem Kommandierenden General, bei dem sich der belgische Parlamentär gemeldet hat. Der Belgier will die Bedingungen der Kapitulation besprechen. Die Forderung wird dem Parlamentär übermittelt, sie lautet: „Bedingungslose Unterwerfung oder es wird weitergeschossen!"

28. Mai 1940, 9.00 Uhr.

In der Nacht vom 27. zum 28. Mai ist ein Funkspruch der belgischen Armeeführung beim AOK eingetroffen. Er besagt, daß General Derousseaux als Bevollmächtigter des belgischen Königs die bedingungslose Kapitulation der im Raum von Brügge eingeschlossenen belgischen Armee unterzeichnen wird.



28. Mai 1940, 9,35 Uhr.
Über den großen Vorplatz von Schloß A. ist ein geräumiger Wagen gerollt. Ihm sind der belgische General Derousseaux und sein Dolmetscher entstiegen. Der Chef des Generalstabs der deutschen Armee empfängt auf der Treppe im Auftrag seines Oberbefehlshabers die belgischen Offiziere.



28. Mai 1940, 9.40 Uhr. Die Tür zum Verhandlungsraum öffnet sich. Die Stunde der Kapitulation ist gekommen; die belgischen Unter-händler stehen vor dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee



28. Mai 1940, 9.50 Uhr. Generaloberst v. Reichenau und der belgische General sitzen zusammen am Verhandlungstisch. Ein Generalstabsoffizier verliest das Protokoll, in dem die Formalitäten der bedingungslosen Kapitulation festgelegt sind. Die belgische Armee hat mit 500.000 Soldaten die Waffen gestreckt.



28. Mai 1940, 10.15 Uhr. Wahrend die belgischen Unterhändler im Park von A., geleitet von deutschen Offizieren, auf und ab gehen, spricht der Oberbefehlshaber der deutschen Armee mit dem Führer. Er meldet ihm was in der voraufgegangenen Stunde geschehen ist und bittet um Anweisung bezüglich des belgischen Königs und dessen Familie. Das Ergebnis: Dem König wird Schloß Laeken bei Brüssel zum Wohnsitz angewiesen

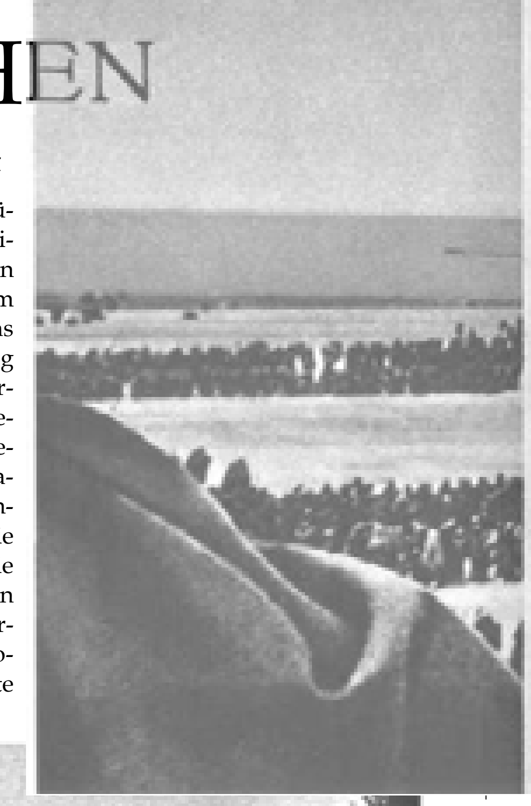


28. Mai 1940, gegen 11.30 Uhr.
Die ergänzenden Besprechungen sind beendet. General Derousseaux und sein Begleiter begeben sich zurück zum belgischen König. Inzwischen ist an die belgische Armeeführung ein Funkspruch von General Derousseaux gegangen, der zur sofortigen Niederlegung der Waffen und zur Freimachung der Straßen für den Durchmarsch der deutschen Truppen auffordert. Mit General Derousseaux begibt sich ein deutscher Offizier als Verbindungsoffizier zum König.

DÜNKIRCHEN

Englands Flucht vom Kontinent

Am späten Abend des 31. Mai war, von Süden kommend, eine schlesische Infanteriedivision in den Abwehrbereich der französischen Seefestung Dünkirchen vorgestoßen. Auf ihrem Einmarsch von Poperinghe hatte sie durch das Feuer ihrer Batterien den englischen Rückzug zum Meer in eine nicht vorstellbare Flucht verwandelt. Über 12 Kilometer bedeckten die stehengebliebenen und in die Chausseegräben gefahrenen britischen Fahrzeugkolonnen die Straßen, ganze Batterien, Lastwagen jeder Art, Panzer, Pak und ein unübersehbares Gerät, das die Engländer im Stich gelassen hatten, bevor sie die rettenden Schiffe in dem brennenden Hafen Dünkirchen schwimmend und auf Booten erreichen konnten. Die Division, eine verschworene Kampfgemeinschaft bester Truppen, hatte von den 23 Feldzugtagen







Oben: Am Strand von Dünkirchen warten die Engländer auf ihre Einschiffung. Noch herrscht leidliche Ordnung ...

Links: In wilder Flucht sind die letzten Reste des britischen Expeditionsheeres in der Schlacht in Flandern und im Artois in das zerschossene Dünkirchen eingezogen, während die Franzosen verzweifelt den Rückzug ihrer „Verbündeten“ decken.

Unten: . . . dann aber spritzt alles unter den einschlagenden Bomben unserer Kampfflugzeuge auseinander und strebt in wüstem Chaos den auf der Reede liegenden Schiffen zu.





Der „**glorreiche Rückzug**“ Zerstörerflugzeuge greifen die letzten Reste des englischen Expeditionsheeres vor Dünkirchen im Tiefangriff an.



Furchtbar hat die Bombardierung durch unsere Kampfflugzeuge gewirkt: Dutzende von Transportschiffen liegen als Wracks vor dem Strand, während die Engländer, verzweifelt im Wasser watend, Schutz und Hilfe suchen.

seit 10. Mai bereits 21 Tage, also fast täglich, hart und erfolgreich gekämpft. Ihre Hauptwaffen, Infanterie, Artillerie und Pioniere, hatten sich in der Zusammenarbeit mit den übrigen der Division zugeteilten Truppen bisher aufs vorzüglichste ergänzt, und unter der sicheren, kühnen und willensvollen Führung ihres Kommandeurs konnte sie an ihrer Stelle wesentlich zur sieghaften Durchführung des Feldzuges beitragen.

Aus Gefangenenaussagen ergab sich, daß der Gegner die Division, deren Angriffsschwung Polen, Holländer und Belgier, Engländer und Franzosen stets haben weichen müssen, die „Blutdivision“ nannte. Was mit dem schreckenerregenden Namen „Blutdivision“ gesagt wurde, wird so verständlich, da schließlich trotz harten Widerstandes der Franzose dem scharfen Zugriff der Schlesier bei Bergues abermals unterlag. Denn Franzosen standen ja hier gegenüber, Franzosen hatten die Aufgabe, die Flucht der britischen Armee in Dünkirchen zu schützen, Franzosen durften, wie schon oft sie selbst und die Soldaten anderer Staaten Mitteleuropas, ihr Blut für England lassen, und wenn man die Gefangenen fragte, weshalb das so sei, antworteten sie achselzuckend, sie seien nicht die Führer, und sie haben nur den Befehl auszuführen. Voll heißen Zornes aber blickten die Augen der so schwer geschädigten flämischen Landeseinwohner auf, wenn sie von den deutschen Soldaten auf die Flucht der Engländer hingewiesen wurden. Verächtlich stießen sie dann heraus: „Ils sont partis!"

Mit ungeschwächter Kraft griff die Division sofort, als der Widerstand an der Feste Bergues fühlbar wurde, zu. Das rechte Regiment ging ostwärts Bergues an den Kanal, erzwang sich im tobenden Abwehrfeuer der Franzosen auf Floßbrücken einen Übergang, bildete einen Brückenkopf und watete durch die überschwemmten Wiesen und Felder kämpfend vorwärts.

Bis an den Hals waten die Briten in das Wasser, um ihre Schiffe zu erreichen.

Gleichzeitig griff das linke Regiment, während das dritte in Reserve blieb, die Feste Bergues an. Doch war die Verteidigung so geschickt angelegt, waren die eigenen Infanteriewaffen und die Artillerie so schwer heranzubringen, daß der Angriff nicht ohne schmerzliche Verluste am 1. Juni stockte. Artillerie fuhr auf, sie belegte die Wälle mit schwerem Feuer, Flammenwerfer und Stoßtrupps wurden eingesetzt, doch der Widerstand der Franzosen war hartnäckig, weil Wälle und viele Meter dicke Steinmauern schließlich jedem Infanterieangriff gewachsen waren. Die Truppe forderte eine Bresche in der uneinnehmbaren Mauer der Bastion, wie sie an den Düppeler Schanzen 1864 der singend gefallene Pionier Klinke mit seinem brennenden Pulversack geworfen und so der stürmenden Infanterie mit seinem Tod die Schanze geöffnet hatte.

Für solche Aufgaben stehen heute furchtbarer und nachhaltiger zwar, aber in gleichem Sinn und Ziel die Stukas zur Verfügung. Am Sonntag, dem 2. Juni, war der Stukaangriff für den frühen Nachmittag angesetzt. Gleichzeitig machte sich die Infanterie des linken Regiments bereit, dem Bombenangriff unmittelbar zu folgen. Stoßtrupps der Pioniere unter Führung des Oberleutnants V. waren beauftragt, die Bresche sofort zu durchstoßen und der Infanterie freie Bahn zu schaffen. Pünktlich um 15.00 Uhr erschienen die Sturzkampfbomber über der Bastion, zogen einige knappe Kreise in der Luft und stürzten sich dann heulend hinab auf das feste Werk.

Kaum waren Wirkung und Abflug der Stukas beobachtet worden, als die Pioniere vorbrachen und den letzten Zielhang hinabstießen. Ein unbekannter Grenadier des Angriffsregiments zeigte ihnen die Stelle, wo eine große Bombe der Stukas das Mauerwerk zerschlagen und so den Stürmern die erwünschte Öffnung geschaffen hatte. In jagendem Lauf erreichten die Pioniere die Bresche, stiegen keuchend hinauf, und als sie gerade oben waren, kamen die Franzosen aus ihren Deckungen und Kasematten heraus, um den Wall wieder zu besetzen. Einem Feuerüberfall der Franzosen schutzlos ausgesetzt, stand der Pionierführer dort oben mit seinen schwerbewaffneten Männern und griff sofort zu: Überraschung und Schrecken der Franzosen ausnutzend, rief er den an der Spitze der Poilus stehenden Kommandanten der Festung an und wies ihn mit der Waffe in der Hand daraufhin, daß weiterer Widerstand zwecklos und die Festung umstellt sei. Schon heben die Poilus die Hände hoch, und der Kommandant, ein ergrauter Troupier, der selbst verwundet ist, gibt, die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes einsehend, die Niederlegung der Waffen zu. In kurzer Zeit hatten sich nahezu 10 Offiziere und 500 Mann ergeben, und damit war die Feste in unserer Hand. —

Silbern glänzen um die stille und stumme Mitternachtsstunde tausend Sterne am dunklen Himmel. Abschüsse der feindlichen Artillerie blitzen drüben hell auf, da und dort knatterten auf den feuchten Wiesen Feuerstöße deutscher Maschinengewehre aufmerksam feindlichen Spähtrupps entgegen, am Horizont rötete der glühende Schein der brennenden Festung Dünkirchen den Himmel und beleuchtete schauerlich Schlacht und Untergang des britischen Soldatentums ...



„Wir wollen unsere Wäsche an der Siegfried-Linie aufhängen . . ." lautete der Kehrreim des populärsten englisch-französischen Hetzliedes des Krieges. Das Lied verstummte nach Dünkirchen ...

„Ein deutsches Schnellboot versenkte in der Nordsee ... einen feindlichen Zerstörer durch Torpedoschuß", meldete am 10. Mai 1940 der Bericht des OKW. Seitdem haben sich die Schnellboote immer wieder mit erheblichen Erfolgen an den Operationen der Kriegsmarine beteiligt.

»Renate« schweigt...

Nachrichtentrupp bei Robelmont

Aus einem Tagebuch

Sie hat keine Festungen zu erobern, keine Brücken zu schlagen, keine feindlichen Panzer unschädlich zu machen — die Nachrichtentruppe; sie hat nur die Nervenstränge der Schlachtenlenkung in Ordnung zu halten, mehr nicht; aber was das zuweilen heißt, zeigt der folgende Auszug aus einem Tagebuch, der von dem Einsatz eines Nachrichtentrupps bei Robelmont in Südbelgien berichtet.

Die Männer des Nachrichtentrupps K. sitzen in dem Keller ihres Vermittlungsunterstandes und haben eben eine Verbindung zwischen Artillerie und Beobachtungsabteilung hergestellt, als sie der Luftdruck und die Detonation eines Einschlages in die Höhe jagt.

"Das war eine 15er", meint Gefreiter Börgmann, und er hat richtig taxiert.

Alarm! Wieder setzt es einen und noch einen. Die drüben schießen mal wieder mit allen Kalibern in das von Deutschen besetzte Dorf, das plötzlich menschenleer daliegt. Alles hat sich in die Keller verkrochen, aber ein paar Kameraden hat es erwischt, als sie

Ein Volltreffer hat unmittelbar an einem Wasserlauf ein paar Meter Leitung zerrissen und einen Leitungsmast umgeworfen: „Löwe“ und „Renate“ sind getrennt — der Störungstrupp muß hinaus und trotz feindlichem Feuer die Leitung in Ordnung bringen.



aus dem Quartier über die Straße in den Unterstand rennen wollen: fünf bleiben auf der Straße liegen.

Das Dorf erbebt unter den Einschlägen der schweren Brocken. Alles ist jetzt in Sicherheit, nur die Fernsprecher arbeiten unbeirrt weiter. Für sie beginnen jetzt die Stunden, in denen sie ganz wach sein müssen. . „Hier Vermittlung Löwe! Vermittlung Löööwe! Hören Sie, Renate, hören Sie? Hier Vermittlung Löwe! Renate, hören Sie --------?"

Keine Antwort. Die Leitung zum Artillerieregiment ist gestört. Jede Sprechverbindung von der B-Stelle, der Infanterie, den anderen Einheiten zur Artillerie ist also unterbunden.

Der Leiter der Vermittlung gibt ruhig seinen Befehl: „Störungstrupp fertigmachen! Sofort auf Strecke gehen!"

Gerade diese Leitung ist ungeheuer wichtig. Von ihrem Intaktsein hängt das Leben vieler am Feind liegender Kameraden ab. Also gibt es gar nichts anderes: Bautrupp-Uffz. R. muß raus ins Feuer.

Er nimmt mit seinen Gefreiten das Störungsgerät, und dann gehen sie hinaus in die vom Mündungsfeuer grell durchzuckte Nacht, tasten immer der dünnen Drahtleitung nach, die jetzt zu Tausenden von Kilometern durch feindliches Land zieht.

*

Dauernd liegen die Männer im Dreck, dauernd krepieren um sie herum die Granaten, reißen metertiefe Löcher und schleudern Stahl und Steine um sich. Irgendwo muß es also die Leitung zerrissen haben, irgendwo auf dieser zerhackten Strecke, vielleicht nur einmal, vielleicht zwei, mehrere Male. Meter für Meter arbeitet sich der Trupp weiter, nach allen Seiten sichernd; denn es wäre nicht das erstemal, daß Nachrichtensoldaten von feindlichen Spähtrupps aus dem Hinterhalt überfallen wurden. Der Feind weiß, daß sie dank ihrer Tätigkeit über manches besser informiert sind als die Männer anderer Truppenteile.

Schließlich ist die Stelle gefunden, an der der Einschlag den Draht auf 10 m Länge zerrissen hat, mitten zwischen Trümmern und Trichtern, zwischen den Lachen zerplatzter Wasserleitungen und aufgewühltem Schlamm.

„Zwei Mann mit dem Störgerät her, die anderen an der Gartenmauer in Deckung gehen!" befiehlt Uffz. R. Dann flickt er mit den beiden Kameraden die Drahtenden.

Plötzlich ein Surren und Zischen in der Luft ----- Einschlag in der Gartenmauer, dicht bei seinen Männern, die sich platt in den Dreck geworfen haben, das Gesicht in den Armen vergraben. Ein dumpfer Knall, Steinsplitter und Erde überschütten die Felduniformen. Das ist das Ende, denkt jeder; aber es wird plötzlich unheimlich still um sie. Sie fassen das nicht ganz, liegen immer noch im Schlamm und heben immer noch nicht den Kopf. Vor ihnen steht die Mauer, steht immer noch. Eine Minute, zwei Minuten, dann sieht der Unteroffizier auf: In geringer Entfernung liegt zwischen den Steinen eine in mehrere Teile zerborstene Granate . . .

„Blindgänger!" schreit er, „Blindgänger, Jungs! Wir haben Schwein gehabt. Los, auf, die Leitung in Ordnung bringen!"

Ein paar Griffe noch, dann ein Proberuf: „Löwe" meldet sich wieder.

Durch das schwächer gewordene Feuer geht es zurück zum Unterstand. Den Schlaf können sich die Männer vom Bautrupp wieder mal hinter die Ohren schreiben. Der Franzmann hat noch zwei Leitungen zerschossen, also geht es gleich weiter. ...

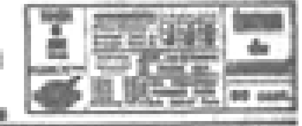
Dreißig Minuten war der Artillerie-Kommandeur von seiner B-Abteilung getrennt, die Vermittlung meldete sich nicht, der Draht, der Nervenstrang der Armee, war durch Granateinschlag zerrissen. Dann schrillte bei ihm der Fernsprecher: „Herr Oberstleutnant, Störungstrupp meldet den Schaden behoben, ‚Löwe' meldet sich wieder, ich verbinde!"

*

Ein paar Tage nach dem Einsatz bei Robelmont überreicht der Kommandeur der Nachrichten-Abteilung dem Uffz. R. im Namen des Führers das EK.



Rast in einem Trichter nach anstrengendem Marsch.



Paris-soir

LES ALLEMANDS ONT ENGAGÉ DEUX MILLE CHARS

mais nos troupes leur opposent une tactique nouvelle

So kündigte die französische Presse die neue deutsche Offensive an („Die Deutschen haben 2000 Panzerkampfwagen eingesetzt, aber unsere Truppen setzen ihnen eine neue Taktik entgegen“, lautete im „Paris Soir" vom 8. Juni die Schlagzeile). Auch die „neue Taktik“ rettete Frankreich nicht.

X— Uhr = Angriffsbeginn

Der Durchbruch durch die Weygand-Linie

Von Gefr. Treffz-Eichhöfer

Einen Tag, nachdem Dünkirchen gefallen und die große Vernichtungsschlacht in Flandern und im Artois und am Ärmelkanal beendet war, am 5. Juni 1940, traten die deutschen Armeen wiederum in breiter Front zum Angriff gegen das Heer Frankreichs an.

Nachdem der Feind Holland, Belgien und Nordfrankreich trotz aller starken Befestigungen hatte aufgeben müssen, hatte er dem Ansturm der Deutschen „une tactique nouvelle“ entgegengesetzt, eine angeblich neue Taktik, geschaffen von dem französischen General Weygand.

In der „elastischen Verteidigung“ sollte diese neue Taktik bestehen, in einer Verteidigungslinie, die sich an die Somme, die Aisne und Oise anlehnte; „elastisch“ insofern, als die natürlichen Deckungen dieser sogenannten Weygand-Linie bis zur letzten Möglichkeit ausgenutzt wurden — Hecken, Waldränder, Scheunen, Häuser, Hauskeller, Bodensenkungen, Flüsse, Kanäle usw.

Ungeheure Hoffnungen setzten die Franzosen und die Engländer, von denen allerdings kaum einer noch auf französischem Boden war, in diese Linie, von der man glaubte, daß eine der gefürchtetsten deutschen Waffen, die Panzerkampfwagen, sich in ihr wie in einer Mausefalle verfangen wurde.

Es kam anders. Schon am Abend des ersten Angriffstages konnte das Oberkommando der Wehrmacht bekanntgeben :

„. . . Der Übergang über die Somme zwischen der Mündung und Harn und den Oise-Aisne-Kanal wurde erzwungen und die dahinter im Bau befindliche sogenannte Weygand-Linie an verschiedenen Stellen zu Fall gebracht.“

Nach vier Tagen war es aus mit der „tactique nouvelle“. Die Weygand-Linie lag hinter unseren Truppen, vor ihnen Paris, Frankreich und der Sieg.

Unsere Division bereitet den Angriff auf die Weygand-Stellungen am Südufer der Aisne vor. Sie rückt in ihren Abschnitt Ambly—Fleury—Givry ein, löst die dort stehenden Teile einer anderen Division ab.

Tagsüber scheint die ganze Landschaft erstorben zu sein wie alle diese nordfranzösischen Gegenden, von denen der Krieg Besitz ergriffen hat. Nichts deutet darauf hin, daß sich hier ein Gewitter in Stahl und Feuer zusammenballt, daß sich hier gefährliche Energien sammeln, die ein einziger Befehl plötzlich entfesseln wird.

Der Mann in der Truppe ahnt, daß etwas Großes bevorsteht, der erste Großangriff seiner Division auf die Weygand-Stellungen. Alles deutet darauf hin. Die Division hat Verstärkungen an schweren Waffen erhalten. Korpsartillerie bezieht den Abschnitt, Heeresartillerie, schwere Mörser und eine schwere Haubitzbatterie rücken an, Baubataillone, Brückenbaukolonnen mit ihren Pontons und vielen Schlauchbooten ziehen über die Straßen. Jeden erfaßt ein Gefühl der Sicherheit, der Unüberwindlichkeit, jeder brennt darauf, den Angriff mitzuerleben.

Abends pulst mit Beginn des Dunkelwerdens das Leben in diesem Raume auf. Da ist kein Meter Straße, der nicht belegt, kein Nebenweg, auf dem es möglich wäre, gegen den Strom zu schwimmen. Die Masse der Angriffsverbände schiebt sich in ihre Stellungen.

Lautlos geht das und lichtlos. Jedes überflüssige Geräusch bedeutet hier Verrat. Schlimm genug, daß das Klappern der Pferdehufe nachts weiter zu hören ist als am Tage, daß die Motoren der keuchenden Lastwagen nicht weniger hämmernd fahren können. Alles Motorisierte, alles, was schneller nach vorne muß und kann, rollt an

Unaufhaltsam marschieren die deutschen Truppen der Weygand-Linie entgegen. Artillerie aller Kaliber schützt, gut getarnt, die Angriffsstraßen.



den marschierenden Kolonnen vorbei: bespannte und motorisierte Artillerie Munitionskolonnen, Troßwagen, die Fahrzeuge der Stäbe, die Pioniergeräte.

Und das alles bewegt sich vollkommen ohne Licht. Es ist ein Tasten oft, ein Vorwärtsschieben in Ungewisses Dunkel. Die feindliche Artillerie liegt ja auf der Lauer, wartet nur darauf, daß ihr von irgendwoher das Signal zum Losdonnern gegeben wird. Aber es bleibt ruhig an diesen Vormarschwegen. Nur in die besetzten Ortschaften, die der Feind auf seinen Karten verzeichnet sieht, schlagen die Granaten ein oder irgendwo an Waldränder, in Mulden, wo er unsere Artillerie vermutet, die immer noch schweigt. —

Da rollen die Nachschubformationen an, Bäckereikompanie, Schläch-tereizug, Werkstattkompanie, Verpflegungsfahrzeuge, das Feldpostamt, all die vielen stillen, treuen Wegbegleiter des kämpfenden Soldaten, die in den letzten Tagen und Wochen über und über in der Arbeit saßen und in ununterbrochener Einsatzbereitschaft dafür sorgten, daß die Division heute bis ins kleinste für den kommenden Großangriff bereit ist; die fahrbaren Reparaturwerkstätten und Tankwagen, die Einheiten der Sanitätskompanie, der Krankenkraftwagenzug alles in größter Alarmbereitschaft, mit restlos aufgefüllten Beständen, mit reichlichen Reserven. —

Südlich der Aisne hält eine französische Division, die sich bisher gut geschlagen hat, starke Besetzung an der Aisne und am Ardennenkanal in sehr geschickt versteckten und zum Teil überdachten Feldstellungen mit schwachen Drahtsperren, schwacher Artillerie, Wanderbatterien...

Auftrag der Division ist, die Höhen südlich des Ardennenkanals zu neh-men, um für nachstoßende Panzerkräfte einen Brückenkopf zu bilden und ihr den Durchbruch auf Bar-le-Duc zu ermöglichen.

Der Angriff unserer Division soll möglichst rasch die Höhen von Saul-ces-Champenoises und Vaux—Champagne gewinnen und weiter vorgetragen werden bis um Pauvres.

In der Nacht vor dem Angriff herrscht schwache feindliche Artillerietätigkeit, dafür regere Fliegertätigkeit. Man bereitet das Letzte für den Großangriff auf die Aisnestellungen vor. Die mathematischen Zeichen des Feuerplans formen sich zu einem einheitlichen Bild.

Funkstille wird eine Viertelstunde vorher aufgehoben. Weiter werden die für einen Stellungswechsel zu treffenden Maßnahmen mit den Kommandeuren durchgesprochen. Bis 04.40 Uhr ist zu melden, daß die Verbindung mit der Infanterie aufgenommen ist.

Pioniere und Infanteristen haben im Schutze der Nacht das Brückengerät, Schlauchboote und das Material für die Laufstege nach vorn gebracht und ihre Bereitstellungsräume eingenommen.

Da brüllt es los: Angriff! Ein brodelnder Hexenkessel ist jetzt Luft und Landschaft. Unsere Artillerie zerschlägt drüben Stellungen, Dörfer, Nachschub. Totentanz in fürchterlichster Form vollführen die Granaten. Das rumort und heult, zischt, scheppert, orgelt, reißt und kracht, und dann springt es plötzlich weiter, weil die mathematische Gleichung es so will: ruhiges Zerstörungsfeuer auf Räume hart südlich des Kanals.



Hartnäckig verteidigten in der Weygand-Linie die Franzosen jede Hecke und jedes Haus Zuweilen brach erst Artillerie den erbitterten Widerstand selbst dieser Nester



Infanterie im Angriff.

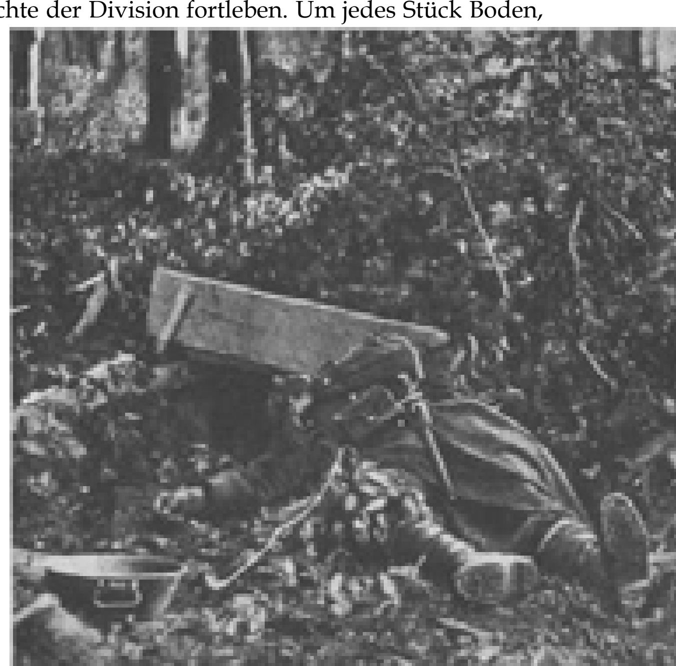
Und nun rennen die Sturminfanteristen unter diesem Dach jagender Geschosse vor, brechen aus den Wäldern heraus, sehen im Nebel nichts, halten sich am Koppel des Vordermanns, hasten der zitternden Marschkompaßzahl 32 nach:

Angriff auf den Schicksalsfluß Aisne, Vorwärtshasten in nebelversunkener Landschaft, die von Stahl, Eisen und Pulverdampf vergiftet ist. Ringsum Schreie und Stöhnen Verwundeter, Platzen von Luftkrepierern, peitschendes Gerassel mähender MG-Garben, Tote, Sterbende, kriechende, vorspringende Infanteristen, Pioniere, Funker.

Jedes Regiment hat seine Angriffsbataillone, jedes Bataillon seine Sturm-kompanien, jede Kompanie ihre Stoßtrupps. Die Sturmkompanien treten um 04.45 Uhr aus der Bereitstellung (etwa 500 m vor der Aisne) an, die anderen Kompanien folgen auf dem Fuße. Schon an der Brücke über den Mignybach, einen kleinen Nebenfluß nördlich der Aisne, schon auf den Wiesenstreifen und aus den Wäldern diesseits des Flusses schlägt den Angreifern starkes MG- und Granatwerferfeuer entgegen. Bis gegen 05.00 Uhr haben sich die Männer trotzdem unter ersten Verlusten bis an das Ufer oder die davorliegenden Waldstreifen vorgearbeitet.

Dichter Bodennebel liegt jetzt über der Landschaft, vermischt sich mit dem Rauch des Artilleriefeuers und wird so undurchdringlich, daß man kaum 3 m weit sehen kann. Und damit ist den Angreifern ein ungeheuer gefährlicher Feind erstanden, der die Beobachtung und damit eine zentrale Führung der Artillerie zur Unterstützung unmöglich macht. Die Infanterie ist jetzt plötzlich auf sich selbst angewiesen, muß auf die Unterstützung der schweren Waffen verzichten.

Jeder einzelne Soldat muß gegen den durch seine günstige Verteidigungslage weit im Vorteil stehenden Feind ringen. Und was die kommenden Stunden an Heldenmut, Verwegenheit und entschlossenem Draufgängertum unserer Infanteristen und der mit ihnen vorstürmenden Pioniere, Artillerie-Beobachter, Fernsprecher und Funker zeigen, wird für ewig in der Geschichte der Division fortleben. Um jedes Stück Boden, jeden Waldstreifen wird erbittert gekämpft. Von allen Seiten schießen unsichtbare Baumschützen, MG bestreichen das Gelände, gut liegendes feindliches Abwehrfeuer setzt ein, und vom gegenüberliegenden



In den Wäldchen der Weygand-Linie waren schach brettartig und tief gestaffelt Schützennester ausgebaut worden. Neben dem gefal lenen Franzosen der Eingang zu einem provisorischen Unterstand.



Ufer des Flusses prasselt den Regimentern ein wahrer Feuerregen entgegen.

Und trotzdem, trotz hoher Verluste, erreichen unsere Bataillone die Aisne, bringen mit den tapferen Pionieren die Schlauchboote zu Wasser, legen Laufstege und setzen über.

Jenseits des Flusses kämpfen sie weiter. Mit Handgranaten und MG räuchern sie feindliche Nester aus, jagen MG-Garben in die Bäume, rollen Gräben auf, überrennen Stacheldrahtsperren, machen Gefangene und arbeiten sich so Schritt für Schritt weiter an den Ardennenkanal heran, allen voran die Offiziere. Sie sind immer da, wo etwas stockt, wo sich aus dem Nebel neue Hindernisse auftürmen.

Auf dem Inselstreifen graben sich die Trupps ein, nehmen Deckung in Gräben, schlagen jeden französischen Gegenangriff zurück. Einen Tag und eine Nacht währt dieser harte Nahkampf.

In lang auseinandergezogenen Linien ging, zusammen mit Panzerkampfwagen, die Infanterie vor. Einzelschützen des Feindes verteidigten die Hecken und Waldränder. Sonst sah man vom gut getarnten Feind nichts (oben). Bild rechts: Im Anmarsch auf die Weygand-Linie. Gegenseitig ebnen sich Infanterie und Panzer den Weg durch die letzte Verteidigungslinie des Feindes.

In der Nacht zum 10. 6. werden die Regimenter durch Ersatz des Marsch-bataillons aufgefüllt, dann soll am 11. morgens der Angriff weitergetragen werden.

Aber der Gegner weiß, daß er ein zweites Mal dem Ansturm solcher Soldaten nicht standhalten kann. Seine Reihen sind stark gelichtet, ein großer Teil seiner Verteidigungsanlagen ist zerstört, die Weygand-Stellungen sind in unserem Artilleriefeuer zerbrochen. Er hat sie in der Nacht verlassen, und ohne weiteren Widerstand rückt die Division in die Champagne vor.

Die Aisne liegt hinter uns ...

Ihr Flußbett ist zum Totenbett für viele Kameraden geworden, deren letzte heiße Segenswünsche bei Deutschland und dem Führer waren. Und es waren bei Gott nicht

die Schlechtesten, die uns dort verließen. Aber wir gehen ihren Weg weiter, auf den uns das Trommelrühren vor Monaten rief. Sie haben uns den Weg zu den Schlachtfeldern unserer Väter gewiesen, die seit dem Weltringen 1914/18 der Kalkboden der Champagne deckt, den Weg zum Siege.

Um uns Dörfer, die sich zum Sterben hingelegt haben, in uns der Glaube an unsere deutsche Zukunft und der Wille, unserer Heimat ihr Recht zu erkämpfen. Beutestücke sind unsere Meilensteine, zerbrochene Fensterscheiben die Spiegel, in denen sich das Entsetzen der vor uns fliehenden schwarzen und weißen Franzosen gefangen hat, rauchgeschwärzte Ruinen als mahnende Trümmer eines sterbenden Zeitalters, das den Siegeslauf der jungen Armee Adolf Hitlers nicht hemmen konnte.

An den Wegen eine Unzahl leblosen Materials: das war Frankreichs Stärke, diese ausgebrannten Tanks, diese zerschlagenen Geschütze, diese umgeworfenen MGs., diese durchbrochenen Tanksperren. Das war Frankreichs Hoffnung: diese Poilus, denen jetzt das Entsetzen und maßlose Staunen über das stählerne Ungewitter, das über sie gekommen ist, aus den Augen spricht. Diese Unzahl von Armierungsstücken, die daliegen, als sei aller menschliche Verteidigungswille aus ihnen entflohen, als beugten sie sich vor der überragenden Kraft des Ansturmes eines neuen Jahrtausends.

Wir marschieren ungestüm über all das fort, den Lehm der Champagne an den Kommißstiefeln. Wo ist Widerstand? Nirgends, außer in dem

Bild auf der linken Seite: Schlauchboote und Stege bilden eine improvisierte Brücke über die Alsne.
Bild unten: Völlig zerstörte Häuser am Rande der Dorfstraßen legen Zeugnis von den hartnäckigen Kämpfen an der Weygand-Linie ab.





Die Division marschiert — entgegen kommen ihr die unendlichen Kolonnen jener, die aus der Weygand-Linie in die Gefangenschaft ziehen.

Nur ab und zu wird aus den Büschen längs der Vormarschstraßen geschossen. Meist sind es schwarze Franzosen, die schnell in unsere Hände fallen.



dichten Gestrüpp der Wälder, wo schwarze Franzosen auf uns schießen. Es ist, als habe man sich hier apathisch in sein Schicksal ergeben; wir finden einen toten Poilu am Wege. Er hat die Augen weit aufgerissen, als könne er das nicht glauben, was er in den letzten Stunden seines Lebens gesehen. Wo bist du, Grande Nation? Wo sind deine Hüter? Wo seid ihr, die ihr die Boches zerschmettern wolltet?

So marschiert die Division, eine der vielen Infanterie-Divisionen, weiter durch Mittelfrankreich. Auf den Wegweisern der Städte und Dörfer, die uns in ihrer Zerstörung hilflos anstarren, steht gedruckt: Départensent Marne.

Marne, das Schicksalswort des Weltkrieges . . .

Straße des Sieges — Straße der Niederlage.





Reiterspähtrupp vor Paris

Aus einem Tagebuch

Frankreich, im Juni 1940

Bis an die Steigbügel reicht das Getreide. Mühsam bahnen die Pferde sich ihren Weg durch die dichten Halme, Schaumflocken kleben an ihren Flanken; Schwärme von Stechfliegen begleiten sie.

Neben mir reitet der Wachtmeister auf einem großen Trakehnerfuchs. Unablässig gehen seine Augen in die Runde. Keine Bewegung, kein verdächtiger Punkt im Gelände entgeht ihm. Hin und wieder verhält er kurz und setzt das Glas an die Augen. Einmal dreht er sich im Sattel um und zeigt mit dem Glas schräg voraus. Zwei Mann der Gruppe, die weiter hinten auseinander gezogen reiten, setzen sich in Galopp, jagen durch das aufrauschende Getreide zu einem Zivilisten, der halb verdeckt durch das Korn geht. Er hat keine Waffen bei sich; wir lassen ihn laufen.

Weit und breit kein Artilleriefeuer, kein Gewehrschuß zu hören. Trotzdem sind unsere Nerven gespannt. Wir traben hier als vorgeschobene Spitzen einer Kavalleriedivision kaum 30 km vor Paris – genau wie unsere Reiterpatrouille im Spätsommer des ersten Weltkriegsjahres. Wir sind den hastig zurückflutenden Franzosen auf den Fersen. Versprengte Teile des Feindes irren noch überall umher, und jeden Augenblick kann das Tacken eines MG den Frieden um uns jäh unterbrechen.

Unser Ziel ist das Dörfchen Meulan an der Seine. Wir suchen drei Reiter, die gestern von einem Spähritt nicht zurückgekommen sind. Unsere Hoffnung, sie noch lebend zu finden, ist nicht sehr groß. Zwei Reiter, die gestern von dem Spähtrupp allein nach Hause gekommen waren und uns nun den Weg zeigen, erzählen uns von einer kilometerlangen Flüchtlingskolonne, an der sie vorbeigeritten seien, und in deren Reihen sich zahlreiche bewaffnete Franzosen befunden hätten. Die meisten wären völlig erschöpft und demoralisiert gewesen und hätten ihre Gewehre ohne weiteres abgeliefert. Andere aber hätten sich noch vor der Entwaffnung seitwärts in die Büsche verdrückt. So hätten die fünf schon an die 30 Gefangene gemacht, die sie einfach die Straße zurückschickten, als plötzlich hinter einem Karren mehrere Franzosen hervorsprangen und dem Führer des Spähtrupps, einem Unteroffizier, in den Zügel fielen. Im gleichen Augenblick knallten zahlreiche Schüsse, so daß die beiden Reiter, die uns jetzt begleiten, schnell in Deckung galoppierten. Als sie wieder vorstießen, sahen sie ihren Unteroffizier leblos auf der Straße. Einen zweiten Vorstoß mußten sie aufgeben, als ihnen wieder die Kugeln um die Ohren pfiffen. Auf weiten Umwegen hatten sie im Querfeldeinritt spät abends die Schwadron erreicht.

Es ist schwierig, sich hier zu orientieren. Immer wieder müssen die beiden vor, um den Weg zu suchen. Überall die gleichen Hügel und die weiten Getreidefelder, überall Dörfer, die einander gleichen wie ein Ei dem andern. Sprungweise galoppieren zwei Sicherer von Höhe zu Höhe voraus, um zu beobachten. Auf einmal winken sie zu uns herüber und zeigen auf ein Dorf, daß wir gerade in weitem Bogen umreiten. Durch das Glas erkennen wir drei bewaffnete Marokkaner mit einem beladenen Maultier; sie kommen gerade auf uns zu. Das Maschinengewehr geht in Stellung. Aber schon von weitem werfen die drei die Hände hoch und ergeben sich. Sie sind vollkommen erschöpft und erzählen, daß sie schon seit Tagen in dieser Gegend umherirren.

Vor uns liegt das letzte Dorf vor Meulan. Ausgestorben ist die Straße, nur ein paar herrenlose Hunde drücken sich an den Häusern entlang. Die Hufe

Als vorgeschobene Spitze einer Kavalleriedivision trabt ein Reiterspähtrupp dicht vor Paris durch Wiesen- und Getreidefelder — genau wie im Spätsommer des ersten Weltkriegsjahres





Schon von weitem waren auf einer Straße, die durch die Felder vor Paris führte, bewaffnete Marokkaner mit einem beladenen Maultier erkannt worden. Sie erhoben sofort die Hände, als sie die deutschen Reiter bemerkten, und wurden, von einem Radfahrer beglei-tet, mitsamt ihrem Maultier nach hinten in Marsch gesetzt.

Hufe klappern im Galopp über das Steinpflaster. Im Vorbeireiten sieht man hier und da ängstliche Zivilisten aus den Fenstern schauen. Ohne daß ein Schuß gefallen ist, erreichen wir das jenseitige Dorfende. Nun reiten wir wieder Schritt. Vorne sieht man schon Meulan.

Auf einer Parallelstraße links über uns am hohen Seineufer erkennt man jetzt eine endlose Reihe von Pferdewagen und Autos, die sich bis nach Meulan hinzieht. Es ist die große Flüchtlingskarawane, die seit gestern vor der gesperrten Seinebrücke festliegt.

„Absitzen zum Gefecht!" befiehlt der Wachtmeister. Die Pferdehalter führen die Pferde in Deckung zurück. Mit schußbereiten Karabinern und Maschinenpistolen geht es auf der Dorfstraße entlang. Mitten im Ort treffen wir auf die Flüchtlingskolonne, einen Haufen unglücklicher Greise, Weiber und Kinder, die gezwungen wurden, ihre Höfe zu verlassen und nun schon seit Tagen ohne Essen und Trinken nach Westen ziehen. Angstvoll geben sie Auskunft. Nein, französische Soldaten seien nicht unter ihnen.

Auf einmal Artillerieeinschlag dicht hintereinander in unserer Nähe. Französische Artillerie? Gerade sind wir wieder aufgesessen und umreiten seitwärts das Dorf, da erkennen wir plötzlich einen Soldaten an einer Toreinfahrt. Es ist der Spähtrupp einer anderen Schwadron. Er ist gestern abend angekommen und hat die drei Vermißten und von uns gesuchten Reiter gefallen an der Straße liegen sehen. Ein Oberleutnant bezeichnet uns genau die Stelle.

Wieder erreichen wir die Flüchtlingskolonne und reiten an ihr entlang.

„Da liegt eine deutsche Feldflasche!" ruft einer, und gleich darauf stehen wir vor den Gefallenen, die nur wenige Schritte auseinander am Straßenrand liegen, jeden Augenblick können wir wieder Artilleriefeuer bekommen. Ohne Verzug wird ein großer zweirädriger Karren freigemacht, und schnell sind die Gefallenen aufgeladen, während das MG und Karabinerschützen nach allen Seiten sichern. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Wir erreichen wieder das freie Feld. —

Während ihres ganzen Vorstoßes hat die Kavalleriedivision mit Panzern kämpfen müssen. Immer wieder versuchten die französischen Panzer von vorn oder aus der Flanke die Reiter anzugreifen. Aber noch bevor sie an die Spitze herankamen, waren sie schon gemeldet, und im Galopp hatten sich die Reiter rechts und links der Straße in dem Waldstück in Deckung gebracht. Pak und die schnell abgeprotzten Geschütze der reitenden Artillerie empfingen dann den Feind.

32 feindliche Panzer säumen heu-te die Vormarschstraße der Division. Der Rest der Panzer irrt diesseits der Seine vor den meist gesprengten Brücken umher, taucht hier und da, oft sogar hinter den vorgeschobenen Schwadronen auf. Aber bald hat auch der letzte von ihnen sein Vaga-bundendasein beendet.

Am Spätnachmittag liegt wieder das kleine Schloß vor uns, in dem eine Schwadron einquartiert ist. In langen Reihen stehen die Pferde unter den schönen alten Linden des Parks. Ein Bild tiefsten Friedens; fast könnte man glauben, auf eine Jagd-gesellschaft nach dem Halali gesto-ßen zu sein, und dabei sind diese Reiter die vorderste Spitze des deutschen Heeres vor Paris, genau wie 1871 und 1914.



Ein Kradmelder, der mit zwei leichten Spähwagen weit vorgestoßen war; an der Seine konnte von ihm und den Spähwagen ein ganzes Bataillon mit 400 Mann überrascht und gefangengenommen werden. Auf dem Benzintank des Krad das Zeichen eines Reiterregiments.





Eine reitende Batterie



Dicht unter den Mauern der Pariser Vororte streifen Reiterspähtrupps. An der unteren Seine ist der Fluß, die Schlagader Frankreichs, an mehreren Stellen von den deutschen Truppen überschritten worden. Artillerie und Infanterie liegen vor den Schutzstellungen der französischen Hauptstadt.

Wird Paris sich verteidigen wie 1870? Millionen von Menschen sind aus der Hauptstadt geflüchtet. Sie kennen das Schicksal Warschaus, das Schicksal Rotterdams und wissen genau, was ihnen und ihrer Stadt bevorsteht, wenn Paris zur Festung erklärt wird und sich dem deutschen Heerbann widersetzt. Das ist auch den französischen Machthabern klar, die die Verteidigung der Hauptstadt wünschen. Aber weil sie wissen, was sich wahrscheinlich ereignen wird, wenn sie Paris zur Festung erklären, bleiben sie schwankend und überlassen es den Briten, die bevorstehende Vernichtung von Paris propagandistisch auszunützen; aber auch die emsige britische Propaganda wendet das Verhängnis nicht ab.

Bespannte Kolonnen nordwestlich vor Paris auf dem Vormarsch zur französischen Hauptstadt.



Mit unvergleichlicher Durchschlagskraft und Präzision setzt die deutsche Wehrmacht in Frankreich den Kampf fort.

„Nordwestlich Paris stehen unsere Divisionen an der Oise 20 Kilometer vor Paris und vor der beiderseits Senlis verlaufenden Schutzstellung von Paris. Compiègne, der Schauplatz des schmachvollen Waffenstillstandsdiktates des Jahres 1918 und Villers-Cotteret sind in unserer Hand. Ostwärts des Ourq ist die Marne auf breiter Front mit starken Kräften erreicht . . .", berichtet am 12. Juni das Oberkommando der Wehrmacht.

Die Gefahr für Paris wird drohender. An mehreren Stellen durchstoßen unsere Panzer- und motorisierten Divisionen die durch die Flüchtlingskolonnen ungeheuer erschwerten Rückmarschbewegungen des Feindes; der fliehende Gegner wird überholt. Von Paris bis an die Maginotlinie bei Sedan ist der Feind in vollem Rückzug.

Entgegen dem heißen Wunsch seines englischen Bundesgenossen verzichtet Frankreich, das seine sichere Niederlage vor Augen sieht, nun doch auf das Opfer seiner Hauptstadt. Am 14. Juni 1940 kann das Oberkommando der Wehrmacht melden:

„Von Infanteriedivisionen wurde die Schutzstellung von Paris durchbrochen. Die feindlichen Kräfte reichten zum Schutz der französischen Hauptstadt nicht mehr aus. Unsere siegreichen Truppen marschieren seit heute vormittag in Paris ein."

Und am nächsten Tag: „Die Verfolgung ist zwischen der unteren Seine und der Maas überall im Gange. Die Auflösung der geschlagenen französischen Armee schreitet fort ..."



Feldgraue auf dem Triumphbogen, im Hintergrund der Eiffelturm.



Deutsche Infanterie marschiert am Arc de Triomphe vorbei in Paris ein.

Die Brücke »Aristide Briand«

Durch tausend französische Bajonette nach Vichy

Ich sehe auf die Uhr und entziffere mühsam: 1.45 Uhr. Die milde Nacht des südfranzösischen Sommers liegt über dem Lande. Es ist eine wunderbare, gleißende Sternennacht. Und doch ist es ungemütlich. Denn wir haben die Feindberührung verloren. Wir hocken müde auf unseren Raupenfahrzeugen, und nur an eines hätten wir denken mögen: schlafen, schlafen, schlafen. In einem Dorf, Bessay hieß es, mußten wir gewaltsam eine Tankanlage aufbrechen. Der Brennstoff war uns ausgegangen. Aber wo ist bloß der Feind?

Weiter . . . weiter, die Landstraße flußaufwärts. Akazien waren der Landstraße angesäumt. Noch nie hatte diese Landstraße einen deutschen Soldaten gesehen. Aber wo mochte bloß der Franzmann stecken?

Ich sehe wieder auf die Uhr: 4 Uhr 35. Wir schreiben heute den 19. Juni 1940. Da stehen schon ein paar Kradschützen neben uns, auch zwei Pak-Geschütze, ferner ein Häuflein Infanterie. Durch den hohen Weizen prescht ein Wagen heran. Ein Offizier steht aufrecht darin, ein Oberstleutnant. Er verlangt unseren Zugführer, den Leutnant. Sagt: „Sie haben den Auftrag, mit Ihrem Zug und einem Halbzug Schützen meines Regiments in raschem Stoßtrupp die Brücke in Vichy sofort zu besetzen, die Sprengung zu verhüten und Widerstand, der zu erwarten ist, zu brechen."

Unser Zugführer wiederholt den Befehl. Ein Blick auf die Karte und einen auf den nahen Kilometerstein: „Vichy 42 Kilometer." Dort ist der Halbzug Schützen mit 2 Maschinengewehren. „Aufsitzen! Anwerfen!" Ich muß schnell zählen: 16 Infanteristen auf ihren Kübelwagen und unser Zug leichte Flak, drei Geschütze mit 22 Mann.

Wir durchfahren Dörfer; St. Gerand le Puy, Magnet, Cusset heißen sie. Kein feindlicher Schuß will uns aufhalten. Aber Flüchtlinge, Flüchtlinge, Flüchtlinge! Eine Armee des Elends, der Not, der Verzweiflung.

Weiter, weiter! Die Fahrzeuge klettern einen Berg hoch. Da fällt der Blick ins Tal: das ist Vichy. Das ist der Weltbadeort, der uns bisher tausendmal auf den Etiketten der Mineralwasserflaschen begegnet war. Da ist also unser Ziel. Hinter den ziegelroten Dächern schimmert der Fluß, milchig und weiß. Durchs Glas erkennen wir auch die Brükke. Zwei Soldaten erheben sich aus einem Getreidefeld, Poilus, mit erhobenen Händen; am Rand der Straße sitzen noch zwei, ergeben sich . . . Unsere Fahrzeuge rasen weiter, eilen den Berg hinunter. In einem Park stehen auf ihren steinernen Postamenten pralle, rundliche Putten, mit allegorischem Weinlaub umwunden. Ein Poilu steht dabei, barhäuptig, den Stahlhelm einem dieser rundlichen, steinernen Wesen auf den Kopf gestülpt, das Gewehr angelegt daneben. Er wird nicht mehr schießen, hebt die Hände.

Unsere Fahrzeuge verlangsamen das Tempo. Merkwürdig, wirklich merkwürdig. Kein Widerstand, kein Schuß, nichts.

„Vorsicht, Herrschaften!" ruft uns der Leutnant zu. Das kennen wir ja. Sie lassen immer alles dicht 'rankommen. Wir haben die ersten Häuser Vichys erreicht. Ungezählte Flüchtlinge, die uns anstieren. Was wird jetzt geschehen? Da ist auch schon die Khaki-

farbe des Poilus. Runter von unseren Fahrzeugen. 45 Mann und 3 Offiziere lassen sich entwaffnen. Es ist die Nachhut der französischen Truppen. Sie ist überrascht. Wir kommen zu plötzlich. Die Gewehre auf einen Haufen, Benzin drüber und ein Streichholz dran. So läßt sich ihre Armee entwaffnen, die stolze, große, gewaltige und ruhmreiche Armee Frankreichs!

„Aufgesessen!" Weiter... Die Fahrzeuge rasen durch die Straßen, ein ungeheueres Getöse verursachend. Vielleicht sind es Panzer, mögen sie denken. Wir haben den Stahlhelm ganz fest gebunden, den Gewehrschaft ganz fest in den Fäusten. Es ist ziemlich dicke Luft, wir können es fast körperlich fühlen. Mit seiner ganzen Unerschrockenheit und Verwegenheit rast unser Leutnant auf dem ersten Geschütz vorneweg. Wir fahren wie durch einen Hexenkessel. Tausende, Zehntausende Zivilisten stehen auf den Bürgersteigen, zittern, viele flüchten in die Hausflure. Und es wimmelt von bewaffneten französischen Soldaten. Bringt denn niemand von ihnen sein Gewehr in Anschlag? Sie sind ratlos, kopflos, überrumpelt. Wir rasen durch das pompöse Kurviertel. Ein Kurviertel, wie sie gemalt in teuren Prospekten stehen. Alles sieht nach vielem Geld aus. Man spürt es förmlich: hier ist das gleißende Frankreich, das Eldorado für den Müßiggang der Geldbarone; Luxus und Komfort an allen Enden, unter jeder Arkade, in jedem Pavillon und um jede Fontäne.

Aber nun promenieren und flanieren sie nicht mehr. Über die Beete mit den Rhododendren, den Feuerbüschen und den Gladiolen flüchten die Poilus, werfen die Gewehre in einen Tümpel, in dem vielleicht Goldfische schwimmen, reißen ihr Koppelzeug herunter. Nur fort damit. Sie rennen, rennen irgendwohin. Fort aus dem Gesichtskreis der Deutschen. Ich muß daran denken: Wir sind doch nur 38 Mann! 38 deutsche Soldaten! Wo ist ein einziger beherzter französischer Offizier, der uns Einhalt bietet? Zahllose französische Offiziere verschwinden bei unserem Nahen in den Hausfluren. 30.000 Einwohner soll die Stadt zählen, 300.000 Flüchtlinge sind in ihr untergebracht, Tausende bewaffneter Franzosen!

Rauf auf die Brücke! Die Brücke ist heil, Gott sei Dank! Aber da sind Barrikaden an der jenseitigen Brückenauffahrt. Fünf Lastkraftwagen hat man quer über die Brücke gestellt, mit Sand beladen, mit schweren Holzplanken verbunden. Drohend und unheimlich sieht es aus.

Noch immer ist kein Schuß gefallen. Wird sie gleich in die Luft fliegen, unsere Brükke? Wir rattern hinüber, und wir denken noch, das scheint gut zu gehen. Da knallt es. - Sofort empfängt uns heftiges Maschinengewehr- und Gewehrfeuer. Die Schutzscheibe eines unserer Fahrzeuge klirrt und splittert. Aber da brüllt unser Leutnant: „Feuer frei!" Und dann funken wir unseren Feuersegen hinüber. Sehr sicher bestreichen wir mit unseren braven Kanonen
Kanonen die Ufer, die beiden Maschinengewehre, unserer Infanteristen tacken hinüber, Karabinerschüsse gehen wohlgezielt in die Parks.

Drüben beginnen sie zu flüchten. Zahllose feindliche Soldaten nehmen die Beine unter die Arme. Nur fort aus dem Feuerbereich der Deutschen.

Die Brücke geht immer noch nicht in die Luft.

Wir übersteigen die Barrikade; die dahinter standen, die Poilus, die uns mit ihrem Feuer bedachten, sind in die Parks geflüchtet. Achtzig Mann geben sich gefangen. Sie sind schnell entwaffnet.

Unterdessen wird die Brücke untersucht. Wir finden keine Sprengkörper, keine Zündschnur. Wir kamen zu überraschend. In zwei Tagen, so sagt ein gefangener Offizier aus, hätten sie mit unserem Erscheinen gerechnet. Zum Sprengen haben sie keine Zeit mehr gefunden. Ein Artilleriegeschütz, mit Rohr gegen uns, wird noch in raschem Zugriff genommen, die Geschützbedienung zu Gefangenen gemacht.

Dann gehen wir beiderseits der Brücke an den Auffahrten in Stellung, unser Geschütz mit sechs Mann auf der Stadtseite. Noch einmal werden die Parks durchkämmt. Überall, sobald wir sie anrufen, werfen die Poilus die Waffen fort, flüchten in die Stadt.

Noch schnell in verwegener Fahrt mit einem Geschütz zum Postamt in die Stadt. Der Herr Postdirektor ist ein seriöser Herr, vom Scheitel bis zur Sohle Franzose. Wie verschüchterte Hühner sitzen die Telefonistinnen an ihren Strippen. „Selbstverständlich", sagt der Herr Direktor mit wächsernem Gesicht zu unserem Leutnant — „selbstverständlich, wenn Sie es wünschen, wird der Telefon- und Telegrafenverkehr außer Betrieb gesetzt". Wir wünschen es. Die Damen mit den kirschroten Lippen und ihren verwegenen roten Fingernägeln dürfen nach Hause gehen. Zwei Posten bleiben zurück.

Dann halten wir fünf Stunden lang die Brücke, an deren Auffahrten „Le Pont Aristide Briand" steht. Fünf Stunden lang müssen wir zu dritt, den Karabiner unterm Arm, mit Handgranaten bewaffnet, die Brückenauffahrt zur Stadt von Tausenden von Menschen freihalten, die Straßen immer wieder säubern und alles auf die Bürgersteige zurückdrängen. Einen Elsässer haben wir als Dolmetscher auserkoren. Er übersetzt, was ich ihm sage: „Sagen Sie den Leuten, die Straßen müßten frei bleiben, gleich kämen die deutschen Truppen durchmarschiert, Vichy sei völlig umstellt. Bitten Sie die Leute, sie möchten auf die Bürgersteige gehen. Legen Sie die Betonung aber auf das Wort ‚bitte'. Wir Rheinländer seien zwar in der Besatzungszeit mit Kolbenstößen von den Straßen gejagt worden, aber wir Wilden, wir Barbaren, seien doch, wie sie sehen sollten, bessere Menschen."

Um 12 Uhr 50 mittags kommt als erster unserer Division, im Wagen stehend, jener Oberstleutnant, der uns in der Nacht den Befehl gegeben hatte, Vichy zu nehmen und die Brücke zu besetzen. Fünf Stunden haben wir ausgehalten. Er drückt unserem Leutnant sehr kräftig die Hand.

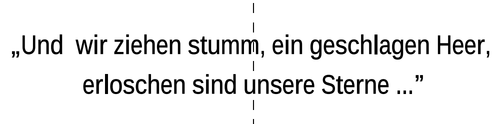
Gleich hinterher kommt die Spitze der Division, eine Kompanie Infanterie.

„Wo wollt ihr noch hin?" fragen wir die Kameraden.

„Wir leiden an Verfolgungswahn!" sagt einer und grinst und lacht. Wir haben das Lachen nicht verlernt.



Gefangene . . .



„Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
erloschen sind unsere Sterne ...”

Flüchtlinge ...

Wir brechen durch die Maginot-Linie

In der Hölle von Hollving-Saaralben

Von Oberleutnant Dr. Eichenlaub

War die Maginot-Linie in ihrer Verlängerung nach Nordwesten bereits am 14. Mai beim Übergang über die Maas im Raum von Sedan durchbrochen worden, so begann genau einen Monat später, am 14. Juni, der Angriff auf die eigentliche Maginot-Linie.

„Heute früh sind unsere Truppen an der Saarfront auch zum Frontalangriff gegen die Maginot-Linie angetreten", gibt am 14. Juni das Oberkommando der Wehrmacht bekannt, und am nächsten Tag heißt es:

„Am 14. 6. griffen Fliegerverbände aller Waffen im Großeinsatz an der Saarfront die Maginot-Linie an. Befestigungswerke, Bunker, Artillerie- und Infanteriestellungen . . . wurden während des ganzen Tages mit Bomben aller Kaliber belegt."

„An der Saarfront ist die Maginot-Linie zwischen St. Avold und Saaralben durchbrochen", meldet der Bericht vom 16. 6., und noch am gleichen Tage erfährt die Welt, daß die „unüberwind-liche" Befestigungslinie Frankreichs, die Oberrheinfront der Maginot-Linie, unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht zerbrochen ist. In Sturmbooten haben Stoßtrupps aller Waffengattungen den Rhein überschritten, eine welthistorisch Waffentat, die der Bericht des OKW vom 16. Juni 1940 in die lakonischen Worte zusammenfaßt:

„Der Oberrhein ist östlich Colmar in breiter Front im Angriff überschritten. Kampfflieger- und Flakverbände unterstützten hier erfolgreich das Vorgehen des Heeres."

Während der folgende Textbericht einen Ausschnitt aus den schweren Kämpfen an der Maginot-Linie bei Saaralben zeichnet, geben die Aufnahmen den Ablauf eines Angriffs auf die Oberrheinfront wieder — zwei Kampfhandlungen, wie sie für die Niederringung der Maginot-Linie entscheidend waren.

Lange hatte das Regiment unter seinem Kommandeur, Oberst Schwalbe, am Westwall gelegen, nachdem es im Polenfeldzug bei Posen und Kutno gekämpft hatte. Monatelang hatten der Kommandeur und seine Leute, Schlesier und Sudetendeutsche, treue Wacht im Westen gehalten. Längst war den kampferprobten Soldaten das Warten zur Qual geworden. Endlich, endlich, als unsere Soldaten bereits gegen Paris stürmten, geriet auch der Westwall in Bewegung und riefen die Fanfaren des Führers auch den Oberst und sein Regiment zum Kampf, zum Durchbruch durch die Maginot-Linie.

Dort, wo sich zwischen Saaralben und Hollving der Eckschachen- und Buschhübelwald nach Süden zieht und der Moderbach eine kleine Senke durchquert, soll das Regiment durchbrechen.

Nur wer das Gelände hier kennt, weiß, welch schwierige soldatische Aufgabe Oberst Schwalbe und seine Soldaten hier erwartete. Es war nicht nur eine Bunkerlinie zu stürmen, hier waren noch, nach dem Vorbild des Westwalles, viele Kilometer tief gegliederte, in Widerstandsnester schachbrettartig aufgeteilte Feldbefestigungen zu durchstoßen und dabei ein reichlich mit künstlichen Sperren gespickter Sumpfgrund zu überqueren.



X-Uhr! Die Männer liegen sturmbereit unter ihren Sturmbooten bei . . . am Oberrhein

Die Männer des Regiments kennen die Gegend und sind sich dessen bewußt, was sie erwartet. Aber sie wissen auch, daß vor ihnen ein Eckpfeiler der Maginot-Linie liegt und daß von ihrem Erfolg vielleicht der Erfolg des frontalen Angriffs auf die Maginot-Linie abhängt.

Mit tödlicher Sicherheit ist zu erwarten, daß der Feind diesen Eckpfeiler erbittert verteidigen und alles versuchen wird, hier unseren Einbruch in die Maginot-Linie unter dem Feuer aller Waffen zu vereiteln.

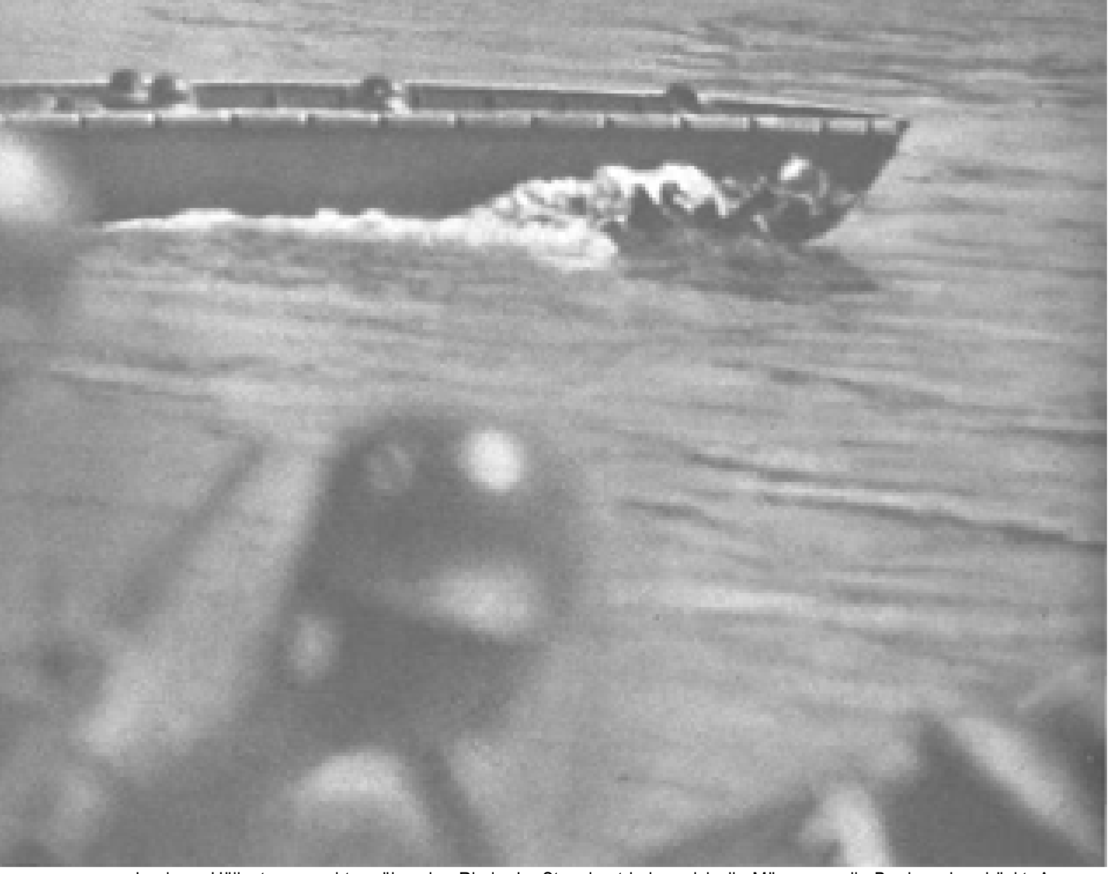
*

Die Truppen gehen in ihre Bereitstellung. Das erwartete Feuer der feindlichen Artillerie bleibt nicht aus. Die Verluste sind groß, und wir können gegen die feindliche Artillerie nichts unternehmen, denn die eigene Artillerie muß schweigen, um den Angriff nicht zu verraten.

Aber mit der Präzision eines Uhrwerks vollzieht sich die Bereitstellung. Eine Kompanie unter Führung von Leutnant G. erkundet während der Bereitstellung und unge-

Das Signal zum Angriff ist gegeben — mit blitzartiger Geschwindigkeit werden die Sturmboote ins Wasser geschoben





In einem Höllentempo geht es über den Rhein. Im Sturmboot haben sich die Männer an die Bordwand gedrückt. Am Bug eines der Boote (unten) hockt feuerbereit ein MG-Schütze.

achtet des feindlichen Feuers weiter die Gegend. Die Nacht zum 14. Juni rückt heran. Schwül lagert sie über dem Eckschachenwald. Ein schwerer Gewitterregen ist niedergegangen, hat den Boden aufgeweicht und in glitschigen Schlamm verwandelt. Eine breite und 8 Kilometer lange Schneise ist durch den Saaral-bener Wald geschlagen, um den schweren Fahrzeugen das Vor wärtskommen zu erleichtern. Aber in dem weichen Boden bleiben selbst die Raupenschlepper stecken. Dazu liegt unsere Marschstraße unter feindlichem Feuer. Es ist ein



toller Betrieb. Aber trotzdem rückt das zum Kampf bestimmte Bataillon in seine Angriffsstellung. Es wird verstärkt durch einen sIG.-Zug, einen MG-Zug, zwei Pak-Züge, einen Zug Sturmartillerie.

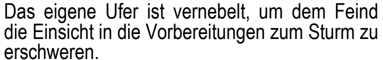
Bis zum Zerreißen sind die Nerven gespannt. Noch immer schweigt die eigene Artillerie, die des Feindes behauptet das Feld. Endlich bringt der Feuerwirbel der eigenen Artillerie die Entspannung. Die ersten deutschen Granaten prasseln in die Stellung des Feindes. Rauch und Qualm legen sich über das Gelände und decken die 1. Kompanie, die sich bis an den Moderbach vorarbeitet.

*

Der sumpfige Grund des Wassers ist mit Sperren übersät. Ein paar Kommandos, und schon schieben sich Sturmpioniere mit Schlauchbooten heran. Mitten im Kugelregen springt der Kompanieführer in einen Floßsack, und in Minutenfrist ist er mit Leutnant G. und einer Handvoll Leuten am jenseitigen Ufer in den Ostteil des Buschhübelwaldes eingedrungen. Ein erbitterter Kampf — und die ersten Bunker sind in unserer Hand.

Plötzlich Propellerdröhnen, der dumpfe Donner einschlagender Bomben — Sturzkampfflugzeuge greifen die schwersten Befestigungswerke des Feindes an. Aber der Gegner ist noch nicht erledigt. Weder der Feuerorkan unserer Artillerie noch die Bomben der Flugzeuge haben ihn völlig zerschlagen können. Er ahnt die Gefahr, die ihm droht, und legt ein höllisches Sperrfeuer in den Bachgrund und in das Waldstück, in das der Kompanieführer mit seinen Leuten eingebrochen ist. Der Feind holt zum Gegenangriff aus. Der Pulverqualm, der den Bachgrund bisher deckte, verzieht sich, und für den Gegner ist das Schußfeld frei. Granaten und MG-Garben schlagen in die Flanke der 1. Kompanie.

Oberleutnant L. wird verwundet; eine Kugel durchschlägt ihm den Unterarm. Aber er läßt sich nicht aufhalten, ein Notverband, und schon springt er mitten durch das feindliche Feuer zurück, überquert den Moderbach und versucht, weitere Teile seiner Kompanie nach vorn zu ziehen. Aber dabei erwischt es ihn, eine feindliche MG-Garbe aus einem Bunker von Hollving setzt seinem jungen tapferen Leben ein Ende. Die Lippen noch im Ruf zum Sturm geformt, eine Handgranate in der Faust, den anderen Arm mit blutigem Verband umwickelt, liegt er auf der Walstatt. Die ersten Sonnenstrahlen brechen durch ...



Das eigene Ufer ist vernebelt, um dem Feind die Einsicht in die Vorbereitungen zum Sturm zu erschweren.





Mit solcher Wucht fahren die Boote am feindlichen Ufer auf, daß sie mit dem Bug hoch auf das schräge Ufer hinauf-rutschen. — Unten: Die Boote sind gelandet, im Sturmlauf geht es gegen die feindlichen Stellungen, die. ..

Leutnant G. übernimmt die Füh-rung der Kompanie und hält, ob-gleich selbst verwundet, die blutig er-kämpfte Stellung jenseits des Moder-baches, über die ohne Unterlaß der feindliche Feuerorkan niedergeht. In der Hölle kann es nicht schlimmer sein. Gewaltig liegt das feindliche Sperrfeuer aller Waffen am Moderbach. Die 2. Kompanie hat sich bis dicht an den Bach herangearbeitet, aber weiter kommt sie nicht. Leutnant S., ein Zugführer der 2., fällt. Ein weiterer Zug, diesmal von der 3. Kompanie, wird eingesetzt, aber auch sein Führer, Leutnant W., bricht im feindlichen Feuer zusammen.

In eine einzige Feuerflamme ist der Eckschachenwald gehüllt, vor dem die 3. und 4. Kompanie liegen. Aber aufrecht steht mitten in diesem Inferno der Bataillonskommandeur, ein Mann, der als Unteroffizier im Weltkrieg bereits mit dem Goldenen Militärverdienstkreuz ausgezeichnet wurde. Als die Sturmartillerie für den Beschuß der Bunkerscharten ausfällt und die Flak-kanone Ladehemmung hat, versucht er selbst, die Kanone in Ordnung zu bringen und zu bedienen, um den erbitterten Widerstand des Feindes zu brechen.

Umsonst! Noch sitzt der Feind zu fest in seinen Bunker- und Feldstellungen bei Hollving und südlich des Moderbaches. Hier nützt kein Draufgängertum. Und doch hängt von dem Übergang über den Moderbach und der Eroberung der jenseitigen Höhe das Gelingen des Durchbruchs ab.

*

Von der Division trifft der Befehl ein, daß gegen Abend erneut anzugreifen sei, der Moderbach überschritten und in der Morgendäm-merung die feindliche Stellung genommen werden müsse. Zur Unterstützung dieses dritten und entscheidenden Angriffes wird Oberst Schwalbe noch ein Bataillon eines Nachbarregiments unterstellt. Schon sind alle Vorbereitungen zu dem befohlenen Angriff getroffen, da erhält das unterstellte Bataillon von seinem Regimentskommandeur die Mitteilung, daß der Angriff



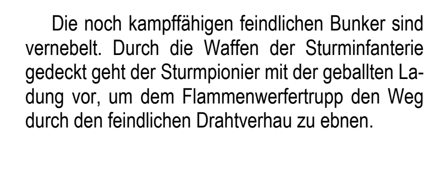


. . . von der deutschen Artillerie und von Stukas vor dem übersetzen unter Feuer genommen worden sind. Die Wirkung des Artilleriefeuers und der Bomben ist furchtbar. Ein Bunker ist durch einen Volltreffer völlig vernichtet worden

nicht stattfinden, sondern auf den nächsten Tag verschoben werde . . . Oberst Schwalbe ist von seinen vorgesetzten Stellen abgeschnitten. Die feindliche Artillerie







Die noch kampffähigen feindlichen Bunker sind vernebelt. Durch die Waffen der Sturminfanterie gedeckt geht der Sturmpionier mit der geballten Ladung vor, um dem Flammenwerfertrupp den Weg durch den feindlichen Drahtverhau zu ebnen.

hat seine gesamten Nachrichtenmittel vernichtet. Er ist jetzt auf sich selbst gestellt und hat nach eigenem Ermessen zu handeln. Rücksichtslos befiehlt er den schon einge-leiteten Angriff.

Inzwischen ist das II. Bataillon vorgeschoben wor-den, um die Lükken des stark mitgenommenen I. Bataillons aufzufüllen. Es ist Abend geworden, langsam senkt sich die Nacht auf die blutgetränkte Erde. Noch immer feuert der Feind; noch immer züngeln MG-Garben aus den Scharten der Bunker, noch immer flammt über dem Eckschachen- und Buschhübelwald der Feuerorkan. Hell leuchten im Schein der explodierenden Granaten die schmutzigen Wasser des Moderbaches auf.

Neue Floßsäcke werden über den Bach gelegt, und noch einmal, zum dritten mal, wird der Übergang versucht.

Er glückt.

Allein hat, jenseits des Moderbaches, Leutnant G. im Feuer der Granaten und MG, abgeschnitten von dem Rest seiner Kompanie und dem Regiment, mit seiner Handvoll Leuten ausgehalten. Aber jetzt sind die anderen bei ihm. Noch in der Nacht dringen sie in den Buschhübelwald ein und nehmen die dort liegenden Feldstellungen. Als der Morgen graut, stehen Teile des Regiments schon im Rücken des Feindes. Leutnant B. ist mit seiner Kompanie weit über den Buschhübelwald vorgestürmt, hat die jenseitigen Höhen besetzt und dadurch die letzten Bastionen dieses Eckpfeilers der Maginot-Linie zum Einsturz gebracht. Der Feind zieht sich zurück, und wem der Rückzug abgeschnitten ist, der hebt die Arme und ergibt sich.



Bis an die Scharte eines Bunkers hat sich der Flammenwerfertrupp herangearbeitet. Flammen und Qualm blenden den Gegner — er schließt seine Scharten.

Und das ist das Ende — der feindliche Bunker ist außer Gefecht gesetzt.

Es ist der 17. Juni 1940, der Schicksalstag des französischen Volkes, der Tag, der Frankreich aus allen Illusionen von der „grandegloire" und dem „unsterblichen Frankreich" weckt. Es ist der Tag, an dem Frankreichs Ministerpräsident Marschall Petain, der soeben den Kriegstreiber Reynaud abgelöst hat, seinem Volk in einer Rundfunkansprache erklären muß, daß Frankreich, tödlich getroffen, nunmehr die Waffen niederlegen müsse.

Es ist genau zwölf Tage her, daß das deutsche Heer nach der Vernichtungsschlacht im Norden aufs neue zu Angriff und Vormarsch angetreten war, knapp sechs Wochen, daß Deutschlands Wehrmacht dem geplanten Einbruch des Feindes ins Ruhrgebiet zuvorkam, indem es in Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich einmarschierte. In dieser unwahrscheinlich kurzen Zeit war das Heer geschlagen worden, das sich für das stärkste der Welt hielt, das Heer, dessen oberster Befehlshaber am 3. September 1939 dem Deutschen Reich frevlerisch den Krieg erklärt hatte.

Vom Beginn des Krieges an und selbst dann noch, als die französische Armee bereits zerschlagen war, als Millionen von Flüchtlingen die Straßen Frankreichs verstopften, wurde von einer unverantwortlichen Führung dem Volk der Glaube an den Endsieg eingeimpft. An die Somme und die Aisne, die Weygand-Linie, klammerte sich nach der Niederlage im Norden das französische Volk wie an ein Zauberwort; wie im Weltkrieg die Schlachten an der Marne zweimal das Geschick Frankreichs wendeten, so vertraute man auch jetzt irgendeinem „Wunder", das Frankreich retten könnte.

Aber in diesem Kriege gab es keine Zauberformeln und keine Wunder; vor den Schlägen der deutschen Wehrmacht hatten sie keinen Bestand. Als die Weygand-Linie überrannt war, als drei Tage vor der Erklärung Petains die Maginot-Linie durchbrochen war, als deutsche Truppen an dem gleichen Tage, an dem Petain seine historische Rundfunkansprache hielt, die Schweizer Grenze erreichten und die letzten kämpfenden Kräfte Frankreichs in Lothringen und im Elsaß umschlossen waren, war es mit Frankreichs Abwehrkräften endgültig vorbei; und als der Marschall Petain die Bilanz aus der Entwicklung der letzten Wochen zog und trotz stärkstem britischem Druck die Waffenniederlegung Frankreichs ankündigte, bewies er damit, daß wenigstens einer unter den Machthabern Frankreichs den Blick für die harten Tatsachen, mit denen ein neues Zeitalter sich ankündigte, nicht ganz verloren hatte; er, der alte Weltkriegsgeneral, wußte, daß Frankreich verloren war, wenn es nicht auf der Stelle diesem Pochen einer neuen Zeit Rechnung trug.

Am 21. Juni 1940 empfing der Führer und Oberste Befehlshaber die französische Ab- ordnung zur Entgegennahme der Waffenstillstandsbedingungen. Einen Tag später wurde der deutsch-französische Waffenstillstand unterzeichnet, und am 25. Juni 1 Uhr 35 deutscher Sommerzeit, sechs Stunden nachdem auch Italien seinen Waffenstillstand mit Frankreich abgeschlossen hatte, trat im Westen die Waffenruhe ein.

Sonnenwende in Compiègne

Von Major H. Alartin

Wir stehen auf dem Runden Platz im Wald von Compiègne.

Vor uns in der Mitte liegt der große schwere Stein, der diese Stelle zu einem Denkmal der Schmach Deutschlands macht. Auf ihn sind die Worte gemeißelt, die von „dem verbrecherischen Hochmut" Deutschlands sprechen und die so gar nicht die Haltung eines Volkes, das sich wirklich aufrichtig als Sieger mit den Waffen fühlte, erkennen lassen. Dahinter steht der Salonwagen, in dem heute wie damals 1918 die Waffenstillstandsverhandlungen stattfinden. Schmucklos ist der Wagen. Nur die Scheiben und die Messingteile sind geputzt.

Wir sehen am Ende des Zugangsweges zu diesem Platz das Denkmal. Das französische Schwert durchbohrt den deutschen Adler. Wie eine geschlachtete Gans ist er dargestellt. Ein geschmackloses, überhebliches und seine Auftraggeber anklagendes Denkmal. Die nationalsozialistische Reichskriegsflagge deckt jetzt mit ihren leuchtenden Farben diese Wunde für jedes deutsche Herz zu.

Über dem Schandstein in der Mitte des Platzes steht die Führerstandarte. Sie ist gehißt worden, als der Führer, die Front der Ehrenkompanie abschreitend, den Platz betreten hat. Der Führer stand dann inmitten seiner Oberbefehlshaber einige Augenblicke an dem Stein. Genau konnten wir sein Gesicht nicht erkennen. Es schien ernst zu bleiben. Was mag er in diesem Augenblick gedacht haben? Nichts anderes als wir alle, denn in dieser Stunde schlugen alle deutschen Herzen gleich.

Die Verhandlungen haben begonnen. Generalfeldmarschall Keitel verliest jetzt auf Befehl des Führers die Präambel. Wir hören davon nichts. Die Sonne steht hoch über dem Wald von Compiègne. Es ist sehr, sehr still. Nur wenige sind Zeugen dieses Vorganges. Nur die, welche der Welt eine Schilderung von den äußeren Umständen geben sollen, mit der sich hier eine Wandlung in der Geschichte der Völker vollzieht.

Es ist heute der 21. Juni — Sonnenwende!

Wir alle sind sehr erregt und doch sehr nachdenklich. Viele von uns, die 1918 mit Bewußtsein erlebt haben, denken an dunkle Tage und Jahre zurück. Noch würgt das Gefühl der Scham und Wut, wenn wir uns an damals erinnern. Es ist uns nichts, rein gar nichts, an Demütigung, an Unrecht und an Unritterlichkeit erspart geblieben. Heute wäre es leicht, sich dafür zu rächen. Es wäre wahrhaftig möglich, diesen Platz und den Wald darum mit einer gaffenden, schreienden, wütenden Menschenmasse zu füllen, damit sie zum triumphierenden Zeugen des Canossa-Ganges der französischen Unterhändler würde.

Daß wir in dieser Stunde nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ist deutsche Art, ist des Führers Art. Es soll unser Dank an das Schicksal sein, das uns diesen Tag erleben ließ.



Hier wurde der Salonwagen des französischen Generalissimus des Weltkrieges Foch aufbewahrt, über zwanzig Jahre lang war dieser Wagen, in dem das Schanddiktat vom November 1918 unterzeichnet wurde, das Ziel zahlloser Touristen. Andenkenverkäufer, die mit den geschmacklosesten „Souvenirs“ ihre Geschäfte machten, mit Ansichtskarten, mit Tintenfässern, die deutsche Stahlhelme darstellten, mit Bildern der deutschen Unterhändler vom November 1918 usw. handelten, belebten das „Nationalheiligtum“ Frankreichs und machten den Schauplatz der Novem-berschmach zu einer Stätte französischen Krämergeistes. Eine Halle umschloß den Wagen von Compiègne, bis er von den deutschen Soldaten herausgeholt...

Jetzt erhebt sich der Führer. In Begleitung seiner Oberbefehlshaber, des Reichsmarschalls Göring, des Generalfeldmarschalls von Brauchitsch, des Großadmirals Dr. h. c. Raeder, seines Stellvertreters Rudolf Heß und seines Reichsaußenministers von Ribbentrop verläßt er den Wagen. Die Ehrenkompanie präsentiert. Das Deutschland-Lied klingt auf. Im Wagen erheben sich die Deutschen und die Franzosen. Ein Heil klingt zu uns herüber, als der Führer abfährt.

Drinnen im Salonwagen beginnen wieder die Verhandlungen. Die Ehrenkompanie — an der Spitze die Fahne des Begleitbataillons des Führers — marschiert still im Gleichschritt an uns vorbei. Die Gesichter unter den Stahlhelmen sind ernst und verschlossen. Es ist nicht möglich, sich eines von ihnen einzuprägen und in einem davon die Gedanken zu lesen. Sie mögen aus allen deutschen Gauen stammen. Sie standen hier für ihre Kameraden aus der ganzen deutschen Wehrmacht. Sie waren dabei für das ganze Volk. Sie traten an auch für die, die diesen Tag mit ihrem Herzblut erkämpften. Auch für die, die 1914 bis 1918 nun endlich doch nicht vergebens gestorben sind. Sie haben in aller Namen mit starrem soldatischem Gruß und Gewehrgriff dem Führer gedankt.

Kurz war diesmal unser Kampf gegen Frankreich. Er läßt sich nicht nach Jahren, nicht einmal nach Monaten bemessen. Ist es ein Wunder?
Nein, es ist kein Wunder, und der Kampf war auch nicht kurz. 1914 hat er begonnen. 1918 war er nicht beendet, denn der Führer riß damals die sinkende... Fahne wieder





und wieder an derselben Stelle aufgestellt wurde, an der im November 1918 die damaligen deutschen Unterhändler die schmachvollen französischen Waffenstillstands-bedingungen zur Kenntnis nehmen mußten. Es ist ein gewöhnlicher roter Speisewagen — der Wagen von Compiègne, in dem Frankreich 1918 seinen „Sieg“ für alle Zeiten gesichert zu haben glaubte. Jetzt hat der Wagen nur noch eine Bestimmung zu erfüllen, und dann wird er aus Compiègne verschwinden



An einer Kompanie, die Gewehr bei Fuß steht, schreitet die französische Waffenstillstandsdelegation — General des Heeres Huntzinger, Botschafter Noel, Vizeadmiral Leluc und General der Luftwaffe Bergeret —, begleitet von deutschen Offizieren, vorbei zu dem Salonwagen.

hoch. Er kämpfte mit einem kleinen Häuflein todesmutiger, glaubensstarker und verschworener Gefolgsleute, bis sein Heer wieder größer und größer wurde und schließlich und endlich 1933 sein ganzes Volk umfaßte.
Und dann begann der Kampf erst recht, denn mit dem in die Zukunft schauenden Blick erkannte Adolf Hitler, was not tat.

Wir alle haben schwer geschafft in diesen Jahren. Und so kann jeder Deutsche sagen, daß er mit dabei war, daß er mithalf. Der Arbeiter mit seinen Überstunden in den Munitions- und Rüstungswerken, der Ingenieur und Erfinder in seiner Schreib- und Zeichenstube, in der manche Nacht das Licht nicht ausging, der Unteroffizier, der irgendwo im ewigen Gleichmaß des täglichen Dienstes immer wieder Rekruten ausbildete, der unbekannte Blockwart der Partei, der irgendwo im kleinen Dorf oder in den Mietskasernen der Großstädte seinen täglichen Kampf gegen Ichsucht und Kleinmut kämpfte und die Mutter, die es oft nicht leicht hatte, ihren Kin-



Bild rechts: Die französische Delegation vor dem Wagen von Compiègne.



„...Wenn zur Entgegennahme dieser Bedingungen der historische Wald von Compiègne bestimmt wurde, dann geschah es, um durch diesen Akt einer wiedergutmachenden Ge-rechtigkeit — einmal für immer — eine Erinnerung zu löschen, die für Frankreich kein Ruhmesblatt seiner Geschichte war, vom deutschen Volk aber als tiefste Schande aller Zeiten empfunden wurde ..."
Diese Sätze enthielt die Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen, die am 21. Juni 1940 um 15,30 Uhr der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht Generalfeldmarschall Keitel (ganz rechts) in Gegenwart des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht verlas. Links der Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches Hermann Göring und der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Großadmiral Dr. h. c. Raeder.

dern den Tisch zu beistellen, und die nun ihren Ältesten fortgab für den Kampf um Großdeutschlands Freiheit.

Nicht ein rauschender Siegeszug hat uns zu diesem Tage gebracht, sondern Arbeit, Ausdauer und Vertrauen zum Führer. Die Sonne neigt sich.
Im Verhandlungswagen debattieren die Franzosen über die Bedingungen des Waffenstillstandes. Die Bedingungen sind hart, denn wir sind die Sieger, und unser Kampf ist noch nicht zu Ende.

Sie sind ehrenvoll für Frankreich, denn wir sind die Sieger und nicht die Gewinner aus Zufall oder Betrug.

Sie sind ehrenvoll, denn wir bauen ein neues Europa.

Bild rechts : Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes wurde auf Befehl des Führers das Schmachdenkmal vom 11. November 1918 auf dem Runden Platz von Compiègne vernichtet. Deutsche Pioniere und Arbeiter sprengen das Schandmal. Im Vordergrund der Adler, der das „geschlagene deutsche Heer von 1918“ symbolisieren sollte. Die Schmach von Compiègne ist ausgelöscht...



DER SIEG

Von Oberstleutnant Dr. Hesse

Am Tage nach dem Fall von Verdun sprach ich mit einem alten Douaumontkämpfer, der 1916 als Hauptmann miterlebt hatte und sich jetzt in der Stellung eines Armeeführers befindet. Vor seinem Auge stand das Bild von damals, das mühevolle Ringen um jedes Meter Boden, der monatelange verlustreiche Kampf um einzelne wichtige Punkte der Festung. Es erhob sich von selbst die Frage, wie es möglich gewesen sei, derartige Werke wie das Fort Vaux oder die Panzerfeste 505 im Laufe von 24 oder 36 Stunden in Besitz zu nehmen. Die Antwort lautete: „Wir haben eben nicht den Stellungskrieg von damals, sondern wir kämpfen wieder frei im Raum.“ Was kein militärischer Sachverständiger Frankreichs, Englands und vieler anderer Staaten noch vor wenigen Monaten für möglich gehalten hatte, ist geschichtliche Tatsache geworden: Für undurchbrechlich gehaltene Verteidigungssysteme sind im Angriff bezwungen worden. Es gibt wieder ein Feldherrntum, das in kühnen Operationen großer Heere sich erfüllen kann. Es werden Schlachten geschlagen, die sich räumlich abzeichnen lassen. Es gibt keine stehende Front mehr, die auf der einen Seite an das Meer, auf dem anderen Flügel an ein neutrales Land angelehnt ist.

Wie sah der Weltkrieg aus und dabei wiederum der Stellungskrieg, den wir damals fast 4 Jahre lang auf dem westlichen Kriegsschauplatz führten?

Schweres Geschütz im Kampf







Nachdem die große deutsche Offensive des Jahres 1914 infolge einer Verkettung unglücklicher Umstände, vor allem auch mangels eines genügenden Einblicks der obersten Führung in die tatsächlich bestehende günstige Lage am 9. September 1914 zum Stillstand gekommen war, versuchten auf beiden Seiten die Heeresleitungen viele Male aufs neue, wie man damals sagte, den „Krieg wieder in Gang zu bringen". Sie setzten große Durchbruchsversuche an, die jedoch in allen Fällen scheiterten. Sie kosteten in wachsender Weise Material und, was entscheidender war, Blut. Sie wurden geradezu zu Blutopfern. Trotzdem sah man hierin die einzige Möglichkeit, zu einem Sieg zu kommen.

Mehrmals war man allerdings nahe daran, die feindlichen Streitkräfte entscheidend zu schlagen. Der große Tankangriff der Engländer im November 1917 bei Cambrai war praktisch ein Durchbruch, aber den Engländern fehlten die Kräfte, um ihn auszunutzen. 3 Tage nach Beginn dieses Angriffs stand bereits wieder eine deutsche Abwehrfront bereit, die sogar zum Gegenangriff übergehen und dem Gegner das meiste gewonnene Gelände wieder abnehmen konnte.

Nicht anders erging es der deutschen Führung in ihren Offensiven des Jahres 1918. Das von Hindenburg und Ludendorff vertretene Ziel war, die feindliche Front durch eine Reihe von Teilschlägen zum Einsturz zu bringen. Hieran sollte sich ein Bewegungskrieg anschließen, an dessen Ende eine Vernichtungsschlacht stand. Der am 21. März 1918 beiderseits St. Quentin geführte Angriff war ebenso wie der am 27. Mai einsetzende, über den Chemin des Dames bis an die Marne führende Stoß ein Durchbruch. Dennoch führte er nicht zur Entscheidung. Es fehlte die Möglichkeit der schnellen Ausnutzung der großen Anfangserfolge. Es standen auch nicht genügend Reserven zur Verfügung, und der Gegner hatte seinerseits die Möglichkeit — auch damals schon mit Hilfe der Motorisierung — neue Truppen in den Kampf zu werfen. Es gelang ihm



Lage vom 5. Juni 1940: Die Schlacht in Flandern und im Artois ist beendet. Die Erledigung der feindlichen Armeen, durch Flucht, durch Kapitulation und Tod vor dem Feinde, hat sich vollendet. Die gesamte Küste von Ab-beville bis zur holländischen Insel Terschelling wird von unseren Truppen beherrscht. — Als die deutsche Wehrmacht zum Endkampf gegen Frankreich am 5. Juni mor-gens antrat, wurde die Offensive aus einer Ausgangs-stellung vorgetragen, die sich von der Sommemündung bis Saarbrükken erstreckte.

in jedem Fall, schließlich den deutschen Angriff aufzufangen. — Als dann am 18. Juli 1918 die französischen Tankgeschwader aus dem Wald von Villers-Cotteret antraten und am 8. August, dem berühmten schwarzen Tag des Jahres 1918, sich dieser Vorgang an einer anderen Stelle der Westfront wiederholte, ereignete sich dennoch kein kriegsentscheidender Durchbruch. Zwar haben später unsere Gegner versucht nachzuweisen, daß sie dem deutschen Heere eine Niederlage beigebracht hätten. Dies ist jedoch eine falsche Behauptung. Trotz größten Menschen- und Materialeinsatzes haben die französischen, englischen und amerikanischen Armeen 1918 nur Teilerfolge erzielen können. Der Generalissimus der Entente, Marschall Foch, war der Führer einer erdrückenden Masse, die sich schwunglos vorwärts wälzte.

Es kann also wirklich nicht überraschen, wenn sich auf Grund dieser Tatsachen nach dem Weltkriege die Meinung herausbildete, daß man dem Stellungs- bzw. dem Materialkrieg künftig nicht entgehen könnte, sollte wieder einmal der Weg auf ein Schlachtfeld angetreten werden müssen. Diese Auffassung setzte sich geradezu fest und bildete den entscheidenden Bestandteil der Ausbildungsvorschriften und der Führungslehre der meisten großen Armeen. Dem Führer und der deutschen Heeresleitung ist es vorbehalten geblieben, sich davon gelöst zu haben. Es ist allerdings darüber nicht viel gesprochen worden. Man tut als Soldat immer am besten, wenn man darüber schweigt, wie man einen künftigen Krieg zu führen gedenkt. Das Feldherrntum des Führers hat sich nicht nur deshalb als überwältigend stark erwiesen, weil es von einem rücksichtslosen Willen zum Sieg getragen war, sondern weil es eine neue Idee verkörperte. Wenn wir auf den Feldzug im Westen im Mai und Juni 1940 zurückblicken, so erscheint er uns fast wie ein Wunder: stärkste Verteidigungslinien wurden durchbrochen, große Flüsse überwunden, Hunderte von Kilometern in Feindesland in wenigen Tagen durchstoßen. Alles geht mit so unheimlicher Kraft und Schnelligkeit vor sich. Es gibt kaum eine Stockung. Immer ist die Truppe ausgezeichnet mit Munition, Verpflegung und Treibstoff versorgt. Es fehlt niemals an Reserven. Es folgt Schlag auf Schlag.

Am 12. Juni, zwei Tage vor dem Einmarsch unserer Truppen in Paris, berichtete das Oberkommando der Wehrmacht, daß Rouen sich seit einigen Tagen in deutscher Hand befinde. Flüchtende Franzosen und Engländer hatten die Öltanks der Stadt in Brand gesetzt, und das Feuer drohte die gesamte Stadt zu vernichten. Durch deutsche Soldaten wurde der gewaltige Brand jedoch eingedämmt und die Stadt gerettet.





Bei St.Valery am Kanal kapitulierten eingeschlossene französisch-englische Streitkräfte, nachdem sie versucht hatten, auf dem Seeweg nach England zu entkommen. Deutsche Panzer gehörten zu den Truppenteilen, die diesen Versuch vereitelten.

Es ist noch nicht der Moment gekommen, um die Kennzeichen dieser Kriegführung genauer darzustellen. Man müßte dabei sowohl der geistigen Arbeit der Führung, und hierbei insbesondere des Führers als des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht, und der Durchführung der Befehle durch die Truppen gedenken und den Organismus in seiner Gesamtheit vor Augen haben.

Man erinnere sich: Die kleine deutsche Reichswehr und das spätere Reichsheer waren durch das Versailler Diktat daran gehindert, eine Panzer- und eine Luftwaffe und vieles andere, was jetzt die Entscheidung herbeigeführt hat, praktisch zu entwickeln oder gar die notwendigen Verbände aufzustellen! Hier ist in aller Eile, vielfach am Schreibtisch und im Konstruktionsbüro, eine geistige Arbeit geleistet worden, die jetzt ihre Früchte getragen hat. Auch der deutschen Kraftfahrzeugindustrie wie überhaupt der Rüstungsindustrie in ihrer Gesamtheit muß in diesem Zusammenhang ein Dankes-

wort für ihre Mitarbeit gesagt werden. In den Kreisen Weygands und Petains hat man bis vor kurzer Zeit die Aufstellung und Verwendung einer Panzerdivision, geschweige denn eines größeren Panzerverbandes, für eine Utopie erklärt und dem langsamen, methodischen Vorgehen, das sein Tempo nach der Infanterie richtet, das Wort geredet! Man hat damit nur bewiesen, daß man da stehengeblieben ist, wo man 1918 aufgehört hat. Dafür gibt es im übrigen in der Geschichte mehrfach Beispiele, daß der Sieger sich mit seinem Erfolg zufrieden gibt, geistig stehenbleibt, daß aber der Unterlegene rastlos weiterarbeitet und vorausdenkt.

Die deutsche Kriegführung vom Mai und Juni begann, wie aus den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht hervorgeht, in jeder Phase mit einem Durchbruch und zielte dann darauf ab, den Feind in einzelnen Gruppen zu stellen und zu schlagen. Zunächst mußte der entscheidende Durchbruch an der mittleren Maas erzwungen, das heißt die Maginotlinie zwischen Maubeuge und Sedan durchstoßen werden, um die Heere der Alliierten in 2 Gruppen zu zerreißen. Die eine von ihnen wurde im Artois und in Flandern von Westen, Süden und Osten angegriffen und im wahrsten Sinne des Wortes vernichtet. Dünkirchen wird für alle Zeiten als Vernichtungsschlacht gelten. Nicht anders ist das Bild im zweiten Abschnitt der großen Kampfhandlung. Sie begann am 5. Juni mit dem Vorstoß über die Somme zur Seine, die zwischen Paris und Rouen erreicht wurde. Unsere Panzergenerale drehten daraufhin nach Norden ab, besetzten Rouen und die Seinemündung und schlössen erneut beträchtliche Teile des Feindes an der Küste ein, um schließlich bis zur Gironde vorzustoßen. Vor allem bewirkte der weitere, vom 9. Juni ab auf dem westlichen Maasufer im Rücken der französischen Festungsfront bis an die Schweizer Grenze, Lyon und Grenoble geführte Stoß eine Trennung der im Elsaß und in Lothringen stehenden französischen Kräfte von den französischen Armeen an der Seine und Loire. Hier kommt es zu einer gewaltigen zweiten Einkreisung von vielen Hunderttausenden mit ihren Befehlshabern, Geschützen und allem Gerät. Die abgeschnittenen Kräfte des Gegners wurden zum Schluß durch neue Vorstöße abermals in einzelne Gruppen zerlegt. Das ist der Sinn der Angriffe des linken deutschen Heeresflügels, die am 14. Juni südlich Saarbrücken begannen und durch den Rheinübergang im Abschnitt Colmar gekrönt wurden.





An der Somme hatten die Franzosen versucht, die „elastische Verteidigung“ der Weygand-Linie durch Überschwemmungen zu verstärken. Auch dieses Mittel konnte dem stür-mischen Angriff unserer Truppen kein entscheidendes Hindernis in den Weg stellen.

Wenn selbst die Maginot-Linie mit ihren stärksten und neuesten Werken in kürzester Zeit überwunden wurde, so muß dafür allerdings noch etwas anderes angeführt werden: Der Geist und die Kampfesweise unserer Infanterie und unserer Pioniere. Beide Waffen, ausgezeichnet von der Luftwaffe, der Artillerie und allen anderen zum Einsatz gelangenden Verbänden unterstützt, haben wohl das Großartigste vollbracht, was seit langem die Kriegsgeschichte aufzuweisen vermag. Die Kämpfe zwischen dem 14. und 22. Juni sowohl an der Saarfront wie am Oberrhein verdienen deshalb besondere Würdigung. Wenn überhaupt die Möglichkeit bestand, daß es noch einmal zum Stellungskrieg kommen konnte, so war es hier der Fall. Trotzdem hat sich das Bild des Weltkrieges nicht wiederholt.

Wenn ich vorher davon sprach, daß man in Betrachtung der deutschen Operationen den Wehrmachtsorganismus in seiner Gesamtheit vor Augen haben müsse, so heißt es hierbei, sowohl seinen Aufbau wie seine Ausrüstung zu be werten. Es liegt eine außerordentliche Logik in beiden. Man hat die technischen Fortschritte der letzten 20 Jahre militärisch genutzt. Der Soldat hat mit dem Ingenieur und dem Wirtschaftler zusammengearbeitet.

In den Kämpfen um die Weygand-Unie. Deutsche Schützen neben einem eroberten französischen Langrohrgeschütz.

Verdun, die im Weltkrieg schwerumkämpfte französische Festung, die trotz schwerster Opfer damals nicht in die Hand der Deutschen fiel, war für die Franzosen zu einem Symbol ihrer Widerstandskraft geworden. Aber auch dieses Denkmal der französischen Stärke fiel in den schwarzen Tagen der Geschich-te Frankreichs. Am 15. Juni wurde Verdun von den deutschen Soldaten besetzt. Unser Bild zeigt eine Parade der siegreichen Truppen vor ihrem Armeeführer in der Stadt.

Selbst die Maginot-Linie hielt dem deutschen Ansturm nicht Stand. Auf den Panzerwerken wurde eine weiße Fahne nach der anderen gehißt, als die deutschen Soldaten frontal und vom Westen her das angeblich stärkste Befestigungswerk der Welt angriffen

Lage vom 17. Juni 1940: Am 14. Juni sind deutsche Truppen durch Paris hindurchmarschiert. Der schnelle Vormarsch gegen den im Rückzug begriffenen Feind geht über Le Havre an der Küste entlang bis Caen. Von Paris bis Orleans an die Loire vorgeworfene Abteilun-gen erreichen das französische Rüstungszentrum Le Creusot. Verdun fällt einen Tag nach Pa-ris, am 15. Juni, am glei-chen Tage wird die Maginot-Linie südlich Saarbrücken in breiter Front durchstoßen. Nördlich Mülhausen überschreiten unsere Truppen den Rhein, zertrümmern die Maginot-Linie, während ein weiterer Einbruch durch die burgundische Pforte bei Beifort erfolgt.

Die letzten Etappen des Sieges

Lage vom 22. Juni 1940: Die Marjinot-Linie ist an vielen Stellen durchstoßen, mehrere umschlossene Feindgruppen kapitulieren am 22. Juni im Elsaß und in Lothringen mit 500000 Mann. Am Atlantik sind die Normandie und Bretagne mit ihren Kriegshäfen Cherbourg und Brest von unseren Truppen erreicht. Das gesamte Flußgebiet der Loire, von ihrer Mündung bei Nantes bis Le Creusot haben unsere Truppen überschritten. SchnelleTruppen sind dasSaönetal aufwärts weit über Lyon vorgestoßen. Der völlige Zusammenbruch Frankreichs zeichnet sich ab. Am 25. Juni morgens 1,35 Uhr tritt der Waffenstillstand in Kraft.



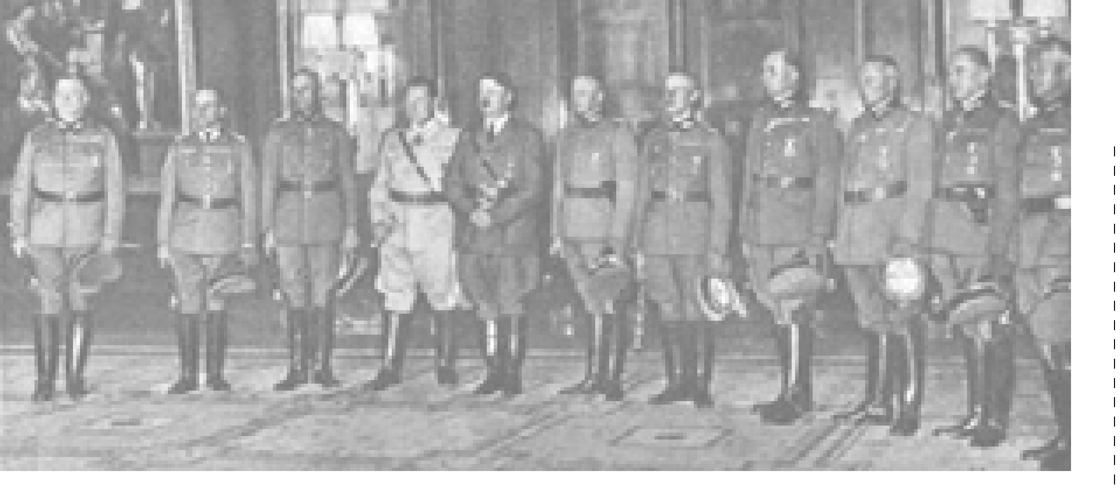
Und doch, was wäre alle Organisation und jegliche Bereitstellung von Geschützen, Kampfwagen und Flugzeugen, von U-Booten und Schnellbooten, von Munition und Verpflegungslagern, wenn nicht über allem sich die Führungskunst erhöbe! Sie hat in den sechs Wochen des Feldzuges im Westen wahrhafte Triumphe feiern können. Sie hat mit den geringsten Mitteln unter denkbar sparsamem Einsatz der Menschen und einem entsprechend geringen Blutopfer das Höchstmögliche erreicht, die Zerschlagung der auf dem Festlande befindlichen Heere, die Vernichtung der gesamten französischen Wehrmacht, die Vertreibung der englischen und die Ausschaltung der belgischen und holländischen Streitkräfte. Deutschland hat in der geschichtlichen Stunde seines Aufstiegs auch die großen militärischen Führer gehabt, an ihrer Spitze das Feldherrngenie des Führers, des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht.

Der Sieg! Deutsche Soldaten bei der Bekanntgabe des Waffenstillstandes.



"Beruhigt euch, er kommt!"

(Aus der Führerrede vom 4. September 1940)



Zum Generalfeldmarschall befördert...

Am 19. Juli 1940 hielt der Führer und Oberste Befehlshaber vor dem Deutschen Reichstag die monumentale Rede, in der er den Schlußstrich unter die siegreichen Feldzüge unserer Wehrmacht in Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich zog. Diese Rede war der Rechenschaftsbericht einer genialen Kriegführung und zugleich die Ehrung des deutschen Soldaten, der in diesen Feldzügen mehr geleistet hatte, als irgendein Mensch in der Welt je von ihm hätte erwarten können. Es war eine Rede, die in der endlosen Reihe der folgenden Geschlechter ein Kapitel der Kriegsgeschichte ohnegleichen darstellen wird.

Wenn der Führer und Oberste Befehlshaber an jenem Tage hervorragende soldatische Führer aller Wehrmachtteile durch Beförderung zu Generalfeldmarschällen, Generalobersten und Generalen auszeichnete, so galten seine ehrenden Worte im Grunde dem Typus des neuen deutschen Menschen, der uns die Folge überwältigender Siege erringen half — dem Soldaten des Großdeutschen Reiches.

Wenig später überreichte der Führer dem Reichsmarschall und den neuen Generalfeldmarschällen die Insignien ihres Ranges. Unser Bild zeigt (von links nach rechts) Generalfeldmarschall Keitel (Chef des Oberkommandos der Wehrmacht), Generalfeldmarschall v. Rundstedt (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A), Generalfeldmarschall v. Bock (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B), Reichsmarschall Hermann Göring (Oberbefehlshaber der Luftwaffe), den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, General-feldmarschall v. Brauchitsch (Oberbefehlshaber des Heeres), General-feld-marschall Ritter v. Leeb (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C), Generalfeldmarschall List (Oberbefehlshaber der 12. Armee), Generalfeldmarschall v. Kluge (Oberbefehlshaber der 4. Armee), Generalfeldmarschall v. Witzleben (Oberbefehlshaber der 1. Armee), Generalfeldmarschall v. Reichenau (Ober-befehlshaber der 6. Armee). — Nicht anwesend waren die General-feldmarschälle der Luftwaffe Milch, Sperrle und Kesselring, die der Verlauf der Kriegsereignisse in jenen Tagen an die Front gerufen hatte.

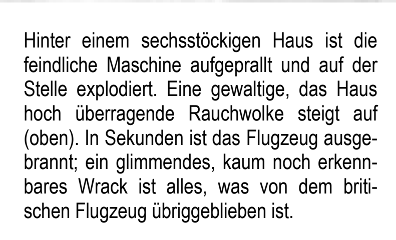
Das Porträt des Sturzkampffliegers.

Abschuß über Le Havre

Nach der katastrophalen Flucht von Dünkirchen beschränkte England seine Beteiligung am Krieg in Frankreich darauf, seine Kampfflugzeuge gelegentlich über holländische, belgische und namentlich französische Städte zu schicken, die es in deutscher Hand wußte. Es erreichte damit nichts anderes als mit seinen Einflügen in das Reichsgebiet – nichtmilitärische Ziele wurden zerstört, Zivilpersonen getötet. An dem schicksalhaften Ablauf des Kampfes in Frankreich änderte es nichts, zumal es sich trotz dringendster Bitten der französischen Kriegführung wieder und wieder weigerte, Geschwader seiner Luftwaffe der französischen Wehrmacht selbst zu unterstellen. Es hob seine Kampfflugzeuge, soweit sie nicht Opfer unserer Jäger wurden, für den nächtlichen Piratenkrieg gegen Deutschland auf und ließ Frankreich verbluten.

Drei Phasen vom Abschuß eines britischen Kampfflugzeuges über Le Havre. Der Flugzeugführer hat das von unseren Jägern schwer beschädigte Flugzeug nicht mehr in der Gewalt. In immer steilerer Kurve beginnt es abzustürzen, mitten über der Hauptstraße der Stadt (links).





Hinter einem sechsstöckigen Haus ist die feindliche Maschine aufgeprallt und auf der Stelle explodiert. Eine gewaltige, das Haus hoch überragende Rauchwolke steigt auf (oben). In Sekunden ist das Flugzeug ausgebrannt; ein glimmendes, kaum noch erkennbares Wrack ist alles, was von dem britischen Flugzeug übriggeblieben ist.





Deutsche Kampfflugzeuge über London

In den Kreisen die deutschen Flugzeuge. Die Zahlen bedeuten: 1. Die London Docks; 2. die Tower Bridge; 3. West India Docks; 4. Victoria Docks; 5. Albert Docks; 6. Millwall Docks; 7. Woolwich (mit den Londoner Artillerie-Baracken). Zahlreiche Rauchwolken zeugen von der Wirksamkeit unserer Angriffe.

Flammen sperren den Himmel

Von den ersten Tagen des Krieges an versuchte die Luftwaffe des Feindes immer wieder, in das Reichsgebiet einzufliegen. Die Briten hatten sich in erster Linie die Küsten der Deutschen Bucht und Nordwestdeutschland als Ziele ausgesucht, während die französischen Kampfflugzeuge den Westen und Südwesten des Reiches anzugreifen versuchten. Nach den erlogenen „Bombardierungen" Friedrichshafens und Kiels, das sogar als Schauplatz des britischen Schwindelfilms „Der Löwe hat Flügel" herhalten mußte, konnte der Feind am 10. Mai 1940 seinen ersten größeren „Erfolg" buchen: Am Nachmittag bombardierten feindliche Kampfflugzeuge die Stadt Freiburg im Breisgau, die nicht die geringsten militärischen Anlagen aufwies, und töteten 24 Zivilpersonen.

Obwohl das Oberkommando der Wehrmacht an dem gleichen Tage die fünffache Vergeltung für jeden Bombenangriff auf die zivile Bevölkerung ankündigte, erfanden die Engländer das System der nächtlichen Einflüge und Bombardierungen nichtmilitärischer Ziele; sie forderten damit frevlerisch die deutsche Vergeltung, deren Hauptziel die britische Hauptstadt wurde, heraus.



Alarm in einer Flakstellung im Vorfeld einer Großstadt. Das nervenanspannende Warten ist vorbei - der Feind ist gemeldet und in Sicht gekommen. Die Bedienungsmannschaft eilt auf ihre Posten; wenige Sekunden, höchstens Minuten, und sie wird Feuererlaubnis erhalten.

Wenn die nächtlichen Angriffe nichtmilitärischer Ziele verhältnismäßig geringen Schaden anrichteten und die Zahl der Opfer nur einen Bruchteil der Opfer bildeten, die später der Feind zu bringen hatte, so war das — neben unseren Nachtjägern — vor allem der deutschen Flak zu verdanken, deren Erfolge weniger in der Zahl der nachts abgeschossenen feindlichen Flugzeuge zu suchen war als darin, daß ihr Sperrfeuer den Gegner fast immer zwang, vor dem Angriff abzudrehen oder seine Angriffe zu verkürzen, und die ihm jeden größeren Angriff bei Tageslicht überhaupt unmöglich machte.

Dreißig Minuten lang wurde der Film dieser Aufnahme der Flakabwehr eines Nacht-angriffes auf eine deutsche Großstadt belichtet. In dieser halben Stunde hat die Flak einen wahren Flammenvorhang vor den Himmel gezogen, der den Gegner zu baldiger Umkehr zwang.



PK - Berichterstatter? Soldaten!

Mancher Textbericht und vor allem der größte Teil der Aufnahmen und Zeichnungen dieses Buches stammen von Kriegsberichtern, Angehörigen der Propaganda-Kompanien der Wehrmacht. War der Kriegsberichterstatter früherer Kriege, von wenigen Ausnahmen abgesehen, „Zivilist", Angestellter seiner Zeitung und bestenfalls Gast des Stabes eines kämpfenden Verbandes, so hat unsere neue Wehrmacht in dem PK-Mann einen vollkommen neuen Typ von Kriegsberichtern geschaffen. Der Kriegsberichter von heute ist Soldat, ausgebildeter Soldat, der mit Pistole, Handgranate, Gewehr, MG genau so umzugehen versteht wie mit Schreibmaschine, Fotoapparat, Filmkamera und Rundfunkgerät; er ist Soldat, der wie alle seine Kameraden keine Beziehungen zu seiner „zivilen Stellung", seiner Zeitung, mehr hat, sondern nur noch Teil seiner neuen Gemeinschaft, der Wehrmacht, ist. Es interessiert ihn nicht mehr, für wen oder für welches Honorar — er erhält keines - er photographiert, schreibt, kämpft, zu Lande, zur See, in der Luft; er weiß nur: es geschieht für sein Volk. Er bringt für Volk und Vaterland Blutopfer wie jeder seiner Kameraden aus allen Wehrmachtsteilen; er ist Kämpfer, nicht „Journalist", Soldat, nicht Schreiber oder Photograph

Eine gemessen an den Gesamtverlusten der fechtenden Truppe — hohe Zahl von Toten und Verwundeten, ein reicher Anteil an Kriegsauszeichnungen beweisen, daß sie alle wirklich tapfere Soldaten sind. Diese Männer haben Taten verübt, die wert sind, in die Kriegsgeschichte einzugehen. Als kurz nach Kriegsbeginn in Polen die Armee des Generaloberst v. Kluge sich anschickte, den Korridor zu durchqueren und die nördlich stehenden polnischen Truppen von ihrer Armee abzuschneiden, stieß ein Trupp deutscher Kriegsberichter weit vor unseren Panzerverbänden durch die Tucheler Heide vor und gelangte sieben Stunden vor der kämpfenden Truppe nach Danzig. Das Eiserne Kreuz für den Führer dieser Kriegsberichter war die Belohnung.

Bild oben: Kriegsberichter vor! Unmittelbar hinter dem Stoßtrupp, der mit gestreckter Ladung soeben eine Drahtsperre in die Luft sprengt, folgt der Kriegsberichter, von dem die eindrucksvolle Aufnahme stammt.

Am 15. Mai 1940 stieß bei Monthermé ein Kriegsberichtertrupp mit der vordersten Panzerspitze bis weit hinter die französischen Linien vor und machte dabei 10 Gefangene. Auch hier war das Eiserne Kreuz der wohlverdiente Lohn.

Beim Norwegenunternehmen war ein Filmberichter einer Marine-Kriegsberichter-Kompanie auf einem deutschen Kreuzer und filmte den dramatischen Kampf deutscher Schiffe gegen norwegische Batterien. Mit dem Landungskorps des Kreuzers ging er dann auf norwegischem Boden mit zur Eroberung von feindlichen Batterien und Kriegsfahrzeugen. Nun war der Marine-Kriegsberichter Infanterist wie die Kameraden von den Zerstörern hoch oben in Narvik. Mit Kampfgruppen der Infanterie ging es ins feindliche Gebirgsland hinein. Mysen, Frederiksten, Tynset-Röros sind Namen der Festungen und Stellungen der englisch-norwegischen Truppen, deren Bekämpfung im Film festgehalten wurde. Der Marine-Kriegs-berichterstatter marschierte dann fast einen Monat lang mit den Truppen, die zum Entsatz der hart kämpfenden Gebirgsjäger und Zerstörerbesatzungen bei Narvik über das Gebirgsmassiv Nordnorwegens vorstießen.

Bei einem Aufklärungsflug wurde ein Flugzeug von feindlichen Jägern angegriffen und in einen schweren Kampf verwickelt. Ein Kriegsberichter flog als Bordschütze auf dem Heckstand. Ihm gelang es, die feindlichen Jäger durch seine gutgezielten Schüsse lange Zeit abzuwehren. Als sein Feuer aufhörte, stellte die Besatzung fest, daß er durch Kopfschuß tödlich verwundet war.

Am 2. Juni konnte in einem Lazarett dem schwerverwundeten Kriegs-bildberichter, Wachtm. L., als erstem Kriegsberichter das Eiserne Kreuz I. Klasse übermittelt werden.

Er ist am 8. September 1939 im offenen Personenkraftwagen mit den ersten Panzerwagen in die Vorstädte Warschaus eingedrungen und hat von dort aus vorderster Linie Bildberichte über Gefechtshandlungen geliefert, die durch alle deutschen Zeitungen gingen. Es waren die besten wirklichen Kampfaufnahmen aus dem Polenfeldzug.

L. hat dann den Einmarsch in Dänemark mitgemacht und ging mit der Truppe, die er begleitete, nach Norwegen. Er hat stets in der Gefechtsspitze seines Verbandes gestanden und den ganzen Einsatz bis zu seiner Verwun-dung in vorderster Linie mitgemacht, obwohl die Infanterieeinheiten ver-schiedentlich abgelöst wurden. Seine Bildberichte — wieder packende Kampfaufnahmen gehören auch zu den besten Berichten über den Norwegenfeldzug. Darüber hinaus hat er durch Einsatz seiner Person und durch Einspringen für ausfallende Unterführer den Angriff wiederholt vorwärtsgetrieben und entscheidend beeinflußt. Noch nach seiner schweren Verwundung hat er durch umsichtige Befehlserteilung den Einsatz der MGs sichergestellt, so daß auch in diesem Falle der Gegner zur Aufgabe seiner Stellung gezwungen wurde. Die hohe Auszeichnung des Eisernen Kreuzes I. Klasse ist die äußere Anerkennung, die den „Kriegsberichter" L. als Soldat ebenso wie als Berichter für alle Zeiten als Vorbild erscheinen läßt.



... den Helm fester binden

In den Wochen, die dem glorreichen Ende des Frankreich-Feldzuges folgten, kehrten manche Verbände der deutschen Wehrmacht in die Heimat zurück — nicht um auf ehrenvoll errungenem Lorbeer auszuruhen, sondern um den Helm fester zu binden und sich neu zu rüsten gegen den letzten Feind des Friedens.

Sieggekrönt und zu neuen Siegen bereit kam dieser oder jener Truppenteil in die Heimat zurück, und glücklich konnte sein, wer diesen Soldaten, die unsere Freiheit zu sichern berufen waren, ins Auge sehen, die Hand drücken durfte. Der Dank der Heimat an ihre kämpfenden Söhne aber wird stets zu gering sein, wie groß die Opfer auch sein mögen, die die Heimat in diesem Kriege bringt.

Dieses Buch, das erste in einer Reihe von Werken, die aus dem Geist und dem Inhalt der Zeitschrift „Die Wehrmacht" heraus entstanden sind und noch entstehen sollen, umfaßt wie alle seine Nachfolger die Zeit vom 1. September bis 31. August, also diesmal die ersten zwölf Kriegsmonate, und somit ist es zu einem bescheidenen Zeugnis der glorreichen Taten geworden, die das erste Jahr dieses Krieges zu dem ruhmvollsten der deutschen Geschichte gemacht haben.

(Abgeschlossen im September 1940.)

Es geschah
vom 1. September 1939 bis 31. August 1940

(Daten nach den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht)

1939

1. Sept. Seit 5.45 Uhr deutsche Abwehr polnischer Angriffe. 10.00 Uhr Führerrede vor dem Reichstag. Aufruf des Führers an die Wehrmacht. Am Abend beherrscht die deutsche Luftwaffe den polnischen Luftraum. Schulschiff „Schleswig-Holstein" beschießt die Westerplatte.

2. Sept. Deutsche Truppen erreichen Graudenz und umschließen das ostoberschlesische Industriegebiet.

3. Sept. England und Frankreich erklären Deutschland den Krieg. Tschenstochau ist genommen.

4. Sept. Die Weichsel wird bei Kulm erreicht, die polnische Armee im Korridor ist damit eingeschlossen.

5. Sept. Die 7. polnische Armee ist aufgerieben, der Div.-Stab gefangen. Mlawa ist genommen.

6. Sept. Das ostoberschlesische Industriegebiet ist in deutscher Hand. Bromberg und Krakau sind genommen.

7. Sept. Die Westerplatte ergibt sich.

8. Sept. 17.15 Uhr rücken die ersten deutschen Truppen in Warschau ein. Bei Jaslo werden Gelbkreuzminen gefunden.

9. Sept. Radom ist genommen. Lodsch witd besetzt.

11. Sept. Die Polen sind über den Sar zurückgedrängt.

12. Sept. Im Raum von Radom streckt dei Feind die Waffen.

13. Sept. Vorgeworfene Abteilungen erreicher Lemberg. Warschau wird von polnischer Artillerie beschossen unc auch von Osten her von deutscher Truppen eingeschlossen. Im Wester wird det Birnberg bei Saarbrücker im Gegenangriff genommen.

15. Sept. Gdingen ist in deutscher Hand.

16. Sept. Warschau wird durch Flugblätter zu Übergabe aufgefordert. Bialystok und Przemysl wurden genommen

17. Sept. Die Festung Brest-Litowsk ist in deutscher Hand.

18. Sept. Die stärkste polnische Kampfgruppe zwischen Bzura und Weichsel löst sich auf.

19. Sept. Deutsches U-Bool meldet die Versenkung des britischen Flugzeugträgers „Courageous".

20. Sept. Beendigung der Schlacht im Weichselbogen und damit der Operationen in Polen.

22. Sept. Lemberg ergibt sich.

25. Sept. Militärische Ziele in Warschau werden von deutschen Stuka angegriffen. Das Fort Mokotowski in Warschau witd im Handstreich genommen.

27. Sept. Warschau kapituliert bedingungslos. 100000 Gefangene.

28. Sept. Modlin ergibt sich bedingungslos.

30. Sept. Nach Beendigung des Feldzugs in Polen stehen folgende deutsche Verluste fest: gefallen 10572, verwundet 30322, vermißt 3409.

1. Okt. Die befestigte Halbinsel Heia ergibt sich bedingungslos.

5. Okt. Tagesbefehl des Führers an die siegreichen deutschen Truppen.

6. Okt. Führerrede im Danziger Artushof, letzter Appell an England und Frankreich.

7. bis 14. Okt. Säuberung in Polen. Besetzung der deutsch-russischen Interessengrenze. Geringe Kampftätigkeit im Westen.

15. Okt. Die Versenkung des britischen Schlachtschiffes „Royal Oak" und Torpedierung des Schlachtkreuzers „Repulse" durch Kapitänleutnant Prien wird bekanntgegeben.

16. Okt. bis Geringe Kampftätigkeit im Westen bis Aufklärungsflüge über den britischer Inseln

23.Nov Erfolgreiche Tätigkeit unserer U-Bootwaffe.

24. Nov. Deutsches U-Boot meldet die Versenkung des britischen Kreuzers „Belfast".

28. Nov. Der britische Hilfskreuzer „Rawalpindi" wird durch deutsche Seestreitkräfte vernichtet. Ferner torpedierte ein U-Boot einen Kreuzer der London-Klasse

29. Nov.bis 11.Dez. Geringe Kampftätigkeit im Westen.

12. Dez. Der Lloyd-Schnelldampfer „Bremen" kehrt in die Heimat zurück.

14. Dez. Panzerschiff „Admiral Graf Spee" beschädigt im Gefecht den britischen Schweren Kreuzer „Exeter" und die Leichten Kreuzer „Ajax" und „Achilles".

17. Dez. Panzerschiff „Admiral Graf Spee" wird vor dem uruguayischen Hafen Montevideo von seiner Besatzung versenkt.

18. Dez. Bei einem britischen Versuch, Wilhelmshaven anzugreifen, werden 36 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

29. Dez. Torpedierung eines englischen Schlachtschiffes der Queen-Elisabeth-Klasse

1.940

30.Dez. 39 bis 2. J. Jan. 40 Geringe Kampftätigkeit im Westen, Aufklärungsflüge unserer Luftwaffe. Erfolge unserer Kriegsmarine im Handelskrieg und gegen britische U-Boote.

24. Jan. Britischer Zerstörer „Exmouth" versenkt.

25. Jan. bis IS-Febr. An der Westfront keine besondere IS-Febr. Kampftätigkeit. Bewaffnete Aufklärung der Luftwaffe. Erfolgreicher Handelskrieg unserer Kriegsmarine.

16. Febr. „Altmark" im Jössingfjord von britischem Zerstörer angegriffen.

8. April England und Frankreich legen Minensperre in norwegischen Gewässern und brechen damit die norwegische Neutralität

9. April Deutsche Truppen sind zum bewaffneten Schutz in Norwegen und Dänemark gelandet bzw. eingerückt. Dänemark leistet keinen Widerstand. Vor Oslo sinkt der deutsche Kreuzer „Blücher" bei der Niederkämpfung norwegischer Küstenbatterien, Kreuzer „Karlsruhe" sinkt bei Kristiansand nach Sicherstellung der Truppenlandungen.

10. April Bei der Verteidigung van Narvik fiel der Führer der Zerstörer, Kapitän z. S. und Kommodore Bonte. Die überlebende Besatzung der deutschen Zerstörer verstärkt die gelandeten deutschen Truppen.

11. April Vor Narvik werden mehrere feindliche Zerstörer versenkt. Der britische Schwere Kreuzer „York" wird durch die Luftwaffe vernichtet.

13. April Großangriffeines feindlichen Geschwaders gegen Narvik.

15. April Ein britischer Kreuzer vor der norwegischen Küste von Kampfflugzeugen versenkt.

17. April Bei Narvik landen feindliche Truppen.

18. bis Verstärkung der deutschen Besetzung.

24. April Erfolgreiche Einsätze der Luftwaffe. U- Bootjagd imSkagerrak und Kattegatt. Landungsversuche des Feindes bei Andalsnes und Namsos.

25. April Der Feind eröffnet den Luftkrieg auf nichtmilitärische Ziele im Reichsgebiet.

27. April Bei Lillehammcr wird ein englischer Truppenstab gefangen genommen. Dabei werden Operationsbefehle erbeutet, aus denen die lange vorbereitete Besetzung Norwegens hervorgeht.

30. April Deutsche Truppen stellen die Landverbindung Oslo—Drontheim her.

2. Mai Die Briten verlassen fluchtartig das mittlere Norwegen. Erfolgreiche Einsätze der Luftwaffe. Die deutsche Reichskriegsflagge weht über Andalsnes.

3. Mai Westlich Namsos wird ein britisches Schlachtschiff durch ein Stuka versenkt.

4. Mai Der Befehlshaber der norwegischen Truppen im Drontheim-Abschnitt kapituliert .

10. Mai Aufruf des Führers an die Soldaten der Westfront. Deutsche Truppen haben um 5.30 Uhr die holländische, belgische und luxemburgische Grenze überschritten. Das stärkste belgische Fort Eben Emael wird durch die deutsche Luftwaffe unter Einsatz neuartiger Angriffsmittel kampfunfähig gemacht. Drei feindliche Flugzeuge griffen Freiburg i. Br. an und töteten 24 Zivilpersonen .

11. Mai In Holland wird die Provinz Groningen besetzt, der Übergang über den Albertkanal erzwungen. Im Luftkampf, durch Flak und am Boden werden an einem Tage 300 feindliche Flugzeuge vernichtet.

12. Mai Lüttich in deutscher Hand.

14. Mai Rotterdam kapituliert. Nordostwärts Namur erster Großkampf zwischen deutschen und französischen Panzerverbänden. Die Gegner weichen auf die Dyle-Stellung zurück.

15. Mai Die holländische Armee kapituliert.

16. Mai Namur genommen. Die Maginotlinie wird zwischen Maubeuge und Carignan auf einer Breite von 100 km durchbrochen.

18. Mai Antwerpen in deutscher Hand.

20. Mai Festung Laon in deutscher Hand.

21. Mai Die französische 9. Armee ist zerschlagen, ihr Oberbefehlshaber, General Giraud, gefangen.

22. bis 24. Mai Verengung der Umklammerung feindlicher Armeen in Flandern und im Artois.

25. Mai Durch Einnahme von Boulogne erreichten deutsche Truppen die Kanalküste.

26. Mai Calais gefallen.

28. Mai Belgien kapituliert bedingungslos.

30. Mai bis 3. Juni Das englische Expeditionsheer flüchtet auf die vor Dünkirchen liegenden Schiffe, von denen von der deutschen Luftwaffe über 60 versenkt, schwer beschädigt oder in Brand gesetzt werden.

4. Juni Festung Dünkirchen genommen. 88.000 Gefangene.

5.Juni Aufruf des Führers an das deutsche Volk. Beginn des Angriffs gegen die Weygand-Linie.

7. Juni Weygand-Linie durchbrochen.

8. Juni Englischer Flugzeugträger „Glorious" von deutschen Seestreitkräften versenkt.

10. Juni Sieg der deutschen Gebirgsjäger unter General d. Inf. Dietl in Narvik.

11. Juni Italien tritt in den Krieg ein!

12. Juni Compiegne in deutscher Hand.

13. Juni Nach Beendigung des Norwegen-Unternehmens stehen folgende Verluste des Feindes fest:

Durch die Kriegsmarine: 1 Flugzeugträger, 1 Kreuzer, 10 Zerstörer, 1 U-Bootjäger. 19 U-Boote, 1 Transportschiff, 1 Tanker.

Durch die Luftwaffe: 87 Flugzeuge, 28 Kriegs- und Hilfskriegsschiffe, 71 Handelsschiffe.

Die eigenen Verluste betrugen: gefallen 1317, verwundet 1604, vermißt 2375.

Die Kriegsmarine hat verloren: 3 Kreuzer, 10 Zerstörer, 1 Torpedoboot, 6 U-Boote, 15 kleinere Kriegs- und Hilfskriegsschiffe.

Die Luftwaffe verlor: 90 Flugzeuge

14. Juni Paris wird kampflos besetzt. Frontaler Durchbruch durch die Maginotlinie bei Saaralben

15. Juni Festung Verdun fällt.

16. Juni Festung Metz ergibt sich. Oberrhein bei Kolmar im Kampf überschritten.

17. Juni Marschall Petain kündet Waftenstreckung an. Völliger militärischer Zusammenbruch Frankreichs.

18. Juni FestungenBelfortund Dijongenommen.

19. Juni Deutsche Kampfverbände setzen Großtanklager an der Themsemündung in Brand. Straßburg in deutscher Hand.

21. Juni IS-30 Uhr empfängt der Führer die französischen Unterhändler im Salonwagen von Compiègne.

22. Juni 18.50 Uhr Unterzeichnung des deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrages. Kapitulation der französischen Armeen in Elsaß-Lothringen.

24. Juni 19.15 Uhr Unterzeichnung des italienisch-französischen Waffenstillstandsvertrages.

25. Juni 1.35 Uhr Waffenruhe an den deutsch-französischen und italienisch-französischen Fronten.

3. Juli Deutsches U-Boot torpediert englischen Flugzeugträger „Illustreous".

4. Juli bis 2. Aug. Bewaffnete Aufklärungsflüge gegen England. Erfolgreiche Handelskriegführung der Kriegsmarine.

3. Aug. Im Südatlantik wird durch einen deutschen Hilfskreuzer der britische Hilfskreuzer „Alcantara" schwer beschädigt.

7. Aug. Seit Kriegsbeginn wurden vernichtet durch die Kriegsmarine: 3.725.547 Bruttoregistertonnen; durch die Luftwaffe: 1.261.313 BRT.

13. Aug. England verlor an einem Tage 132 Flugzeuge, in den letzten sechs Tagen 577 Flugzeuge und 63 Sperrbailone.

14. Aug. bis 31. Aug. Deutsche Kampfflugzeuge bombardieren britische Häfen, Rüstungswerke, Flugplätze usw.

Bildvermerke

Seite 12: Wieczorek. 13: A. P., Weltbild. 14: Hoffmann. 15: A. P. 16: Scherl. 17-24: PK-Habedanck. 26-27: Hoffmann. 28: Archiv. 29: de Jong. ;o: Thiede. 51: de Jong. 32: Archiv. 33: A. P. 37: Hoffmann. 38: A. P. 39: Weltbild, A. P. 40: A. P. 42-45: Wieczorek. 49: A. P. 50: RLM. 51: P. B. Z. 52-53: Atl.-PK-Wundshammer, PK-Lanzinger. 54: A. P., Scherl. 55: A. P. 56: Scherl. 57: Eichgrün. 58: PK-Habedanck. 59: Atl. 60: Pilz. 61: Thiede. 62: Archiv. 63: PK-Schröter. 64: Archiv. 65: OKW. 66-67: PK-Habedanck. 69: Scherl-PK-Koch. 70: Heinisch. 71: Hoffmann. 72: PK-Schröter. 75: Pilz. 77: OKW. 78-79: Habedanck. 82-84: Lohse. 85-87: Scherl. 88: Dassel. 89-93: Lohse. 95: Wehrmacht. 96: Archiv. 101-103: Wehrmacht. 105: Archiv. 106: Wehrmacht. 107-109: A. P. 110: Archiv. 111-112: Sweekhorst-Archiv. 113: Archiv. 114: Lohse. 115: Binder. 116-117: Lohse. 118-119: Archiv. i22:Scherl-PK-Schröter. 123-124: PK-Dr. Feitl. 125: Archiv. 126: Pilz. 127: PK-Habedanck. 128-130: Pilz. 131: Heinisch-Dassel. 132: Weltbild. 135: Pilz. 134: PK-Habedanck. 135: Scherl. 136-137: Habedanck. 138: Hoffmann. 159-140: Pilz. 141: Lohse. 142-143: Archiv. 144: Dassel. 145: Archiv. 146: Pilz. 147-151: Archiv. 152: A. P. 154: Archiv. 155: Archiv. 156: Dlaska. 157: Scherl-PK-Zinnecker-PK-Lanzinger. 158: PK-Habedanck-PK-Pilz. 159: Habedanck. 161: Archiv. 163: Urbahns. 164: Hoffmann. 167: A. P. 168: Weltbild. 169-174: Habedanck. 175-176: Weltbild. 177: Archiv. 179: P. B. Z. 180: Archiv. 181-182: Dlaska. 183: Archiv. 185: A. P. 186: P. B. Z. 187: A. P. 188: Archiv. 189: Hoffmann. 190: P. B. Z.-PK-Zell.

191: Gröner-P.B. Z.-PK-Zell. 192: Urbahns. 193: Lohse. 195 : P. B. Z.-PK-Zuber. 196: Hoffmann. 198: Schütze - A. P. 199: Weltbild. 200-201: OKM. 204: P. B. Z. 205: Hoffmann-PK-Ulrich. 207: Hoffmann. 208: Habedanck. 209: PK-Habedanck. 210: Wieczorek. 212: Pilz. 213: A. P. 214: RLM. 215: A. P. 218: Hoffmann. 220: Archiv. 221: Atl. 222: Archiv-P. B. Z. 223: P. B. Z.-PK-Gregor. 224: Atl. 225: P. B. Z.-PK-Bauer. 226: P. B. Z.-PK-Foßhag. 227: P. B. Z.-PK-Boeckcr, 228: PK-Habedanck. 229: Hoffmann-PK-Boecker-PK-Huschke. 230: P. B. Z. - PK-Schäfer. 231: Hoffmann-PK-v. d. Piepen. 232: PK-Habedanck. 233: Hoffmann-PK-Harschneck. 234: Wieczorek. 236-237: PK-Schröter. 258-239: Archiv. 242-243: Archiv. 245: Archiv. 246: Urbahns. 247:Archiv. 249: PK-Habedanck. 251: PK-Habedanck. 253: PK-Schröter, Habedanck. 254: Archiv. 255: PK-Habedanck. 256: PK-Habedanck. 257: Thiede. 258: Archiv. 259: Hoffmann-PK-Gofferje. 260: Archiv. 261: Archiv. 262-265: PK-Habedanck. 268: Thiede-Hoffmann-PK-Faßhauer. 269: Weltbild. 270: P. B.Z.-PK-Gut-jahr. 274: P.B.Z. 275: Scherl. 276-283: OKW. 286: Weltbild-PK-Pinconelly. 287: Atl. PK-Wiesebach. 290: Hoffmann. 291: Lohse. 292: Weltbild-PK-Bauer. 293: P.B.Z. 294: P.B.Z.-PK-Ziegler. 295: Wieczorek. 296: PK-Dr. Feitl. 297: PK-Dr. Feitl. 2₉8:Thiede. 299: Weltbild. 300: Weltbild-PK-v. d. Piepen, PK-Dr. Feitl. 301: Wieczorek. 302: Archiv. 303: Hoffmann. 306-307: P.B.Z. 308-309: Archiv. 310: Pahl. 311: Lohse. 312

PK-Schröter. 314: Scherl.

Zeichnungen: Theo Matejko, PK-E. Erdmann, Strobel, PK-Raebiger, Erwin Pohl, Jancsch.

Im Auftrage des Oberkommandos der Wehrmacht ist das vorliegende Buch erschienen. Es ist der erste Band einer Buchreihe, die durch die kommenden Jahre regelmäßig fortgesetzt wird und in der alle militärisch-politischen Ereignisse unseres Zeitgeschehens festgehalten werden. Der nächste Band bringt die direkte chronologische Fortsetzung des vorliegenden Werkes für die Zeitspanne der folgenden 12 Monate. Mit der Aufgabe, dieses Buch als Vermittler zwischen Wehrmacht und Volk an den Leser heranzutragen, wurde der Verlag »Die Wehrmacht« betraut.

VERLAG »DIE WEHRMACHT«

BERLIN-CHARLOTTENBURG



Der Feldzug der 18 Tage

Die Marschrichtungen der deutschen Armeen